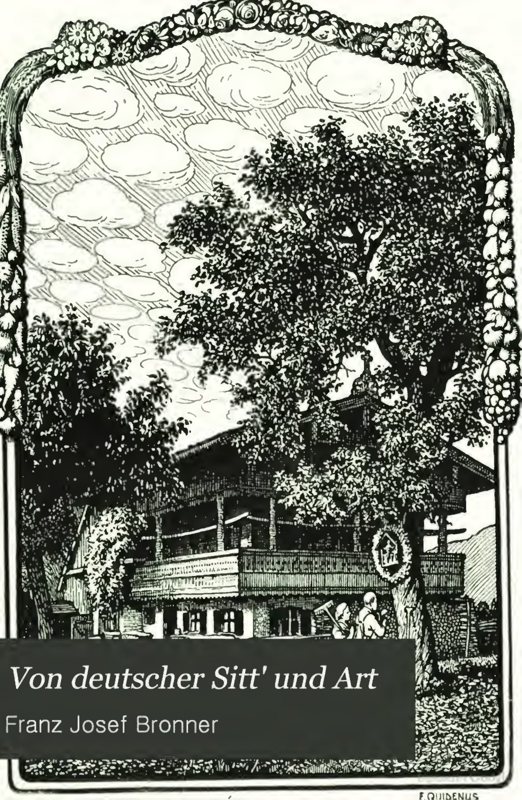
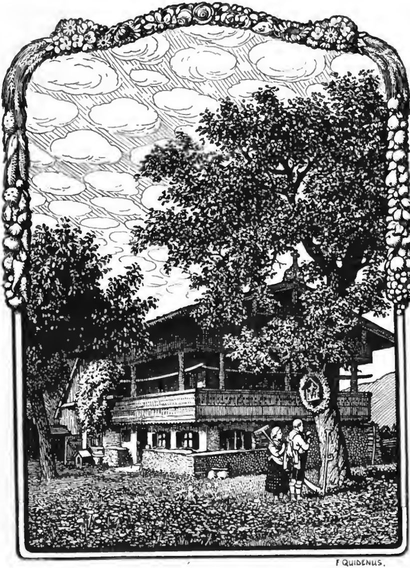


Von deutscher Sitt' und Art

Franz Josef Bronner


F QUIDENUS.

Unter dem Schutzbaum.

Von

deutscher Sitt' und Art.

Volkssitten und Volksbräuche in Bayern und den angrenzenden Gebieten.

(Im Kreislauf des Jahres dargestellt.)

Mit einem Anhang über Friedhöfe und Freskomalerei.

Von

F. J. Bronner.

Buchschmuck von **Fritz Quidenus**
und 11 Autotypien.

Verlag von
Max Kellerer's h. b. Hof-Buch- und Kunsthandlung.
München 1908.

„Vom Alten / sollt du behalten,
was gut ist und schön.
Was umbkehrt / kein Lob wert,
laß seitenwerz steh'n!"
Alter Spruch am Tor der Willibaldsburg
zu Eichstätt.

Geleitwort.

Auf meinen zahlreichen Wanderungen durch unser Bayernland fiel mir eine Menge volkskundlichen Stoffes an. Ich suchte denselben durch Beiträge aus anderen deutschen Gauen zu erweitern und bemühte mich dann, mir das Verständnis alter Sitten und Gebräuche möglichst zu erschließen. Es waren mir oft köstliche Minuten, die Entwicklung der unserm Volke heiligen Sitten und Bräuche — so weit möglich — zu verfolgen und dabei zu erkennen, wie in den heutigen Zügen deutscher Sitte und Gesinnung gar vielfach noch der Wellenschlag altersgrauer Vorzeit nachpulsiert und wie wir trotz eines Zeitunterschiedes von vielen Jahrhunderten mit unzähligen geheimnisvollen Fäden mit dem Leben unserer Altvordern verknüpft sind. In der Form von Abendplaudereien in der Familie, in einen Jahreskreis gereiht, möchte ich nun ein Büchlein der Öffentlichkeit übergeben, von dem ich anzunehmen wage, daß es Freunden des Volkes, welche dem Leben desselben gerne lauschen, ferner der reiferen, deutschen Jugend, welche den ererbten Sitten der Eltern Interesse entgegenbringt, namentlich aber den Lehrern, welche sich beruflich mit Heimat- und Volkskunde zu beschäftigen haben, mancherlei Anregungen bietet. Auch hier liegen nämlich Wurzeln deutscher Sozialpädagogik. Bedenken wir: Die beste Grundlage für die Pflege und Erhaltung echt deutscher und christlicher Sitte und Gesinnung ist richtiges Verständnis und wahre Wertschätzung derselben. Hier bietet sich Gelegenheit, zu zeigen, „wie oft Germanisch-Heidnisches, Jungchristliches und Altrömisches aufeinander eingewirkt hat, ja ineinander geflossen ist" und wie ursprünglich tief oft die Ideen zu den heute noch üblichen Volksbräuchen wurzeln. Der Zweck des Buches setzte mir natürlich bei der Stoffauswahl gewisse Grenzen. Um bei dem Umfange, zu dem sich die Arbeit auswuchs, nicht durch Einförmigkeit der Darstellung zu ermüden, wurde die Gesprächsform zeitweise verlassen, der Plauderton jedoch beibehalten. Ich will auch nicht vergessen, zu bemerken, daß die vorliegende Schrift nicht ausschließlich

derartig gesicherte Resultate der volkskundlichen Forschung bietet, daß alles als ganz und gar unwiderlegbar gelten will. Der Verfasser der Plaudereien läßt sich gern eines Besseren belehren. Die Plaudereien wollen ja vornehmlich anregen. Die Volkskunde ist eine junge Wissenschaft. Immerhin dürfte es gut und recht sein, dieses weite, herrliche Feld ernster und vielseitiger Anregung frühzeitig unserer reiferen Jugend zu erschließen. Ein sorgsames Hineinsehen in das gemütvolle Leben unseres Volkes dürfte mannigfache Freude bringen, Zufriedenheit und Selbstbesinnung schaffen. Hier dürfte es sich auch um ein dem Sammel- und Forschungseifer der Jugend gerecht werdendes Entgegenkommen handeln. Wer aber altem Volkstum gleichgültig gegenübersteht oder wer glaubt, darüber als über eine überlebte und überholte Sache abfällig die Achseln zucken zu müssen, der möge wenigstens das eine beherzigen: Verdirb es nicht, denn es liegt ein Segen darin! Und immer und überall gibt es bezüglich der Verschiedenheit des Denkens und des Charakters „sotte und sotte". Möchte es den nachfolgenden Zeilen gelingen, zu Beobachtungen, Nachforschungen und Nachprüfungen in der Heimat anzuregen und ein Wiederbeleben alter, würdiger Sitten und Gebräuche zu veranlassen! Möchten auch diesbezügliche Lieder und Sprüche gesammelt und dem Unterzeichneten oder einem Volkskundevereine übermittelt werden! Der Unterzeichnete würde die ihm anvertrauten Beiträge in einem Ergänzungsbande mit genauer Angabe des Einsenders und des Ortes, wo die Bräuche und Sprüche üblich sind, herausgeben, wie er sich ja auch mit der Absicht trägt, wenn dies Werkchen willkommene Aufnahme findet, ein zweites Büchlein erscheinen zu lassen, das als „eine Reise durchs menschliche Leben, durch Haus und Hof, Dorf und Flur", die Bräuche bei der Geburt, in den Kindertagen, im Jünglings- und Jungfrauenalter, bei der Hochzeit, bei der Arbeit, beim Sterben und Begräbnis u. s. f. u. s. f. schildern würde.

Zum Schlusse sei noch drei lieben Freunden, den Herren J. Weber und X. Lehr in München und H. Stölzle in Kempten, der verbindlichste Dank dafür ausgesprochen, daß sie sich mit gewissenhaftem Eifer der Druckkorrektur gewidmet haben.

Wohlauf nun zur fröhlichen Reise durchs Jahr!

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.



Weihnachtszauber und Christbaum.

Es war etliche Tage vor Weihnachten, da saß die Familie abends im warmen Stüblein traulich beisammen. Wie sichs um diese Zeit von selbst versteht, redete man fast nur vom lieben, guten Christkind und von den Geschenken, die es bringen werde, um die verschiedenen Herzenswünsche zu erfüllen. Die Augen der Kleinen glänzten vor lichter Hoffnungsfreude; aber auch in die Herzen der Größeren und Erwachsenen war schon etwas

von jener seligen Weihnachtsstimmung eingekehrt, die jedes Stüblein in ein Heiligtum umzaubert und das Gefühl erweckt, als schwebten ungesehen Engelein durch dasselbe und als ringelten sich zarte Weihrauchwölkchen an der Decke.

Kinder, schickt euch, sprach die Mutter zu den zwei Kleinen: der siebenjährigen Ella, die an ihrer Hausaufgabe schrieb, und zum fünfjährigen Fredi, der in Nacheiferung der Schwester emsig ungelenke Zeichen auf eine alte Schiefertafel malte, schickt euch, damit ihr zeitig ins Bett kommt und etwas vorschlafen könnt, wenn ihr am Weihnachtsabend länger aufbleiben wollt! Das Christkind und die Engelein haben jetzt viel zu schaffen und beobachten wohl, ob alle Kinder brav sind.

Gelt Mama, nahm der kleine Fredi das Wort, das Christkind und die lieben Engelein schauen jetzt überall nach, ob die Spielsachen vom Vorjahr noch da sind, oder ob sie auszubessern brauchen?

Freilich, bestätigte die siebenjährige Ella. Siehst ja, das Christkind hat meine große Puppe mit den Schlafaugen schon geholt, um ihr ein neues Kleid zu machen.

Warum hat es dann aber nicht auch mein altes Gewehr mitgenommen?

Wirst es schon so zerrissen haben, daß sich das Christkind nicht mehr damit abgeben mag.

Mama, heute früh habe ich am Fenster bei der Nähmaschine zwei Goldflecke gesehen, versetzte jetzt wichtig Fredi. Weißt solche, wie an den Nüssen, — und ein Engelhaar fand ich auch!

Ei, was du sagst! tat die Mutter erstaunt.

Gelt, da hat das Christkind wohl schon zu uns hereingeschaut, meinte Ella.

Möglich ists, wenn ihr solche Spuren gefunden habt. Aber sputet euch jetzt! mahnte die Mutter nochmals. Denn wißt, erst

wenn die Kinder sind schlafen gegangen,
dann öffnet das Christkindlein leis
das Fenster und kommt geflogen
herein mit der Engelein Kreis.

Still setzen sich alle ans Tischchen
und nädeln und fädeln geschwind
aus Sammet, Goldfäden und Spitzen
ein Püpplein fürs artige Kind.

Und für den folgsamen Knaben,
da schnitzen sie Peitsche und Schwert,
und weil er so gerne mag reiten,
vielleicht auch ein Schaukelpferd.

Ist endlich dann alles gerichtet
und geborgen an heimlichen Raum,
so segnen sie rasch noch die Kinder,
daß sie lächeln im holdesten Traum.

Und sachte, wie sie gekommen,
so schweben sie wieder davon
und steigen an blinkenden Sternen
hinauf zu des Himmels Thron.

Wenn morgens die Kinder erwachen,
dann kann es gar leicht wohl gescheh'n,
daß am Tische sie oder am Fenster
die „Spuren der Englein" noch seh'n.

Also hurtig in die Federn, damit Christkind und Engelein an euch Freude haben!

Als die Kleinen zu Bette gebracht worden und endlich auch die beiden älteren Geschwister, der 16jährige Gymnasiast Walter und die 15jährige Gertrud, mit ihren Arbeiten fertig waren, sprach die Mutter, die sich nun mit milden Engelshänden an die Fertigstellung des Christbaumschmuckes machte, wobei ihr die älteren Kinder etwas helfen durften: Es ist doch ein schöner, sinniger Brauch, sich zu Weihnachten einen Baum zu schmücken.

O, versetzte darauf Gertrud, Nachbars Lore hat mir heute erzählt, daß sie sich heuer keinen Baum mehr aufrichten wollten; sie seien dazu jetzt doch schon zu alt. Wir möchten ihn aber nicht entbehren, gelt Mutter?

Da sprichst du mir aus der Seele, Mädchen.

Und du bist doch auch schon so groß und so klug, nicht wahr, Gertrude! scherzte der Vater, der bisher in die Zeitung vertieft gewesen war. Was meinst du, Studiosus?

Ich hab eine Frage, die mir plötzlich in den Sinn geschossen. Wie alt ist denn eigentlich die Sitte des Weihnachtsbaumes?

Junge, mit einer solch hereingeschneiten Preisfrage möchtest du einen wohl in Verlegenheit bringen?

O, ich meine nur, ob die ersten Christen auch schon diesen Brauch kannten?

Aber Student! Es muß dir doch bekannt sein, daß diese ihre Feiern ohne Prunk und möglichst im Verborgenen veranstalteten. Der Weihnachtsbaum ist seinem Ursprunge nach ganz und gar eine deutsche Sitte. Unser Christbaum und unsere Weihnachtsbescherung sind im Grunde genommen Erzeugnisse der Neuzeit.

Was! rief Gertrud fast enttäuscht. Ist dies möglich?

Gewiß! Aber deswegen, weil diese Sitten an ehrwürdigem Alter einbüßen, brauchen sie dir nicht weniger lieb zu sein. Verbürgte Mitteilungen über den Christbaum kommen nicht vor dem Anfang des 17. Jahrhunderts vor. Ein Buch aus dem Jahre 1604 berichtet (1):

„Auff Weihnachten richtet man Dannenbäum zu Straßburg in den Stuben auff; daran hencket man roßen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold, Zucker.“ Übersehen wir nicht, der Weihnachtsbaum war damals noch ohne die Ausstattung mit Lichtern. Mit diesem Schmucke und als Mittelpunkt der Familienbescherung tritt er erst Mitte des 18. Jahrhunderts auf. Am raschesten und allgemeinsten fand der Brauch in protestantischen Ländern und Reichsstädten Verbreitung. In großen Städten bildete der Christbaum später einen Handelsartikel auf den sogen. Christmärkten. Zu Nürnberg erließ der besorgte Magistrat 1768 ein Verbot gegen das massenhafte Umhauen junger Stämmchen zu Christbäumen. In München und im katholischen Altbayern ist es kaum mehr als 100 Jahre her, daß der Christbaum in seiner jetzigen Gestaltung zur Einführung kam und zwar geschah dies durch die Königin Karoline, die Gemahlin Maximilian I. von Bayern, eine badische Prinzessin. Mitte des 19. Jahrhunderts (also vor ungefähr 50 Jahren) kannte man den Christbaum aber noch in den wenigsten Bürgerhäusern altbayerischer und schwäbischer Städtchen. Ich selbst entsinne mich noch aus meiner Jugendzeit, daß es in meinem Geburtsorte damals wohl in jedem Stüblein eine reichgefüllte Gabenschüssel mit Obst und Leckereien rc., in den wenigsten jedoch einen geschmückten Christbaum gab. Damit nun eure Enttäuschung wegen des Alters unseres deutschen Christbaumes nicht gar zu groß sei, so laßt euch etwas erzählen, was vermittelnd wirken könnte:

Schon lange, lange vorher, ehe der heutige Christbaum zur Einführung kam, war bei unseren Vorfahren die Sitte heimisch, um die Wintersonnenwende immergrünes Tannengezweig oder einen Fichtenwipfel an (beziehungsweise neben) die Türe ihrer Hütten oder an die Gattersäulen ihrer Gehöfte zu stecken. Solche Fichtenwipfel nannte man im Salzburgischen Berchtel- (Berchta-, Bechl-) boschen, im Steiermärkischen (Ennstal), wo der Brauch mitunter heute noch üblich ist, Graßbaum. (²)

Also waren doch früher schon Anklänge zum Weihnachtsbaume da! rief Walter fast freudig und mit stolzer Befriedigung über diese Aufhellung seiner Frage.

Ja! Und dies können wir uns so erklären: Unseren Altvordern war große Freude am Walde und Waldesgrün eigen. Wohnten sie

doch ursprünglich selbst im Walde und verehrten sie doch ihre Götter in heiligen Hainen! Dies alles mag sie veranlaßt haben, um die bedeutungsvolle Zeit der Wintersonnen- und Jahreswende, wenn das Leben der Natur langsam wieder erwacht und wenn nach uraltem, deutschem Volksglauben die Scharen wohlgesinnter, aber auch böser Geister ihre geheimnisvollen Umzüge durch die Luft hielten, ihr Heim mit einem frischgrünen Tannenbüschel oder Fichtenwipfel als Vertreter des heiligen Waldes und als Festeszeichen zu schmücken.

Das leuchtet mir ein, sprach Walter, als der Vater eine kleine Pause machte. Der Nadelbaum war zu solcher Ehre aber auch geeignet wie kaum ein zweiter Waldbaum. Bedenken wir sein immergrünes Kleid und sein Vorherrschen in deutschen Bergwäldern!

Ja, er vermag uns mitten im Winter den Sommer und den ganzen grünen Wald zu vergegenwärtigen, fügte Gertrud bei.

Anerkennung! lobte der Vater. Er langte ein Büchlein aus seinem Bücherschranke heraus und fuhr zu erzählen fort:

In diesem altbekannten Buche, das am Ende des 15. Jahrhunderts zum erstenmal erschien, dem einst vielgelesenen „Narrenschiff“ von Seb. Brant, das die Torheiten der Welt geißelt, wird in einem Kapitel (LXV.) auch der Aberglaube der Zeit verspottet. Da heißt es:

„Denn, wer nicht etwas Neues trägt
und um Neujahr nicht Singens pflegt
und Tannenreisig steckt ans Haus,
Der meint, er leb' das Jahr nicht aus.

— — — — — — — — —
Desgleichen, wenn zum neuen Jahr
von anderen nichts wird geschenkt,
der meint, daß schlecht das Jahr anfängt.“

Der berühmte Kanzelprediger Geiler von Kaisersberg am Münster zu Straßburg, fast ein Zeitgenosse des Dichters Seb. Brant, der in seinen Predigten öfter auf die Darlegungen im Narrenschiffe Bezug nahm, sprach in einer Fastenpredigt um Weihnachten (1508) auch über die in Straßburg üblichen Bräuche, erklärte sie als heidnisch und begehrte, daß sie abgeschafft würden; denn es zieme sich nicht, Weihnachten so wie die Heiden Neujahr zu feiern „etlich mit tantzen und springen, ander(e) mit stechen, ander(e) mit danreiß in die stuben legen, ander(e) mit bechten, ander(e) daß sie einander gaben schicken, lebkuchen, wein ꝛc.“ Hier also finden wir das Tannreis — wohlgemerkt — bereits in der Stube. Um nun die Entwicklung des schlichten Tannenreises der Wintersonnenwende zum reichgeschmückten Christbaum zu verstehen, müssen wir noch folgendes erwägen: Wie aus vielen, uralten Sitten und

Sagen hervorgeht, wähnten unsere Vorfahren auch, daß um die Zeit der bedeutungsvollen Wintersonnen- und Jahreswende (die hochheilige Zeit der Zwölfnächte), in der alle Geister frei wären und überall ihr Wesen treiben könnten, **Luft und Erde mit wunderbarem Zauber erfüllt seien.***) Als Papst Liberius im Jahre 352 das Fest der Geburt Christi endgültig auf den 25. Dezember festsetzte, also in die Zeit der Wintersonnenwende, da mag vom Volk auf die christliche Festnacht, die ja selbst so viel des Geheimnisvollen in sich barg, vieles von seinem alten Wunderglauben übertragen worden sein; manche uralte Sitte, die christliche Umgestaltung erfuhr, mag dann von der Kirche geduldet worden sein. Man ließ in der Christnacht die Natur ein zweites Mal sprossen, ließ Wasser mancher Brunnen zu Wein werden, ließ an heiligen Quellen wirkliche Rosen erblühen, manche Bäume ein zweites Mal blühen und plötzlich reife Früchte tragen (die sogen. Träudleins- oder Gertrudenäpfel). (3)

Vater, da weiß ich selbst auch etwas zu erzählen, unterbrach Gertrud. Die Magd, welche uns jeden Morgen die Milch ins Haus bringt, vertraute mir jüngst an, daß nach altem Bauernglauben die Haustiere in der Christnacht während des Zwölfuhrschlagens mit menschlicher Sprache reden könnten.**) Das Vieh läge dabei auf den Knieen

*) In Tiers in Südtirol glauben manche Leute heute noch, daß um Weihnachten, besonders in der Christnacht, so viel heidnische Geister umgehen, daß man sich kaum zu husten getraut und die Kinder auf Decken wiegt. Auch im übrigen Tirol und in der Oberpfalz hat sich bei manchen alten Mütterchen und Großvätern der Glaube erhalten, daß in der heiligen Nacht die Toten aufstehen und zur Christmette wandeln, daß überhaupt die Seelen der Abgeschiedenen für diese Zeit zu neuem Leben erwachen, daß die Geister der Abgestorbenen Tiergestalt annehmen können 2c. Der Volkskundeforscher Prof. E. Mozk vertritt in seiner trefflichen „Germ. Mythologie" die Ansicht, daß das große Fest der Germanen im Spätjahre bezw. um die Wintersonnenwende in erster Linie ein allgemeines Totenfest gewesen sei.

**) Der Schriftsteller Ludw. Bechstein, ein Sonntagskind, weiß aus dem Frankenlande folgende ergötzliche Probe wunderbarer Viehunterredung in der Christnacht mitzuteilen: „Es war ein Bauer im Dorfe Riedenheim, etliche Stunden von Niklashausen im Unterfränkischen, der war neugierig, mocht' gar zu gern wissen, was für einen Diskurs das Vieh in der Christnacht führen würde, und barg sich unter die Krippe und lauschte. Wie die Glocke zwölf schlug, so tat ein Ochs sein Maul auf und sprach zum Nachbarochsen: Du, heut über acht Tagen wird unser Herr sterben. Da antwortete der andere: Du! das geschieht ihm recht, dem Viehschinder! — Und da fing der ganze Stall an, vor Freude zu brüllen, aber weil die Uhr schon ausge-

und blicke wie in Verzückung nach oben. Doch nur Sonntagskinder verständen die Sprache der Tiere. Sie hat auch gesagt, daß in ihrer Heimat noch mancher Bauer ein Büschelchen Heu und Ähren vor die Haustüre lege und dann „nach den vier Himmelsgegenden an die vier Elemente streue —"

Ja, das nannten sie das Windgeisterfüttern, um sich im kommenden Jahre eine reiche Futter- und Getreideernte zu sichern, erklärte der Vater. Unsere Vorfahren hielten diese Zeit überhaupt für einen wichtigen Zeitpunkt der Weissagung und Erkundung des Zukünftigen im Menschenleben und in der Ernte, wie ihr später noch ausführlicher hören sollt.

Nicht wahr, um Weihnachten erblüht doch tatsächlich eine Christ- oder Schneerose, sprach Walter. Ich habe einmal gelesen, daß die in Berggebieten ziemlich verbreitete, schwarze Nieswurz um diese Zeit schöne, weißrötliche Blüten treibt und daß diese Blume mit der Mistel und der rotbeerigen Stechpalme in England zum weihnachtlichen Schmucke der Zimmer verwendet werden.

Und ich kenne ein prächtiges Lied, welches das Erlöserkind mit einer wunderbaren Rose vergleicht, nämlich: „Es ist ein Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart, aus Jesse stammt die Art... Und nicht wahr, wenn die Jerichorose recht aufblüht, gibt es ein fruchtbares Jahr?

O, o, ihr seid ja tausendkluge Leute! wehrte der Vater ab. Wir wollen aber unsere Gedanken wieder in ein festes Geleise zwingen. Wie wir vorhin schon vernommen haben, glaubten unsere Altvorderen an ein wunderbares Blühen und Sprossen um die Zeit der Wintersonnen- und Jahreswende. Um sich nun an demselben selbst zu ergötzen, brach man Zweige von den Fruchtbäumen des Gartens, brachte sie in die Stube und ließ ihr Sprossen und Blühen ankündend sein für die Fruchtbarkeit im kommenden Sommer.

Ach ja, warf jetzt die eifrige Mutter darein, die sich kaum Zeit nahm, von ihrer Arbeit aufzusehen, aus meiner Jugend erinnere ich mich selbst, daß man am Barbara- oder Nikolaustage (4./6. Dezember)

---

schlagen hatte, so hörte und verstand er nichts weiter als: Juhu, ju! ju, juhu! — Nun war aber der besagte Bauer selbst der Herr und hatte genug gehört und verstanden. . . ."

Eine Sage ganz ähnlichen Inhaltes ist noch allgemein im Algäu, in der Oberpfalz und im bayerischen Walde bekannt.

einen großen Kirschbaum- oder Hartriegelzweig in ein Glas Wasser setzte, so daß er um Weihnachten in voller Blüte stand und man sich an ihm das Wiedererwachen und wunderbare Walten der Natur vorbildlich veranschaulichen konnte. Man nannte ihn den „Barbarazweig oder Klausenbaum“. Wir hingen an ihm sogar etliche gefärbte Marzipanfiguren, wie sie der Krämer zum Verkaufe hielt, auf. Abergläubische Mädchen dichteten ihm prophetische Fähigkeiten über künftige Heirat zu ([4]); auch maß man an der Zahl und Schönheit seiner Blüten Glück und Erntesegen fürs kommende Jahr.

Habe ich's nicht gesagt! erwiderte der Vater lachend. Hört ihr: ein zeitlicher Vorläufer des Christbaums mit Blüten und Marzipan!

Entschuldige, begann Gertrud, nun ist mir immer noch nicht ganz klar, wie der Christbaum einmal zu den Äpfeln und vergoldeten Nüssen ꝛc. kam.

Ei, die Sache erkläre ich mir jetzt möglichst einfach, erwiderte Walter. Nachdem man den immergrünen Fichtenwipfel oder den künstlich zum Blühen gebrachten Fruchtzweig als Schmuck im Heim hatte, was lag da näher, als daß man vom reichen Obstsegen des verwichenen Herbstes auch etwas zur Ausstattung des Weihnachtsbaumes verwendete? Die aufgehängten Früchte (rotbackige Äpfel nnd vergoldete Nüsse ꝛc.) konnten gleichsam aber noch das wunderbare Wiedererwachen der Erde zu neuem reichem Segen vollends versinnbildlichen. (Man hatte dann auch eine Art Träudleinsäpfel.)

Brav! Die Deutung läßt sich hören, lobte der Vater. Denn wisse: Nüsse waren von jeher wegen ihres massenhaften Vorkommens ein urdeutsches Fruchtbarkeitssymbol. (Die Welschnuß trat im Laufe der Zeit an die Stelle der deutschen Haselnuß.) Übrigens werden wir über den Fichtenzweig als Lebensrute später einmal beim Fitzeln sprechen. In ähnlicher Weise, wie du die Deutung mit den Früchten fertig gebracht hast, hat man den brennenden Kerzen am Weihnachtsbaum eine christliche und dichterische (natursymbolische) Idee zu Grunde gelegt, indem man erklärte: Die brennenden Lichter am Christbaume versinnbildlichen die Geburt des ersehnten Christen- und die Wiederkehr des Sonnenlichtes, der Kerzenglanz zaubere den Sonnenglanz späterer Tage vor. Ihr merkt wohl, nicht wahr, dieser Gedanke klingt zu ausgeklügelt um aus dem Volke zu stammen und wurde erst nachträglich, nachdem der Brauch schon gang und gäbe war, in ihn

hineingelegt. Ursprünglich mag die Freude am Lichterglanze selbst den Schmückenden genügt haben. Denn unsere Vorfahren werden das Sonnenlicht nicht eher begrüßt haben, als bis sie seine merkliche Wirkung verspürten. Erst das sichtliche Anwachsen des Tageslichtes mag sie mit Frühlingsahnen erfüllt haben. Christlich-frommer Sinn [christliche Symbolik] (5) hat schließlich aus dem ganzen Weihnachtsfest ein Fest des Lichtes, der Hoffnung, der Freude und Liebe gemacht. Die Verlegung der Christmette inmitten der Nacht soll auch nur andeuten, daß aus der Finsternis der Tag, das Licht und Leben erwächst. Freilich muß hier vor allem an Christus, das Licht der Welt, gedacht werden. Auch das Wachbleiben in der Christnacht bis zur Mette hat eine christlich-sinnige Deutung erfahren. Denkt nur, was würdet ihr tun, wenn ihr jemand recht Lieben in der Nacht erwartet?

Selbstverständlich würden wir aufbleiben, riefen fast gleichzeitig Gertrud und Walter.

Nun seht, so sollen auch die hellerleuchteten Kirchen und Häuser in der Christnacht ein Zeichen der erwartungsvollen Freude sein, womit die Ankunft des Himmelslichtes ersehnt und begrüßt wird. Schließlich erübrigt uns noch, einige Worte über das Alter und die Bedeutung der Bescherung an Weihnachten zu reden. Ihr habt heute schon aus dem Narrenschiffe gehört: Früher pflegten sich Erwachsene auf Neujahr mit der bestimmten Absicht, daß dies Glück und Reichtum fürs kommende Jahr bedeute, zu beschenken, also den Wunsch symbolisch durch die Tat zu unterstützen. Diese Sitte, die bereits vor vielen Jahrhunderten im alten römischen Reiche üblich war, ist es heute noch bei den romanischen Völkern (in Italien, Frankreich rc.). Bei uns wird zu Beginn eines neuen Jahres nur gratuliert, ohne sich zu beschenken. Weit verbreitet ist da der alte Spruch:

„Ich wünsch' ein glückselig's, neu's Jahr,
's Christkindl im krausen Haar."

Wie in dem Glückwunsche das Christkind (also Weihnachten) und Neujahr in Zusammenhang gebracht sind, ebenso — das dürfen wir annehmen —

Ja, ja, ich begreife, rief Walter stolz, ebenso hat sich die Neujahrsbeschenkung bei uns Deutschen zu einer Weihnachtsbescherung ausgewachsen, ist also mit dem Christfeste in eins zusammengeschmolzen.

Richtig! Anknüpfungs- oder Stimmungspunkte waren ja genug im Gemüte des deutschen Volkes vorhanden. Das wißt ihr aus dem Bishergesagten vom Wunderglauben unserer Altvorderen, vom geheimnisvollen Blühen und Fruchtreifen um Weihnachten, von der Erkundung künftiger Ernte oder Segens- und Glücksfülle u. s. f., die man sich erhoffte und erwünschte. Da laßt euch endlich noch erzählen: Nachweislich viel älter als unser Christbaum ist der deutsche Brauch, um die Wihnacht (Wintersonnenwende) süßes Gebäck in verschiedenen Formen, namentlich Tierformen, herzustellen. ([6]) Nach glaubwürdiger Forschung waren dies einmal Gebildbrote, die anläßlich der germanischen Opferfeier um die Mittwinterzeit gebacken wurden. Ursprünglich wurden die Tiere selbst geopfert und gemeinsam (bei Mettrank) verzehrt. Da gab es reiche Gelage, an denen man die seelischen Wesen der Luft (die Geister) insgeheim teilnehmend wähnte. Man stellte ihnen sogar Speisen bereit an ungestörten Orten. Zum ersten Male geschieht der Gebildbrote oder Gebäckfiguren „in einer Predigt des hl. Eligius im 7. Jahrhundert Erwähnung. Der fromme Mann mahnt die Bekehrten, fortan um die Mittwinterzeit keine Teigfiguren mehr zu bereiten. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts findet sich nochmals eine Mitteilung über Götterbilder, aus geweihtem Mehl hergestellt". Unser Früchtenbrot oder Hutzelbrot (aus etwas Mehl, viel Hutzeln oder Kletzen, Zibeben, Feigen, Nüssen und Mandeln hergestellt) war ursprünglich wohl nichts anderes als ein Kultbrot. Seit ältester Zeit erfreut sich die Schmauserei in den weihnachtlichen Festtagen einer besonderen Üppigkeit. In erstchristlicher Zeit gingen dem Weihnachtsfeste 40tägige Fasten voran. Nach dieser Leibeskasteiung war man für die Freuden des Tisches dann um so empfänglicher. In den Nordseemarschen heißt der Weihnachtsabend geradezu der „Vullbuksabend". Da gibt es einen gewaltigen Mehlpudding mit Rosinen und geräucherten Schweinskopf. In Altbayern ist kaum ein Bauernhof, wo nicht ein wohlgemästeter „Weihnachter oder Mettenbär" (ein feistes Schwein) zu den festlichen Freuden sein Leben lassen muß. An der Größe des Mettenschweines kann man die Größe des Hofes messen. Ein Großbauer schlachtet einen mindestens 2 Zentner schweren Weihnachter; ein Mittelbauer einen solchen mit 1½ Zentnern. Während der Mette in der Christnacht, wenn der knorrige „Mettenblock" im Ofen der Bauernstube Hitze speit, hält der Bauer oder der Oberknecht Hofwacht und

schießt dann, wenn er von Zeit zu Zeit seinen Umgang macht, aus einer alten Flinte fleißig das hl. Christkind an. Auf solche Weise schützt er das Haus vor allem Bösen in Menschen- und Geistergestalt und gibt zugleich seiner Festesfreude kräftigen Ausdruck. Kommen Bäuerin, Kinder und Ehalten bis aufs Mark durchfroren von der mitternächtigen Mette heim, wartet ihrer eine „bacherlwarme" Stube und es gibt zur Stärkung frische Mettwürste in Hülle. Allerorten auf dem Lande, auch wo der glänzende Christbaum mit seinem Prunke heute noch nicht im Bauernstüblein zu sehen ist, steht wenigstens die gabengefüllte Christkindschüssel mit süßem Backwerk, mit Obst, etwas Spielzeug und nützlichen Dingen, z. B. Strümpfen, Halstüchern, Schürzen — aber auch mit der Strafrute für die bösen Kinder — auf dem Tische. Mag die Gabe klein sein:

Die Liebe adelt jedes Ding,
wer herzlich gibt, gibt nie gering.

In der frohen Überflußstimmung des Weihnachtsfestes ist der Wohlhabende gerne bereit, mit anderen zu teilen und fremde Not zu lindern. So gestaltete sich zuletzt Weihnachten, das Fest der Liebe, zu einem allgemeinen Feste der Wohltätigkeit und Milde aus. Heute gibt es in vielen Städten eigene Christbescherungsvereine für Arme. Kaum ein Häuslein ist in deutschen Landen, wo nicht Eltern ihrer Kinder und Kinder ihrer Eltern am Christabende in Liebe gedenken. Selbst der Toten will das Herz an diesem Fest der Liebe nicht vergessen. Ein sinniger Brauch findet daher in jüngster Zeit auf unseren Friedhöfen immer mehr Verbreitung.

Ich weiß, was du meinst, sagte Gertrud. Man pflanzt auf den Gräbern Dahingeschiedener am Weihnachtsabend ein Christbäumchen auf, das mit Papierrosen und Lichtlein ausgestattet ist.

Ja; auch hier soll das immergrüne Fichtenbäumchen im Kerzenglanze ein Sinnbild der Hoffnung und des Lichtes sein: jenes ewigen Lichtes und jener seligen Anschauung, zu der das menschgewordene, göttliche Kind den Sternenweg gewiesen hat. Eines dürfen wir noch zum Schlusse nicht vergessen, ohne das die Weihnachtsstimmung im katholischen Südbayern bei alt und jung nicht ganz wäre: die Krippe, die fast in allen größeren Pfarrkirchen und auch in vielen Bürgerhäusern zu sehen ist und deren Figuren (von einheimischen Schnitzern gefertigt) oft nicht ohne künstlerischen Wert sind.

Ei ja! riefen Gertrud und Walter freudig mitsammen. So eine Krippe ist tatsächlich etwas Schönes! Der Ältere als Wortführer meinte weiters: Auch ich schaue sie immer noch gerne an. In ihren Darstellungen wird von Weihnachten bis zur Fastenzeit das ganze Leben der heiligen Familie so anschaulich, schlichtinnig und anmutig vor Augen geführt,

daß man gerade meinen möchte, man könnte alles miterleben, ergänzte Gertrud begeistert.

Gewiß! bekräftigte der Vater. Unsere Krippen sind oft nicht bloß eine stimmungsvolle Zier, sondern eine Stätte frommer Erbauung. Und die schlichte, kindliche Art, wie sie die heilige Geschichte zum Ausdrucke bringen, hat sicher schon ebenso wahrhaft begeistert und erfreut, edel angeregt und nachhaltig gewirkt wie die glänzendste Verherrlichung desselben Gedankens in Werken der Dichtung und Malerei. Auch sie sind ein Stück unseres heimischen Weihnachtszaubers und sogar eines sehr alten und ehrwürdigen, denn unsere Krippen sind hervorgegangen aus den lebenden Bildern und dramatischen Aufführungen (Jesu Geburtspielen), wie sie in frühchristlicher Zeit in unseren Kirchen zur Darstellung kamen, unseren schlichten Vorfahren zur Lust und Lehr.



Die zwölf Rauchnächte

(Die Zwölften).

(Witterungs- und Schicksalslostage.)

Habt ihr gestern und vorgestern recht aufs Wetter gemerkt, Kinder? sagte der Vater scherzend am Kalt-Johanniabend. Wir haben heute schon die dritte Rauchnacht und nach uraltem, deutschem Volksglauben wird die Witterung der zwölf Monate des künftigen Jahres geradeso

wie sie die zwölf Rauchnächte ankünden. Denn die zwölf Rauchnächte sind Witterungslostage.

Ja, Vater, was sind denn eigentlich die Rauchnächte? fragte Walter.

Was, das wißt ihr nicht! sprach lachend der Vater und sah sich die Kinder der Reihe nach an. O, ihr weisen Stadtfräcke; wieviel bleibt euch unbekannt vom Volksleben auf dem Lande! Als ich noch so ein Junge war — in dem Alter wie unsere Ella (ich entsinne mich daran noch so lebhaft und freudig als ob es gestern gewesen wäre), da durfte ich auf vieles Bitten die Schaufel oder den Weidling mit glühenden Kohlen und den glimmenden Kräuterresten tragen, die von dem (am Maria Himmelfahrtstage — 15. August) geweihten Wurzbüschel aufbewahrt worden waren. Mit dem „Glütl" oder „Rauche", zu dem die Mutter noch Weihrauchkörner, Schlehdornzweige oder etliche Wachholderbeeren warf, wanderten wir, zwölf Vaterunser und den Glauben betend, durch Haus und Stall, damit von Pferd und Rind ꝛc. und allen Inwohnern des Hauses möglichst alles Unglück ferngehalten bleibe. Die Mutter machte den Mesner, schritt mit dem Weihbrunnkessel hinter mir her und sprengte Weihwasser in jeden Winkel hinein, bespritzte Milchkasten und Hühnerstall ꝛc.

Was sollte der Rauch bedeuten?

Der Kräuterbrand sollte aller Wahrscheinlichkeit nach ein uraltes Futter- und Segensopfer darstellen und sollte die bösen Geister, welche die „schelmischen Krankheiten" (die Seuchen bei Mensch und Vieh) erzeugen, vertreiben. Im Isartal heißt heute noch der Rauschbrand „der gelbe Schelm". Als Viehschelm galt eben der böse Geist, welcher die Krankheit verursachte. (¹) Geweihten Rauch scheuen die bösen Geister (Hexen ꝛc.). Unsere Altvorderen glaubten, mit der Wende des feurigen Sonnenrades vollzöge sich auch eine Umwälzung in der ganzen Natur, weiters in dieser Zeit hielten die Seelengeister ihre Umzüge, daher seien „die Zwölften", diese hochheiligen Nächte, auch die beste Zeit, um alle schädlichen Einflüsse, die sie sich als Unholde, Schelme ꝛc. dachten, zu bekämpfen.

Geschah die Ausräucherung an jedem der zwölf Abende? sagte Gertrud.

Früher mag's so gewesen sein. Ich entsinne mich jedoch, daß es bei uns nur mehr an den Hauptrauchnächten geschah: vor Thomas, am Silvesterabend und vor Heiligdreikönig. In Niederbayern und

Südtirol geschieht es vielfach am heiligen Abend statt am Thomasabend. Anderswo veranstaltete man die Umgänge mit der Räucherpfanne nur an den einschlägigen Donnerstagabenden innerhalb der Rauchnächte oder gar nur am letzten Abend vor Heiligdreikönig, der sogen. großen Neujahrsnacht. An der letztgenannten der drei Hauptrauchnächte hättet ihr wohl alle gern teilgenommen. Da wurden bei uns in riesiger Anzahl Küchelu gebacken, so daß dieser Abend nicht mit Unrecht die „feiste (fette) Rauchnacht" hieß. Gegessen wurde, daß man den Türkegel nicht mehr sah. Nach dem Rauchumgange hatte man es nicht gern, wenn noch jemand das Haus verließ oder nochmals den Stall aufsuchte. (Denn die bösen Geister konnten Lust verspüren, verstohlens einzudringen.)

Papa, könnten wir nicht einmal in den Weihnachtsferien in deine Heimat reisen und uns die Sache ansehen? Den Onkel würde es gewiß recht freuen, wenn wir ihn besuchen würden, mischte sich Klein-Ella darein.

Aha, du Schlaue! Da dürftest du aber nicht mehr ganz auf deine Rechnung kommen. Küchelu und Rauchumgänge haben sich aufgehört.

Schade!

Ja; aber nur teilweise. Mit den Rauchnächten verband sich zu viel heute oft ganz mißverstandener Aberglaube. So hieß es z. B.: In diesen Nächten sei die Kraft der Hexen und Unholde (der bösen Geister) am ärgsten, so daß zu ihrer Abwehr auch die stärksten Mittel nötig seien. Man suchte sie mit heftigem Peitschenknallen, Schießen ꝛc. aus den Gärten und Gefilden bei den Höfen zu verscheuchen. Denkt nur an den Heidenlärm in der Neujahrsnacht! Unsere Vorfahren waren nämlich nach altgermanischer Vorstellung des Glaubens, durch ungewöhnlichen Lärm könnte man sich der Dämonen erfolgreich erwehren, „wie ja das gewöhnliche Volk vielfach heute noch meint, daß starker Schall, starkes Läuten oder Schießen auf das Gewölke und somit auch auf die Witterung Einfluß übe". Man schüttelte oder weckte die Bäume im Garten und „fitzelte" mit der Geißel nach den Zweigen derselben, um sie recht fruchtbar zu machen; man schlug Händleinpfennig in die Obstbäume, um durch diese Opferspende im kommenden Jahre eine günstige Obsternte zu erzielen; man klopfte an die Stämme, umarmte und küßte sie, um die Gartenpflegling sich geneigt zu machen. Man umwickelte die Bäume mit Strohbändern,

um sie vor bösen Geistern, vor Frost und Raupenfraß ꝛc. zu schützen und fruchtbar zu machen. Das Umgürten sollte ein dicker Knecht oder eine unbescholtene Magd tun. (Des Strohumbindens erwähnt bereits um das Jahr 1400 der Böhme Alßo.) Es ist vielerorts in der Christnacht heute noch üblich. In manchen Gegenden, z. B. im Algäu, wurden Brosamen in den Garten gestreut, damit das Kraut recht gedeihe, im Egerland Tischreste unter die Bäume gelegt; so fütterte man die Geister. Ein Büschel Grummet oder Nachheu, vor die Türe gelegt, sollte bewirken, daß im nächsten Sommer das Futter üppig wachse und dem Vieh besonders anschlage. An Stephani, dem Feste des ältesten Pferdepatrons, läßt man im Altbayerischen vielerorts heute noch Haber weihen, jedes Bauernanwesen gewöhnlich eine Schüssel voll. Ein Teil des Geweihten wird gleich unter das Futter gemengt, der andere kommt im Frühjahre unter den Saathaber.

Ich verstehe, warum.

Ja, das ist leicht zu erraten. Fast alle Bräuche zielten darauf ab, betreffs des kommenden Jahres Glück und Segen für Haus, Stall und Fluren zu erflehen, Unglück aber abzuwenden. — Die Zwölften waren unseren Altvorderen eine so hochheilige Zeit, daß in diesen Nächten alle Arbeit ruhen mußte. Am Thomasabend (oder am Donnerstag vor Weihnachten) wurde das Spinnrad eingesperrt (oder mit einem Tuche verhüllt). In den winterlichen Spinnstuben in der Rhön gilt heute noch der Grundsatz, daß zwischen Weihnachten und Neujahr (wie man dort sagt, „zwischen den Jahren") nicht gesponnen werden darf. Diese heilige Zeit gehört nur der Ruhe, dem Frieden, der Erholung. Wer in dieser Zeit spinnt oder flickt ꝛc., dem dreht Frau Holle den Hals um oder es straft ihn (wie man im Braunschweigischen sagt) „de ole Hakſche". In Villanders in Südtirol geht, wie der Volksmund weiß, nach dem Gebetläuten am heiligen Abend Frau Berchta um, um herumstreunende Mädchen zu packen und zu „vertragen". Ledige Weiberleute, welche für die Festzeit ihre Küche noch nicht blitzblank und in Ordnung haben, beutelt sie jämmerlich bei den Haaren.

Au weh! rief Gertrud scherzhaft.

Ja, mitunter wäre es ganz gut, wenn eine Frau Berchta bei saumseligen Mädchen Nachschau halten würde, sagte der Vater. Wie schon anfangs erwähnt, hatten die zwölf Rauchnächte auch

eine Hauptbedeutung als Witterungslostage. Der gewissenhafte Bauer notierte sich daher das Wetter dieser Tage genau auf und zwar tat er dies durch Zeichnung von zwölf kleinen Kreisen oder Nullen, die er mit Kreide an den Türrahmen oben schrieb. ([8]) War das Wetter den ganzen Tag schön, ließ er den Ring unausgefüllt; war ein Teil des Tages oder der ganze Tag schlecht, wurde der Ring zu einem Viertel beziehungsweise halb oder ganz ausgefüllt. Seht euch einmal diese Zeichnungen an! Nr. 1. Nr. 2. Nr. 3. Nr. 4.

Wer ist so klug, sie zu erklären? ○ ◓ ● ⊕

Walter: Nr. 1 bedeutet: Der ganze Tag schön, Nr. 2 der Vormittag schlecht, Nr. 3 der ganze Tag schlecht.

Gertrud: Nr. 4 bedeutet: Am Morgen schlecht.

Brav, ihr angehenden Wetterpropheten! Es würde euch nach dieser Probe selbstverständlich nicht schwer fallen, die Anwendung auf die entsprechenden Monate zu machen. Doch ich wollte euch ja noch von einem anderen Verfahren alter Witterungserkundung erzählen. In der Rhön nämlich, und nicht selten auch im Algäu, war es der Brauch, daß Bäuerinnen in der Christnacht vor der Mette eine Zwiebel mitten entzweischnitten, aus jeder der Hälften (von innen heraus) sechs Schälchen ablösten und diese auf einem Brette aufreihten. In jedes der zwölf Schälchen kamen etliche Körnchen geweihten alten Dreikönigsalzes. Nach der Christmette wurde dann nachgeschaut, wieviel vom Salze zergangen war und wie sich demnach die Witterung der kommenden Monate betreffs Nässe oder Trockenheit anlassen würde. Wißt ihr auch, warum sich gerade die Zwiebel zu solcher Prophezeiung besonders eignete?

Selbstverständlich, weil ihre Schalen reich mit Wasser und Saft gesättigt sind, bemerkte Walter.

Das ist nett. Das probieren wir einmal! rief Gertrud.

Meinetwegen, wenn die Mutter nichts dagegen einzuwenden hat, weil es ihr um die gute Zwiebel ist. Machts wie die Pfälzer Winzer! Diese verwenden statt der Zwiebel zwölf Nußschalen. Nun vernehmt aber noch von etwas weniger Harmlosem! Zwei der Rauchnächte, Thomas und Silvester, galten einmal als bedeutende Losungstage für die Zukunft.

Ei, da weiß ich etwas! tat Gertrud geheimnisvoll. Aber ich sage es nicht.

O, du wirst uns doch nichts von deiner Wissenschaft vorenthalten! Sprich! befahl der Vater.

Ja, ich fürchte, Du lachst oder zankst mich aus.

So? Ist es von der Art?

Weißt, bei Schultzes in der Nachbarschaft haben sie im vorigen Jahre aus Scherz Blei gegossen, um die Zukunft zu erforschen, und heuer wollen sie es nun wieder probieren, weil alles so schön eingetroffen ist.

Was eingetroffen?

O, die Luise, die älteste Tochter, ist jetzt doch verlobt! Sie hat beim Löseln einen Säbel gegossen und merkwürdig, sie heiratet nun einen vom Militär.

Der Säbel hätte ja aber auch einen Krieg bedeuten können, warf Walter lachend darein.

Walter hat mit seinem Einwurf ganz recht. Denn nur die Einbildungskraft heiratslustiger Mädchen und angsterfüllter alter Weibchen vermag aus den klumpigen Formen, die das in einem Löffel erhitzte Blei beim Eintropfen in ein Gefäß mit kaltem Wasser bildet, Andeutungen für die Zukunft zu erblicken.

Ja, was wollen denn aber die *alten* Weiber wissen? fragte Gertrud verwundert.

Ob Krieg oder Krankheit, Hungersnot und Teuerung ins Land kommen, daraus ersehet ihr aber gleich die Bedenklichkeit, ja Gefährlichkeit solch abergläubischer Versuche. Leider kennt das Volk noch viel mehr derartigen Unsinns in den Losnächten. In manchen Gegenden z. B. nimmt man statt des Bleis geweihtes Wachs und läßt es ins Wasser tropfen. Ein Kreuz bedeutet Tod, ein Turm eine Heirat, Zacken einen Hausbrand u. s. f. Oder junge Mädchen versuchen es mit dem „Schuh-hinter-sich-werfen". Zeigt der Schuh auswärts, kommt auch der Bräutigam von auswärts; fällt der Schuh aber einwärts, ist der künftige Gemahl aus dem Orte. Um zu erfahren, wohin eine heiratet, wirft manche am Thomasabend nach dem Gebetläuten oder um Mitternacht einen Prügel auf einen Baum beim Haus oder schlägt damit an den Hofzaun und spricht:

„Hunderl bell, bell — bell über neun Me(i)l, —
bell übers Land, — wo mein Bräutigam wohnt!"

Wo ein Hund zu bellen anfängt, aus der Gegend kommt der Bräutigam her. (9) Mancherorts streuen die Mädchen Leinsamen um das Bett und erhoffen, daß ihnen dann im Traume der zukünftige Ehegemahl erscheinen werde. Natürlich! Lein- oder Flachssamen war ja eine Frucht, welche der glänzenden, gütigen Frau Berchta oder Holle, der Beschützerin des Flachsbaus und des Spinnens am heimischen Herde, der Begünstigerin der Ehe, geweiht war; er mußte demnach wunderbare Zauberkraft besitzen! Träume, die man in den Zwölften hatte, galten als solche, die leicht in den zwölf Monaten des Jahres in Erfüllung gehen. In den Marschen an der Weser und Elbe, so erzählt H. Allmers in seinem Marschenbuche, achtete man früher strenge darauf, daß in den zwölf Nächten nach Weihnachten keine Wäsche an der Leine trocknete, „sonst stürbe im kommenden Jahre jemand im Hause". Ein ähnlicher Aberglaube war auch in den Haßbergen im Fränkischen allgemein verbreitet. Dort getraute sich keine Hausfrau „ihre große Wäsche in die Zwölften zu verlegen. Die aufgehängten Wäschestücke, die beim Winterfroste erstarrten und dann Kuhhäuten nicht unähnlich sahen, konnten leicht ein Viehsterben heraufbeschwören". (10)

Sag' mal, Vater, womit hängt denn all' dieser Aberglaube in den zwölf Nächten zusammen? fragte Gertrud.

Ei, das hättest Du auch selbst herausbringen können! meinte der Vater. Da müssen wir bedenken: Nach altem Volksglauben waren die Nächte nach der Wintersonnenwende, in denen gewöhnlich die Stürme am heftigsten brausen, die Zeit, in der das wilde Gejaid (oder Wodan und die wilde Jagd), das wütende Heer (der Geister) und Frau Holle oder Berchta im schneeweißen glänzenden Gewande (mit den Seelenscharen der neugeborenen, ungetauft gestorbenen und ungeborenen Kinder) ihre Umzüge durch die Luft hielten. In den Zwölfnächten, wähnte man, trieben alle Geister — gute und böse — besonders lebhaft ihr Wesen. Sie hätten da freies Erscheinen und Walten, wie ja nach altem Glauben die Totengeister oder Seelen sich besonders leicht in der Nacht einfinden. Diese Zeit galt darum als die bedeutendste für Zauber und Weissagung, aber auch als die geeignetste zur Bekämpfung böser und zur Anfreundung guter Geister. Man glaubte da am leichtesten den Schleier der Zukunft lüften zu können. Selbstverständlich gedachte man in diesen heiligen, geheimnisvollen Tagen auch der Seelen der Abgeschiedenen, denen man die Kraft

zuschrieb, daß sie einem förderlich oder hinderlich sein konnten. Man trank zu deren Ehre und Gedächtnis (Johannisminne, Stephelsmet). Zur Labung Berchtas und der Geister ließ man in manchen Alpenorten (Berchtesgadener Ländchen, Südtirol) bis in die jüngste Zeit den Rest der Abendmahlzeit in der Nacht vor Dreikönig auf dem Tische stehen. Auch für die Armen ließ man da vom Überflusse gern etwas abfallen. In der letzten Rauhnacht vor hl. Dreikönig geht man heute noch im bayerischen Walde in der Nachbarschaft herum, klopft an Türe oder Laden an und singt:

„Heunt ist die Rauhnacht (wilde Nacht
der Geister).
Wer hat's denn aufbracht?
A stoaoiter Mo (steinalter Mann),
der hat eahms to (getan),
ist über d'Stieg'n 'naufkrochen,
hat sich Boil (Bein) ab'brochen."

Nach Ableierung dieses Spruches wird der Sänger mit Gebackenem oder Geselchtem beschenkt. Im Grenzgebiet Oberbayerns gegen Niederbayern (Erding, Landshut) vermummen sich die männlichen Dienstboten in weibliche Tracht, schwärzen ihr Gesicht, laufen von Haus zu Haus und rufen, indem sie an die Türen stoßen:

„Klopf ō, klopf ō.
Der Bauer is a braver Mō.
Die Bäu'rin geit mir Kletz'n,
weil i eahm sein Bauern klopft (g'lobt) ho."

Im untern Inngebiet sang man einst (vom ersten Spruch etwas abweichend) am Thomasabend:

„Heut is Klöpflesnacht.
Wer hot's denn aufbracht?
Unsers Herrn Thoma (Thomas).
Lauft über's Stiegerl a,
bricht eahm a Füaßl a.
Wer muaß büaß'n?
D' Frau mit'n Kuchelspiaß'n."

Am Bodensee klang der Spruch kurz folgendermaßen:

„Holla! Holla, klopf i an!
Was mer gischt, dös nimm i an."

(Vergl. hiezu: Klöpfel- oder Unrollernächte im Advent.)

Mit den Rauhnächten hing auch „Allerlei Rauh", d. h. Geheimnisvolles aus der Tierwelt des Waldes, zusammen.

Davon aber, vom pelzbekleideten Wild und von der wilden Jagd, ein andermal!

Im niederbayerischen Hügelland und zum Teil in der Oberpfalz hat sich der Name Rauhnacht auf jeden bäuerlich-üppigen Festtagstisch (mit zweierlei Fleisch und einem Krug Bier bei jedem Gang), wie es früher einmal an den Haupttagen in der hochheiligen Zeit der Zwölften üblich war, übertragen.



Frau Holle (Holda, Hulda), die Gütige; Frau Berchta (Perchta), die Glänzende, Wilde.

Unzählige Sagen und Märchen im Munde des deutschen Volkes wissen von der gütigen Frau Holle (Holda), beziehungsweise Frau Berchta, als einer trauten Fee oder Göttin zu erzählen. Wenn der Schnee in dichten Flocken fällt, macht Frau Holle ihr Bett. Wenn dämpfiger Nebel im Tale braut, schürt sie vor ihrem Heim das rauchende Feuer an oder wallt im langen, weißen Schleier und faltigen Linnengewand durch den stillen Grund. Zerreißt sich der Nebel, daß er nur mehr flaggenweise an den Bergwänden hängt und sich langsam auftrocknend verzieht, trocknet Frau Holle oder Berchta die Windeln der neugeborenen Kinder. Glückbegünstigte haben schon ihren wunderschönen, elfischen Gesang aus den Bergen vernommen und im sogenannten Altweibersommer, wenn die Silberfäden über die abgeheimsten Felder fliegen, haben Sonntagskinder zuweilen eine weibliche Erscheinung „gehüllt in einen weißen Schleier, leuchtend und strahlend in überirdischem Glanze" über die herbstlichen Fluren im Abendscheine huschen sehen: Frau Holle (Berchta). Am häufigsten ist sie in den Winternächten, wenn die Stürme ächzen und brausen, auf dem Wege, namentlich in der Zeit der Zwölften (das sind die Nächte von Weihnachten bis Dreikönig). Da hält sie mit dem Seelenheer der holden Geister,

der ungetauft gestorbenen und ungeborenen Kinder ihre geheimnisvollen Umzüge durch die Luft; sie ist ja die Herrin der Kinderseelen. Von einem unruhigen Geiste geht deshalb die Redensart: er fährt mit Frau Holle. Weil sie sich immer im Wetter zeigte, glaubte man ihr auch einen bedeutenden Einfluß auf die Witterung zuschreiben zu dürfen. Am „Unschuldig-Kindlein-Tag“ wünschen die Bäuerinnen in Niederbayern schönes Wetter; dann ist das künftige Jahr schön und heiter. Holdas liebste Beschäftigung ist das Spinnen und Weben im trauten, himmlischen Heim. Als Schutzgeist und Beschirmerin des häuslichen Fleißes und Herdes hält sie im Winter besonders die Spinnstuben im Auge, späht durch die Fenster in das Innere der Häuser, belohnt die Emsigen, neckt und schreckt aber die Faulen. Zumeist tritt sie freilich gütig und hilfreich auf. Sie beschenkt die Alten und Bedürftigen mit Gold; sie bringt Glück und Segen mannigfacher Art ins Haus der Braven und Arbeitsamen. Sie kündet z. B. Familienzuwachs an (d. h. die Geburt eines Kindes im kommenden Jahr); sie macht Frauen gesund und stark; sie spendet den Obstbäumen im Garten und den Feldern Fruchtbarkeit; sie bewirkt, daß das Vieh gedeiht und sich vermehrt rc. Erzürnt man sie aber, so rächt sie sich durch Täuschungen, schadet dem Vieh und fügt ihren Beleidigern allerhand Schabernack zu. Sie verwirrt den faulen und unachtsamen Spinnerinnen, die lieber plaudern und schäkern als arbeiten, das Garn, führt Vorwitzige irre, schneidet im höchsten Ingrimm bösen Dirnen sogar den Bauch auf und füllt ihn mit Kehricht, Werg oder Häckerling an. Damit das Messer abglitsche, aßen deshalb Dirnen, die kein gutes Gewissen hatten, recht viele Schmalzkücheln. Bald kommt sie tief aus den Bergen, bald steigt sie aus unergründlichen Teichen und merkwürdigen Brunnen. (Als Hollaberge waren einmal berühmt der Hörselberg bei Eisenach, der Kyffhäuser, der Unterberg bei Hasloch am Main u. a.) — Holla, beziehungsweise Berchta, wurde besonders in den zwölf Rauchnächten — der Zeit ihrer Umzüge — verehrt. Um sie wohlwollend zu stimmen (für eine reiche Ernte im kommenden Sommer), opferte man ihr Flachs, indem man Büschel in die Bäume hängte oder in das Gebüsch bei den Lein- und Getreidefeldern warf. (Unseren Altvorderen war ja der Flachsbau zwecks Herstellung des eigengewebten, hausgewirkten Gewandes eine Hauptsache.) Man stellte auch in den Hauptrauchnächten, namentlich vor hl. Dreikönig, eigens für sie zubereitete Speisen in Schüsseln

auf die Hausschwelle, vor das Fenster, auf das Hausdach oder auf den Ofen nahe dem Kaminschlot. In Villnös in Südtirol ist es heute noch üblich, Frau Berchta zu bewirten, am Weihnachtsabend Eßbares aufs Hausdach zu legen, wie man gute Bekannte mit Zelten beschenkt. Der Wind in der Nacht auf hl. Dreikönig galt als besonders günstig und verheißungsvoll, weil er eine Luft der gütigen Holle-Berchta war. In der Oberpfalz öffnete man während der Mitternacht auf hl. Dreikönig Türen und Fenster angelweit, um das Glück hereinzulassen. Die milde, kinderliebende Frau Holle (Berchta) galt eben im großen und ganzen überall als Glückbringerin, als holder, guter Geist, als Holdin. Im bayerischen Walde nimmt man es beispielsweise als Glückszeichen, wenn es am Hochzeitstage recht schneit (Frau Holle die Federn schüttelt), denn dann bekommen die Brautleute viel Geld. Mit Frau Holle-Berchta und der Spinnstube, dem Stelldichein, hängt zweifellos auch die Redensart zusammen „es hat eine Werg an der Kunkel", wenn sie sich heimlich verlobte. Bei vielen deutschen Volksstämmen stand Holle-Berchta so hoch im Ansehen wie eine Göttin; sie nahm da fast ganz die Stelle Freias, der Göttin der Liebe und Ehe und des häuslichen Glückes, ein. Glaubte man doch mancherorts, sie reite manchmal wie der Allvater Wodan auf einem Schimmel oder fahre (wie Freia) in einem katzenbespannten Wagen durch die Luft! Am Dreikönigstage schnitt man in vielen Gegenden Deutschlands die wundersame berühmte Glück- oder Wünschelrute. Nach der Bekehrung unserer zähsinnigen Altvorderen zum Christentum übertrugen diese — wie Pflanzenbräuche, Legenden, Sagen ꝛc. andeuten — manche genehme Züge Freias-Holles-Berchtas auf die immer hilfsbereite Gottesmutter Maria, die lichte Gestalt, die göttliche Frau. (Berchta wurde vornehmlich in Süddeutschland, in den Alpenländern, im Elsaß, in Schwaben, Bayern, im Voigtlande und südöstlichen Thüringen verehrt; Holle in Mitteldeutschland.) Erinnerungen an Berchta haben sich bis in die jüngste Zeit im Salzburgischen und im Berchtesgadener Ländchen erhalten im

„Berchtenlaufen und Berchtentanz".

Am Vorabend vor hl. Dreikönig gehen junge Burschen, auch Kinder, vermummt im Dorfe Engedei umher. Sie tragen ein weißes Hemd über dem Körper und um die Hüfte einen Gürtel mit Schellen.

Durch Stampfen und Hüpfen werden die Schellen zum Klingen gebracht. Das gibt einen Heidenlärm! (Zweck Vertreibung der bösen Geister!) Einer der Burschen stellt die Berchta dar. Diese trägt einen großen, weißen Schleier und eine Larve mit langer Nase. Die Gesellschaft hüpft und tanzt solange um jedes Haus und singt Lieder, bis geöffnet wird. Dann rennen die Tänzer hinein, kauern, tanzen und rumoren herum, bis ihnen die übliche Spende in Geld, Kletzenbrot 2c. gereicht wird. Ein ähnliches Spiel fand früher weitum im bayerischen Oberland in der Fastnachtzeit und an jedem Polterabend statt. In Virgen in Südtirol hüpfen am hl. Abend noch heute die jungen Bursche über die Brunnentröge. Das nennen sie dort den „Berchtlsprung". —

Daß die gütige Frau Berchta im Laufe der Zeit als häßliches, kleines, buckliges Weib dargestellt wurde, geschah jedenfalls in der wohlüberlegten Absicht, sie den bekehrten Vorfahren lächerlich und verächtlich zu machen.

Gelehrte Forscher sind der Meinung, daß der Ausdruck Frau Holle ein Sammelbegriff ist, d. h. daß nämlich im Laufe der Zeit an Stelle all' jener holden Geister, welche ursprünglich bei unseren Vorfahren verehrt wurden, ein Wesen getreten ist, das als Inbegriff aller übrigen galt.

Heidenlärm.

Bei dieser oder jener Gelegenheit kann man die mißbilligende Redensart hören: „Na, ist das aber ein Heidenlärm oder Höllenspektakel! So was ist rein nicht zum aushalten!" — Habt ihr über Ursprung und Bedeutung des Ausdruckes schon einmal nachgedacht? Da sei kurz folgendes erwähnt: Unsere Vorfahren waren des Glaubens, daß sie bei gewissen Anläßen durch Verursachung recht großen Lärms die Zauberkraft der bösen Geister brechen, ja diese selbst vertreiben könnten. Der hl. Maximus rügte in einer Predigt: „Ein solch Geschrei hat sich vor mehreren Tagen gegen Abend erhoben, daß dessen Gottlosigkeit bis zum Himmel empordrang. Als ich fragte, was dieses Geschrei zu bedeuten habe, sagten sie mir, daß euer Gebrüll dem

geplagten (sich verfinsternden) Monde zu Hilfe käme und daß ihr seine Ohnmacht mit euren Zurufen unterstützet." Auch Beda eifert gegen solchen Heidenlärm. (11) Reste und Ausklänge dieses Brauches haben sich bis in unsere Zeit erhalten. In den unteren Waldgegenden der Oberpfalz wähnte man noch vor einem Lebensalter bei einer Sonnenfinsternis die Sonne vom Monde bedrängt. „Damit nun der Mond nicht Herr werde und die Welt nicht untergehe, schlug man mit Messern auf alte Pfannen oder Sensen, wie man es auch tat, wenn man umgehende Geister vertreiben wollte." Unser heute noch im Fränkischen und Oberpfälzischen übliches Hexenauspeitschen in der Walburgisnacht und zu Pfingsten ist nichts anderes als Heidenlärm. Als Heidenlärm, um die bösen Geister zu verjagen, ist auch das Silvester-Peitschenknallen der Schulknaben im Braunschweigischen, das Faschingsschnalzen der jungen Burschen zu Freilassing bei Salzburg und das Fastnachtschnellen im Badischen (Pfullendorf) aufzufassen. Im Lungau (einem Grenzbezirk zwischen dem Salzburgischen und Steirischen) knallen die Burschen, wenns „aper" wird (der Schnee wegschmilzt und das erste Grün kommt) mit kurzstieligen, furchtbar langen Peitschen, „um den Winter aus dem Land zu jagen und dem Vieh den baldigen Almauftrieb anzuzeigen". Man nennt dies dort das Apaschnalzen. Ebenso dürfte das im Salzburgischen übliche Berchtenlaufen, dann das Huttlerlaufen oder Grasausläuten im Unterinntal am Georgitage, ferner das Schellenrührergehen im Werdenfelser Landl (Zugspitzumgebung) in der Fastnachtzeit nicht bloß als Ausdruck toller, überlauter Freude, sondern auch als dämonenvertreibender Lärm zu verstehen sein. In vielen Dörfern des Flachlandes laufen die Burschen mit dem Schellenkranz der Pferde maskiert umher. Vergleiche hiezu auch das Pflockeinschlagen, das Sperrketterasseln und Schießen über die Äcker am Fastnachtdienstag, beziehungsweise am Karfreitag und Karsamstag, das Wolfaustreiben im bayerischen Walde an Martini rc., das Herbsteinschnalzen zu Beginn des Herbstes in Obersteiermark, das Schlangen- und Ungezieferbannen (Verjagen) an Fastnacht, Lichtmeß oder an Petri (des Wetterherrn) Stuhlfeier (22. Februar) im Badischen! Am Vorabend des Festes laufen Buben mit einer Schelle und einer Kette lärmend im Hause oder dreimal um das Haus herum und rufen einen Bannspruch, z. B.:

„Krote(n) und Schlange(n) zum Tor raus!
Küchelń und Geld (oder Äpfel und Birn) zum Lade(n) raus!" u. s. w.

Oder:

„Raus, raus alle Maus,
alles Unglück aus dem Haus!"

Bedenken wir, daß nach der Ansicht unserer Vorfahren das Ungeziefer von Hexen hergezaubert werden konnte, daß sich Hexen, überhaupt böse, schädliche Geister, gern in Kröten, Motten ꝛc. verwandelten! Überlegen wir weiters, daß es sich bei dem Brauche um möglichst großen mißtönigen Lärm handelt, den man mitunter dadurch zu verstärken versucht, daß man ein Wagenrad dreht und ein altes Häckselmesser daran schleift, so wird die Bedeutung klar. Unterließ man das sogen. Scharausen (Schauraufen oder Scheraufen), so nahmen Mäuse, Kröten, Raupen ꝛc. erschrecklich überhand. (Vergl. Fastnacht!) Endlich sei an das noch vor einem Menschenalter übliche Blasen auf Wetterhörnern oder großen Wettermuscheln in der Oberpfalz, in Böhmen und Baden erinnert! Glaubte man nicht felsenfest, man könnte durch heftiges Tuten bewirken, daß sich die verdammten Hexenwetter schadlos verteilen oder daß sie von der heimischen Gemarkung ganz wegziehen?

In Sagen von Wichteln und vom wilden Heer kehrt oft der Gedanke wieder, daß starkes Geläute die Geister verscheuche. Lautlose Stille der Nacht dagegen schien ihnen zu ihrem geheimnisvollen Wirken sehr günstig zu sein. Heidenlärm im übertragenen Sinn ist jedenfalls auch das allgemein verbreitete Neujahranschießen und das Schnalzen und Pulvern bei Hochzeitzügen, obwohl den Heiden freilich zur Zeit ihrer Bekehrung das Pulver noch nicht bekannt war. Die volksmundliche Deutung des Brauches weist aber auf diesen Sinn hin. Seitdem das Hochzeitanschießen in manchen Gegenden von der Polizei strenge geahndet wird, suchen die Bursche den Zweck dadurch zu erreichen, daß sie mit großen Steinen an das Scheunentor werfen. Denn Lärm muß sein!



's Pfeffern oder Fitzeln.

Vater, Nachbars großer Sohn Hans hat sich für morgen eine Pfeffergerte hergerichtet.*) Da hab' ich mir von ihm auch gleich eine schneiden lassen. Sieh mal, taugt sie was? fragte der kleine Fredi.

Das will ich glauben. Aber hör' mal, das Pfeffern ist ja eigentlich eine Sache für die ledigen, erwachsenen Burschen, nicht für so Knirpse wie du einer bist. Du wirst doch nicht die großen Mädchen oder Frauen fitzeln wollen?

Ja weißt, ich möcht' halt auch Lebkuchen, Äpfel und Pfeffernüsse erhalten.

So, das ist dein ganzer Zweck! Dann steht die Sache freilich anders.

Ich hab' schon zwei Pfefferverse von Nachbars Hans gelernt. Hör' mal:

„Jetzt komm ich hergetreten
mit meiner Pfeffergerten
mit meinem frohen Mut.
Schmeckt der Pfeffer gut?
Schmeckt der Pfeffer gut?"

Der andere Spruch heißt:

„Pfeffer, Pfeffer, Kron,
ich pfeffer' nicht um Lohn,
ich pfeffer' nur aus Höflichkeit;
lohnen kann man allezeit."

Gefallen dir diese Verse?

Sehr! Aber der letzte Spruch dürfte doch nicht ganz für dich passen; denn du willst ja für deine Höflichkeit etwas bekommen, hast du vorhin gesagt.

*) ein Rutenbündel mit rotseidenen Bändchen zusammengeknüpft.

Ach, das brauchst du ja nicht zu verraten. Weißt, im Vers redet man bloß so schön.

Ei so! Dann nimm lieber einen Spruch, der für alle Fälle paßt:

„Heut ist mein Pfeffertag,
pfeffern kann ich, wen ich mag.
Schmeckt der Pfeffer gut?"

Oder folgenden (aus der Bamberger Gärtnerei):

„Hier komm ich hergetreten
mit meiner Pfeffergerten.
Von unten fang' ich ō (an),
drei Batzen is mein Lohn.
Fizze, fazze hut!
Schmeckt der Pfeffer gut?"

Oder den (von der Eichstätter Gegend):

„Rita, rita, Bohna,
wirst mich gut belohna:
Hefennudeln, Branntewein
und an großen Taler d'rein."

Alle lachten. —

Und nun sprich, wie willst du es denn halten, wenn der Pfeffer- oder Fitzeltag für die Mädchen ist: am Neujahrstag in aller Frühe? fragte der Vater. Dürfen sie dich beim Aufsagen ihres Spruches:

„Da komm ich hergetreten
mit meiner Pfeffergerten;
will pfeffern wie ein Engel,
hab' Rosmarin am Stengel;
will fitzen, du sollst schwitzen
und auf dem Boden fitzen"

tüchtig auf die Hände und Hosen klopfen?

O, ich werde ordentlich stille halten und keinen Muckser tun.

Das zeigt Lebensmut, Männlein! sagte der Vater und lachte.

Laß den Scherz jetzt beiseite, Vater! begann Walter, der Student. Erkläre uns lieber, welche Bedeutung der Brauch hat? Wie ich mutmaße, ist er wohl schon sehr alt.

Zweifellos reicht er bis in das germanische Altertum zurück. Im 8. Jahrhundert finden sich über ihn bereits Aufzeichnungen in urkundlichen Schriftstücken. Ein alter Buchspruch sagt (12):

„An dem lieben Kindleintag
geht heftig an der Jungfrauen Plag.
Da (mit Ruten) um Lebzelten sie zu hauen,
viel junge Pursch' sich lassen schauen."

Um die Bedeutung des uralten Brauches zu verstehen, wird es vielleicht gut sein, wenn wir uns zuerst klar machen, mit welchen Rutenarten man zu fitzeln pflegt. Seht euch einmal die von Fredi heimgebrachte Gerte an! Von welchem Strauche ist sie?

Ich meine von der Haselnußstaude.

Ja, von der „hochheiligen Hasel". So nannten sie unsere Altvorderen; denn sie hielten sie gar hoch in Ehren und trauten ihr

wunderbare Zauberkräfte zu. Mit einem in der Johannisnacht geschnittenen Haselzweige vermeinte man Schätze auffinden zu können. Gepulverte Haselsprossen vermochten nach altem Volksglauben Wunden zu heilen. Nußöl galt als Mittel gegen Brüche ꝛc. Mit der Haselgerte vermochte man giftiges, kriechendes Gezücht zu bannen. Noch heute lebt im Volke die Meinung, „wenn der Nußstrauch reichlich Früchte trägt, gibt's viele Hochzeiten und ein reiches Getreidejahr".

Der altbayerische Volksmund singt:

„Bal's Korn amal weg is, na baut ma erst d'Ruab'n;
bal's im Jahr recht viel Nuss'n geit, geit's aa recht viel Buab'n."

Die Felder wurden früher häufig mit Haselnußgesträuch umheckt. Ein Haselstock, ins Feld gesteckt, sollte den Blitz und Hagelschlag abwenden. Als unsere Vorfahren dann Christen wurden, erzählte man sich, Maria, die Mutter Gottes, habe bei einem Gewitter einst Schutz unter einer Haselstaude gefunden, daher rühre ihre Kraft des Schutzes. Ihr seht, der hochheiligen Hasel schrieb man eine heilsame, beschützende, befruchtende, erfrischende und belebende Kraft zu. Es braucht euch also nicht zu verwundern, daß die Hirten beim ersten Viehaustrieb darauf sahen, zum Fitzen eine Haselgerte zu haben.

Da muß ich lachen, wenn ich an die belebende Kraft der Haselgerte in der Schule denke.

Nun so ganz lächerlich wäre vielleicht auch diese Sache nicht. Für jeden Fall werdet ihr jetzt verstehen, warum die so wirksame Haselgerte beim uralten Brauche des Pfefferns in Verwendung kam und warum der Fitzeltag bei beiden Geschlechtern von jeher nicht mit Furcht, sondern mit Freuden erwartet wurde. Endete doch nicht selten der Neck mit einer Heirat.

Du hast vorhin von mehreren Pfefferrutenarten gesprochen, Vater, versetzte Walter. Sollte mich wundern, wenn darunter nicht auch die feine Weidengerte wäre, woraus die Hirtenjungen ihre Pfeifchen schneiden und Basthörner machen.

Fein gedacht, Junge! Wie kommst du übrigens darauf?

Sehr einfach. Die Weide blüht recht früh und recht massenhaft, ist meines Wissens ein wichtiger Heilbaum; auch spielt sie als Palmbüschelbaum eine wichtige Rolle. Da dachte ich, sie müßte früher auch schon ein Baum von Bedeutung gewesen sein.

Anerkennung dieser Schlußfolgerung! Nur mußt du Obacht geben, daß du nicht die schmalblätterige Weide oder den sogenannten Felberbaum, von dem die Buben, wie du vorhin schon erwähntest, alljährlich im Frühjahre ihre Pfeifchen schneiden, mit der breitblätterigen Sahlweide verwechselst, welche uns die Palmzweige liefert und deren Kätzchen man verschluckt, um vom Halsweh und Fieber verschont zu bleiben! Ein alter Brauch war es, am Hochzeitstag ein Palmkätzchen bei sich zu tragen, damit die Ehe eine recht glückliche und kindergesegnete werde. Vielleicht hängt dieser Glaube mit dem Umstande zusammen, daß die Katze ein der Mutter Freia, der Göttin der Liebe und der Ehe, geheiligtes Tier war, deren Wagen sich die alten Deutschen mit zwei Katzen bespannt vorstellten. Noch heute ist ja von einer glücklichen Braut der Spruch gang und gäbe: „Sie hat die Katze gut gefüttert."

Ei, dann wird mir auch begreiflich, sagte Gertrud, daß die Katze nicht bloß des Mäusefangens wegen ein beliebtes Haustier geworden ist.

Nicht übel, erwiderte der Vater. Doch wir wollen ja noch von anderen Pfeffergerten reden. Als solche werden in manchen Gegenden auch die Birkenrute, der Wachholderzweig, die Schlehdorngerte, die immergrüne Stechpalme (Ilex), selbst der Birnbaumzweig oder ein Reis des reichblühenden Barbarabaumes oder ein Fichtenzweig benützt.

Von der Birkenrute finde ich das selbstverständlich, bemerkte Walter. Denn die frischgrüne Maie steht seit uralter Zeit in hohem Ansehen und ist bei kirchlichen und weltlichen Festen eine allbeliebte Zier. Was wäre Pfingsten oder Fronleichnam ohne Maie? Auch ist die Birke als bedeutender Nutzholzbaum von sehr großer Verbreitung.

Und vergiß den Birkenwein nicht, den das Landvolk im Frühjahr aus angebohrten Stämmen in Gläser abtropfen läßt, wie mir unsere Magd erzählt hat! versetzte Gertrud. Er gilt als blut- und säftereinigend, schönmachend, kräftigend und belebend.

Ei, was du nicht alles weißt! neckte der Vater. Einen ähnlichen Zweck verfolgt übrigens das Fitzeln. Wir kommen der Bedeutung des Brauches immer näher. Noch wirksamer als der Maienzweig galt früher der immergrüne, wohlriechende Wacholder oder Kranawitt, „des deutschen Waldes Balsamstaude"! Der mittelalterliche Name Queckholder deutet schon auf die außerordentliche Kraft des Erquickens, Erfrischens und Verjüngens hin, die man diesem Strauche zuschrieb.

In Altbayern hieß es einmal: „Wer einen Kranawittzweig auf dem Hute trägt, wird nicht müd." Fuhrleute schnitten sich für ihre Geißeln Wacholderstecken; dann blieben die Rosse immer frisch und scheuten nicht. Jäger stopften in den ausgeweideten Leib eines erlegten Wildes Kranawittzweige, um das Fleisch möglichst lange frisch zu erhalten. Der gelbe Samenstaub des Wacholders wurde, weil er für das Wachstum der jungen Waldbäume von großem Einfluß sein sollte, kurzweg „der Waldsegen" genannt. ([18]) Was nun der Kranawittzweig bei uns in den deutschen Berggebieten bedeutete, das war die Eberesche im hohen Norden. Gedeiht dieser Baum doch in den nördlichsten germanischen Ländern noch zu ansehnlichem Wachstum und war er doch einmal wegen seiner roten, massenhaften Beeren ein holder Lieblingsbaum des rotbärtigen, flammäugigen Lichtgottes Donar (Thor). Aus dem Bisherigen dürfte euch der Zweck des Pfefferns schon hübsch klar geworden sein; er wird noch deutlicher, wenn wir auch die Zeiten des Fitzelns überlegen. Welcher Tag ist bei uns der Pfeffertag für die männliche Jugend und zu welcher Tageszeit geschieht es?

Der 28. Dezember, der Unschuldig-Kindleintag, da geschieht es früh morgens, am besten gleich nach Sonnenaufgang, sagte Walter.

Ja, so ists bei uns im Fränkischen und so war es früher auch im Algäu. Das Pfeffern oder Fitzeln hieß dort in einigen Gegenden auch das Aufkindeln. Auch im Schwarzachbergland der Oberpfalz fitzeln die Buben am Unschuldig-Kindleintag. Und was die Rosmarinzweiglein anbelangt, die in die Pfefferbüschel eingeflochten werden, so sei nur kurz bemerkt, daß der Rosmarin von jeher als ein Segensreis gegolten hat, das auf Ehesegen deutete und ein Sinnbild der Treue und Ergebenheit war. Man schrieb ihm die Kraft zu, das Gedächtnis, das Gedenken zu stärken. Nun hört: An diesem Tage hielt nach dem Glauben unserer heidnischen Altvorderen die gütige, kinderliebende Frau Berchta beziehungsweise Frau Holle, die „Führerin der gestorbenen und ungeborenen Kinder" mit Wodan, dem Gott des Wunsches und des Stabes, „dem Führer der Seelengeisterschar" einen großen Umzug durch die Lüfte. Doch auch in den anderen Zwölfnächten und in der darauffolgenden Fastnachtzeit war sie fleißig auf dem Wege, namentlich in der Nacht des wichtigen Losungstages Silvester. Hiebei soll sie sich in manchen Gegenden als „meldende" erwiesen haben, indem sie durch Klopfen an Türe oder Fenster einen Familienzuwachs ankündete.

Braucht es euch also zu verwundern, daß der Neujahrsmorgen zu einem Hauptfitzeltag wurde und zwar zu dem für die zukunftsneugierigen, heiratslustigen Mädchen? In der fränkischen Schweiz, im Schwabachgrunde und im Frankenwalde ist das Pfeffern am Stephanstag, dem früheren großen Aderlaßtag zwecks Reinigung von allen bösen Säften, üblich. Auch um Sulzbach in der Oberpfalz geschah es am zweiten Weihnachtsfeiertag, welcher deshalb dort geradezu den Namen Pfefferlestag erhielt. Da kamen in aller Frühe arme Leute (Erwachsene und Kinder) und fitzelten die Hausleute auf die Füße, wofür sie mit kleinen Geldgeschenken oder Naturalien bedacht wurden. Im Marktflecken Kösching bei Ingolstadt (Grenzgebiet zwischen Franken und Altbayern) sind die letzten Reste des Fitzelns unter der Bezeichnung „das Fesseln" zu finden. Am Unschuldig-Kindleintag pfeffern die Buben die Mädchen auf die Waden und rufen: Was goist (gibst), was goist? Die Mädchen spenden dann Schnaps; früher gaben sie Lebkuchen; da übten auch noch die großen Burschen diesen Brauch. In Altbayern selbst ist das Fitzeln heutzutage gar nicht mehr bekannt. Halten wir nun noch eine kleine Umschau in außerbayerischen Ländern? Im Erzgebirge, oberen Vogtlande (Königreich Sachsen), findet der Brauch an Ostern statt.

Ah, am großen Frühlings- und Auferstehungsfeste, wenn alles in der Natur neu auflebt, rief Walter verständnisinnig.

Ganz richtig, dort hat das Fitzeln auch den Namen „das Frischgrünpeitschen". Als Fitzelzweig oder Schmeckrute, um „aufzuhauen", nimmt man da Wacholder und Rosmarin, welch' letzterer bei uns bekanntlich allgemein zum Schmucke für Braut, Bräutigam und Hochzeitsgäste dient. Auch in Pommern ist das Schlagen mit der Lebensrute zu Ostern (meist am Ostermontag) üblich; es hat dort den Namen „das Osterstiepen" (Osterstäupen). In anderen Gegenden Deutschlands, z. B. im Schaumburgischen, Braunschweigischen rc. geschieht das Pfeffern mit einer Wachholdergerte oder einem Busch aus Fichtenzweigen am Fastnachtstage (beziehungsweise im Halberstädtischen am Aschermittwoch) und wird dort „das Füen" genannt. („Knechte, Mägde und Kinder ziehen mit Füebüschen umher und schlagen damit auf die ihnen Begegnenden ein, bis sich diese mit einer kleinen Gabe lösen.") Mehrerenorts in Niedersachsen hieß das Füen früher „Futeln". Dieser Ausdruck, sagt der volkskundliche Forscher R. Andree [14], erinnert an die ursprünglich sehr derbe Art des Brauches, indem nämlich Mägde und Kinder auf

das entblößte Hinterquartier ꝛc. gepfeffert wurden. Wegen der Unziemlichkeiten, welche da mancherorts vorkamen, schritt die Polizei mit Verboten und Strafen dagegen ein.

Da hat sie ganz recht getan, rief Gertrud, welche schon vorher etwas entrüstet das Näschen gerümpft hatte.

Ich wußte, daß dir dieser Punkt nicht gefallen wird, aber ich mußte ihn, da er für die Art und Weise des Fitzelns und schließlich dann für die Erklärung des Brauches nicht bedeutungslos ist, erwähnen. Hört: Gebrauchen übrigens unsere Mütter auf dem Lande nicht hie und da in zorniger Aufwallung einen ähnlichen Ausdruck wie Futeln, wenn sie den Kindern wegen grober Unart das bloße Gesäß (das Füd . .) verklopfen müssen? Lassen wir das! Jetzt bedenkt: In welche Zeit fallen alle vorbezeichneten Pfeffertage?!

In Süddeutschland in die Zeit nach Weihnachten (denn da ist der Stephanstag, das Fest der unschuldigen Kinder, der Neujahrsmorgen), in Norddeutschland auf Ostern und Fastnacht, soviel ich gemerkt habe, erklärte Gertrud. Daß das Fitzeln in der wunderbaren, geheimnisvollen Zeit der Zwölften und auf Ostern stattfindet, ist mir sehr erklärlich. Was hat aber die Fastnacht damit zu tun?

Das sollst du sogleich hören: Wir wollen uns dabei aber nicht im geringsten auf eine dichterische Deutung stützen, so schön sie auch klingt, „daß nämlich im Hornung oder Februar Freia beziehungsweise Berchta oder Holle regierte, die Spinnerin aller Lebensfäden, die Weberin des Naturteppichs, die Göttin des Wachstums und Lebens, die den Frühling herbeiführende Fraue". Uns genügt eine natürlichere Erklärung: Die Fastnacht liegt wie die übrigen Pfeffertage in der Zeit des Wiedererwachens der Erde zu neuem Leben, also in der Zeit der frischen, sprossenden Kraft nach der Wintersonnenwende, wenn der Saft in die Zweige steigt. Ferner ist zu beachten: „Die Fastnacht war früher in vielen Gegenden überhaupt eine Zeit der Reinigung." ([15]) (Frühjahrsreinigung!*) Erinnern wir uns an den Heidenlärm und das Ungezieferbannen zur Zeit der Fastnacht! [Das Faschingsschnalzen, das Schellenrühren, das Kettenrasseln u. s. w. zur Abwehr schädlicher Dämonen oder Geister, das Todaustragen (das Vertreiben des finsteren Winters, des Todes)].

*) Die Ställe wurden gemistet, die Häuser gesäubert, Asche gestreut ꝛc., damit kein Ungeziefer Platz finde.

Da wäre demnach das Fitzeln in gewisser Beziehung eine Art Frühjahrsreinigungsbrauch? bemerkte Walter.

Auch! Doch darin liegt nicht allein die Bedeutung. Diese liegt auch im Wiedererwachen der Erde zu neuer Fruchtbarkeit. Welche unserer deutschen Baum- und Straucharten zeigen das frische Leben, die Wiedergeburt der Kräfte in der Natur offensichtlicher und eher an als der Haselnußstrauch, die Weide und die Birke? Begreift ihr diesen Zusammenhang?

O doch! versetzte Gertrud. Ich fasse die Sache jetzt sinnbildlich auf und denke: So wie die Erde im Frühling zu neuem Leben und Segen erwacht, so soll auch der Mensch zu neuer Kraft und frischer Stärke gelangen oder in seiner Gesundheit gefestigt und alles Böse und Ungesunde aus dem Körper vertrieben werden. Das Pfeffern mit der Frühlingsgerte soll das äußere Zeichen hiefür sein.

Und ich sage kühn, sprach Walter, das Fitzeln mit der Lebensrute soll frisches Leben geben, Gesundheit, Kraft und Stärke verleihen und allen „Ungesund", wie die Bauern sagen, vertreiben. Ich meine nämlich, daß sich die Altvorderen bei ihrem Glauben an die geheimnisvollen Zauberkräfte der Pfeffergerten die Wirkung des Fitzelns als eine ganz natürliche vorstellten. Ich erachte das Pfeffern als eine Art handgreiflicher Beglückwünschung (16), als ein Austreiben alles Bösen und Unreinen. Lebzelten oder Pfefferkuchen ꝛc. aber sollten ein Lohn hiefür sein.

Oder eine Lösegabe, nicht zu stark zu peitschen, warf Gertrud darein.

Ihr beide habt eure Sache nicht schlecht gemacht. Als Beweis, daß ihr die Bedeutung des uralten Brauches richtig erfaßt habt, kann euch folgendes Zeugnis aus dem Munde des Volkes selbst dienen: In manchen Gegenden der grünen Steiermark nennt man das Schlagen mit der Lebensrute kurz und treffend nur den „Frisch und g'sund". Und im Katschtale zu Füßen des einst wichtigen Katschberger Alpenpasses, an der Grenze zwischen dem Salzburger Lande und Nordkärnten, ziehen Buben und Mägdlein am Tag der unschuldigen Kinder mit frischen Fichtenzweigen und großen Säcken zum Gabensammeln von Haus zu Haus und rufen, indem sie den Beglückwünschten auf den Hinterteil klopfen, oder „pißnan", wie man dort sagt:

„Frisch und gesund, frisch und gesund!
A freudenreich's, glückselig's neu's Jahr,
und a Christkindl mit an' krausten Haar (also Familienglück bezw. -zuwachs);
nöt klunz'n (nicht krank sein) und nöt klag'n (daß die künftige Ernte nicht gering ausfällt),
bis i wieder kimm z'schlag'n" (komm zu fitzeln).

Gern spendet jedermann, auch der ärmste Keuschler, den fröhlichen Glückbringern Äpfel, Nüsse, Leckereien oder etwas Geld; denn je mehr „Pitzner" im Dorf umgehen, desto besser wird das neue Jahr, behauptet der Volksmund. Auch bei uns in Bayern gilt das Fitzeln mit der Lebensrute als eine Auszeichnung, Ehrung. Im besonderen hat dort der Brauch in manchen Gegenden den Zweck, die Mädchen und jungen Frauen vor Räude ([17]) und anderen Erkrankungen, die nach dem Volksmund auf Unreinigkeit des Blutes und der Körpersäfte beruhen, zu bewahren, also frisch und gesund zu erhalten.

Schließt nicht der Ausdruck „Pfeffern" den Begriff der Würze, des Frischbleibens oder Frischmachens schon in sich? fragte Walter tüftelig.

Gewiß! Pfeffer und Salz galten beim Volk von jeher als wichtige Konservierungs- oder Erhaltungsmittel. Mancherorts im Fränkischen wird beim Schlagen mit der Lebensrute auch kurz gefragt: „Ist's g'salzen? ist's g'schmalzen?" Im Scherz wendet das Volk den Ausdruck „Pfeffern" fürs „Aufhauen" im allgemeinen an.*) Denkt ferner auch an die reichgewürzten, süßen Pfeffer- oder Lebkuchen als Fitzellohn oder Lösegabe! Daß das derbe Fitzeln, wobei der Gepeitschte oft in die Höhe hüpfte, sogar mittelbar wirksam für die Fruchtbarkeit der Felder gedacht wurde, zeigt uns folgender Vers aus dem Schaumburgischen:

„Fue, fue Faßlab'nd (Fastnacht)!
Wenn du geren geben wütt (willst),
schast (sollst) du sau langen Flaß (Flachs) hebben" (= als der Gestrichene in die Höhe hüpft).

Zur Ergänzung noch eines! Aus unserer Abendunterhaltung von den Rauchnächten her könnt ihr euch vielleicht erinnern: Nicht bloß die Menschen, sondern auch die Obstbäume wurden, beziehungsweise werden gefitzelt.

*) Übrigens heißt in manchen Gegenden geronnenes Blut Pfeffer.

Freilich! du hast uns erzählt, sagte Gertrud, daß man in manchen Gegenden die Obstbäume früher umarmte und küßte.

Ja! die Bäume galten unseren Altvorderen eben als Wohnsitze seelischer Wesen, kurz als beseelt. Man erwies ihnen also Liebesbeweise wie lebenden Wesen. All' das hatte den Zweck, sie recht gedeihen, stark und fruchtbar zu machen, den Segen guter Mächte zu erringen, böse Geister abzuwehren. Beim ersten Weideaustrieb erhielt auch das Vieh einen Schlag mit einer Pfeffergerte oder Lebensrute. Man hieß dies „das Viehruten, auch Stärkeschlagen". Im südlichen Westfalen holte sich zu diesem Zwecke der Kuhjunge am 1. Mai (beziehungsweise dem ersten Hirtentag) frühmorgens bei Sonnenaufgang den Zweig einer Eberesche (eines Vogelbeerbaumes) aus einem sonnenbeschienenen Bergwalde. Das Quickreis mußte auf einen Schnitt abgetrennt werden. Mit der Gerte fitzelte dann der Junge zu Hause das junge Galtvieh, das noch nicht gekalbt hatte, dreimal auf die drei bedeutsamsten Körperteile, nämlich Euter, Kreuz und Hüften. Dazu sagte er den Spruch:

„Quick, quick, quick,
Milch in Deinen Strick (die Euterzitze)!
Der Saft ist in den Birken,
einen Namen kriegt die Stärken.
Den Namen sollst du ‚genaiten' (genießen):
Bunte Lewe (Liebe) sollst du haiten (heißen)."

Zum Lohn bekam der Junge von der Bäuerin Eier. Das Quickreis wurde nach dem Gebrauche mit Butterblumen, Eierschalen, Bändern und Buntpapierstreifen verziert und über der Stalltüre (zum Schutz gegen böse Geister, namentlich den sogen. fliegenden Drachen) aufgehängt. [18] (Vergl. Zweck und Bedeutung der Martinsgerte bei uns am Martini!) In Konstanz fitzelte man das Vieh mit dem Palmbüschel, „um Hexenzauber auszutreiben". In Schweden pfeffert der Hirte heute noch am helig Thorsdag (am Himmelfahrtstag). Walter hat früher über die belebende Kraft der Haselgerte in der Schule gescherzt. Nun laßt euch zum Schlusse sagen: Selbst in den Schulen wurde einmal gefitzelt. Das geschah gewöhnlich am Gregoriustage. Lange Zeit erhielt sich der Brauch. In Bayern wurde er erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts (durch Kurfürst Max III.) abgeschafft. [19]



Vom wilden Gejaid (und von der Windsbraut).

Vornehmlich in deutschen Berggebieten*) findet sich beim Volke noch häufig die Sage von der wilden Jagd, die in den Winter- und Frühlingsnächten mit Sausen und Brausen durch die Luft dahinzieht. Da sind dann jene unheimlichen Stunden, von denen es heißt, man möchte keinen Hund ins Freie jagen, und daß die Leute im warmen Stüblein den einsamen Wanderer bedauern, der in der ungastlichen Finsternis dahinschreiten muß. Denn draußen pfeift und heult es, als ob alle bösen Geister los wären; wütend rüttelt der Sturmgott an den Dächern, Türen und Fenstern, schlägt hier und dort einen Laden zu, daß klirrend die Scheiben zerschellen, dreht knarrend die rostigen Wetterhähne und fährt pfauchend und ächzend durch die Schornsteine. Die Erwachsenen wagen es kaum, das Fenster zu öffnen und nachzusehen, was draußen am Himmel vorgeht, wo sich die Wolken in wilder Hast jagen. Da schmiegten wir Kinder uns ängstlich an die Großmutter, die im trauten Stüblein im Lehnstuhle am warmen Ofen saß, und hingen an ihren Lippen, wenn sie erzählte:

Alljährlich, wenn die Erde von der sommerlichen Arbeit rastet — namentlich in den zwölf Nächten nach der Wintersonnenwende —, hält die wilde Jagd ihre Umzüge. Voran reitet Wodan, der oberste der Götter, auf prächtigem, windschnellem, achtfüßigem Schimmel, begleitet von zwei Hunden oder grimmigen Schlachtwölfen und einer Schar gespenstischer Wesen, die häufig auf Schweinen daherrasen oder gleich selber in Gestalt solcher Tiere erscheinen. Unter wildem Geheul und Tuten, Hussa- und Hoirufen saust der wilde Zug durch die Luft,

*) So in den Alpen, im Bayer- und Böhmerwald, im Jura, im Schwarzwald, in der Rhön, im Spessart, im Odenwald, in der Hart, im Harz 2c.

durch Wald und Feld, durch Flur und Moor. In das Tosen der wilden Jäger tönt greuliches Ächzen und Stöhnen. Ist Mitternacht vorüber, verschwinden vor dem ersten Hahnenschrei die Geister wie mit einem Schlage in einer nahen Felsschlucht und am folgenden Tage ist nichts von ihnen zu bemerken, als höchstens hie und da ein paar gebrochene Äste oder ein gestürzter, geborstener Stamm. Wehe demjenigen, der es wagt, durch seine Neugier das nächtige Treiben zu stören! Manchem, der es erkunden wollte, aber auch schon manchem Wanderer, der dem Zug ahnungslos in den Weg kam, ist es passiert, daß er plötzlich von einem Wirbelwind in die Luft gehoben, d. h. vom wilden Jäger auf sein schnaubendes Roß genommen, und mit rasender, schwindelnder Eile fortgetragen wurde — weiß Gott, wohin. Am anderen Morgen bei Dämmerung stand er in einem gänzlich fremden Lande, aus dem er kaum mehr den Weg in die Heimat zu finden wußte. Das beste, wenn das Nachtgejaid vorüberzieht, ist: man legt sich sofort auf den Boden und tut die Hände und Füße kreuzweise zusammen. Besonders stark spürt man den Spuk bei den Totenbrettern oder unter Brücken. — Draußen auf den Feldern, wo im Kriege einmal eine Schlacht geschlagen worden, hat man auch schon in den Winternächten öfter ein Geräusch aus der Luft herab vernommen, als ob droben ein wütender Kampf zwischen unsichtbaren Mächten ausgefochten würde. Das ist der Waffenlärm vom „wütigen", wilden Heer (Wuotans Heer). Manchmal eilt dem Zuge der getreue Eckart voraus, der dann die Menschen warnt. Mitunter sieht man auch Lichtlein und vernimmt eine wunderfeine Musik. Wer nicht will, daß er Schaden nimmt, möge sich ein für allemal merken, daß er nie ein spöttisch' oder trotzig' Wort über die wilde Jagd spricht. . . .

Soweit die Rede der Großmutter.

Um die Sage vom wilden Jäger und wütenden Heer zu verstehen, bemerkt jetzt der Vater, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß sich unsere heidnischen Vorfahren die Luft mit unzähligen, seelischen Wesen erfüllt dachten. Zu diesem Glauben mögen sie wohl auf folgende Weise gekommen sein: Wenn der Mensch stirbt, so entflieht seinem Körper etwas, was ihm vorher das Leben gab. Der Leib hört zu atmen auf; es entschwebt ihm gleichsam der Lebensodem. Das ist jedenfalls eines der augenfälligsten Kennzeichen für den Eintritt

des Todes. Was lag also näher, als daß sich unsere Altvorderen die Seele als einen Lebenshauch oder Atem vorstellten, der beim Tode in das Weltall entschwebte und sich da mit dem Elemente vereinigte, das ihm am ähnlichsten war: mit der Luft, aus der er gekommen!

Wenn der Wald rauscht, so verursacht diese Lebensäußerung die Luft; wenn das Wasser seinen Spiegel kräuselt, so ist es dieselbe Ursache.*) Der Volksmund weiß auch, daß der Wind stets aus den Bergen stammt. Kaum ein größeres Berggebiet Deutschlands gibt es, dessen Höhen die Sage nicht von einem mächtigen Geiste in unterirdischem Palaste bewohnt sein läßt.**) Wald und Baum, See, Teich, Quellen und Fluß, Berg, Wolken und Luft galten unseren Altvorderen allgemein als Aufenthalts- und Ruheorte von Geistern. Man verehrte daher diese Stätten als Wohnsitze seelischer Wesen.

Derselbe Volksmund weiß seit unvordenklichen Zeiten, daß nicht jeder Geist, namentlich der von bösen Menschen nicht, gleich nach dem Abscheiden vom Leibe zur Ruhe kommen kann. Mancher muß lange umherirren. Die Flämmchen, die über einem Riede in der Luft zittern oder über manchen Gräbern im Friedhofe tanzen, sind arme, irrende Seelen. Derselbe Volksmund weiß endlich, daß, wenn einer aufgehängt wird oder sich einer erhängt, plötzlich ein Luftzug, ein Wind entsteht und daß im wilden Heere die Geister von ungerechten Richtern, grausamen Schloßvögten, Sonntagsschändern, leidenschaftlichen Jägern u. s. f. ihre Vergehen büßen müssen. In manchen Gegenden glaubt man, daß bei der wilden Jagd auch die Seelen der ungetauft gestorbenen Kinder mitziehen müssen. Nach all' dem Erwähnten braucht es uns also nicht zu verwundern, daß in der Volkseinbildung das nächtige Heulen und Toben des Sturmes sich zu einem Umzug seelischer Wesen, zur wilden Jagd und zum wilden Heer gestalten konnte und daß unsere schlichten Altvorderen aus dem unheimlichen Brausen und Toben des Sturmes in den Winternächten das Heulen, Ächzen und Stöhnen der

*) In der Oberpfalz sagt das Volk heute noch, wenn der Wind in den Zweigen säuselt, „die Bäume reden miteinander". Daß der Wind vom Volke als persönliches Wesen aufgefaßt wurde, zeigen die bildlichen Redensarten im Volksmunde: der Wind erwacht, jammert, schläft ein, geht, steht still, legt sich.

**) Denken wir an Barbarossa im Kyffhäuser (Harz), an Rübezahl im Riesengebirge, an Karl den Großen im Untersberg, an den Watzmann, an die Tannhäusersage u. s. w.!

Geister zu vernehmen wähnten. Wie der Wind nach der Volksanschauung stets aus den Bergen stammt, so kommt auch das wilde Gejaid stets aus den Bergen und verschwindet vor dem Morgengrauen dort wieder. Es treibt sein Unwesen am häufigsten in der Zeit, in der die Stürme am wildesten wüten. Vergessen wir schließlich noch zwei andere Gesichtspunkte nicht: In die Winterzeit fiel das große Totenfest der Germanen. In dieser Zeit machen sich die Naturgewalten, die sich unsere Altvorderen als persönliche Wesen dachten, am ungestümsten bemerkbar — als ein heftiges Ringen guter und feindlicher Kräfte in der Natur. Es beginnt gleichsam ein heftiger Kampf zwischen Nacht und Licht, Todesstarre und Leben, Winter und Sommer, bis endlich die Wiedergeburt der Erde erfolgt. Wodan der Göttervater, der vermummte Alte mit dem grauen Allvaterbarte, der Herr des Totenreiches, der Wind- und Wintergott, aber auch der Schlachtengott, der in den Wolkenbergen thronte, der „neun Nächte lang am windigen Baume sich selbstopfernd gehangen", wurde zum Führer der seelischen Wesen, der Geister in der Luft gestempelt: zum Herrn der wilden Jagd oder zum **wilden Jäger** kurzweg. Er ist es, der bei seinen Umzügen die Bösen auf Erden schreckt und straft. Eine wahre Unmenge von **Sagen** aus allen Gauen Deutschlands weiß hievon zu erzählen.

(Hierher gehören auch die meisten Schimmelreitersagen und die Sagen, in denen der Teufel oder der wilde Jäger als Verfolger von Holz- oder Waldfräulein und Moosweiblein erscheint.)

Als Reiter dachte man sich den Wind, z. B. im oberpfälzischen Juragebiet. Da sagte die Mutter zum weinenden Kinde, um es zu schrecken:

„Schweig stilla g'schwind, mein liab's Kind!
Der Woutzl kimmt und nimmt di(ch) mit.
Schweig stilla g'schwind und halt dei(n) Mäu(l)!
Er is scho(n) dra(u)ß'n mit sein' Gäul.
Dou, dou, dou, dou!" (30)

Nicht selten tritt als Genossin des wilden Jägers ein weibliches Wesen auf, **die Windsbraut oder das Windsgebraus**, die Windsg'spral, Windin, Windsbracke, Windhündin.

Mit diesen Namen bezeichnet man aber in manchen Gegenden, z. B. im Oberpfälzischen, insbesonders den sommerlichen Wirbelwind

vor plötzlichem Unwetter (Hexenwind), der zur Zeit der Heu- und Getreideernte sich wie im Tanze drehend erhebt und über die Fluren fegt, von den Heuschobern Teile mit sich fort in die Luft nimmt, die Haufen verzettelt oder die Kornmandeln zerwühlt und umwirft. Das oberpfälzische Volk sagt dann: Der Saudr.. jagt. Im bayerischen Walde rief man, um ihn zu „beschreien" und dadurch unschädlich zu machen, mehrmals recht laut „Saudr.., Saudr.." hinein*) oder man warf den Knicker (das offene, feststehende Messer) mit der Scheide nach oben darein. Anderwärts spuckte man in die aufgewirbelte Staubsäule oder schleuderte Brosamen hinein oder schlug mit dem Hute oder der Schürze darnach.

Um den „wilden Wind", von dem ein alter, schwäbischer Vers ([31]) kosend spricht: „er isch a alt's Männle und hat a schlappig's Hüetle uff", um überhaupt die Wetterdämonen zu besänftigen oder „heimzuschaffen", sprengte man mancherorts auch Weihwasser in den Sturm. Besonders wirksam galt Dreikönigswasser oder ein Gemische aus Dreikönigs-, Oster- und Pfingsttauf. Im Rufe kräftiger Gegenmittel standen auch Mehl, Asche und geweihtes Dreikönigssalz, dem Staube ähnliche Dinge. Diese sollten besonders das Haus vor dem verderblichen Sturme schützen und wurden einst ebensowohl im Osten und Westen, im Süden und Norden unseres deutschen Vaterlandes, wie in Norwegen als Windopfer angewandt. Im Oberpfälzischen streute man drei Hände voll Mehl in die Luft und sprach: „Wind oder Windin, hier geb ich dir das Deine, laß du mir das Meine!" Im Südbadischen sprach man zum Windopfer den christlichen Spruch: „Da habt Almosen in der Höchsten Namen!" In Mitteldeutschland (Altenburg) ließ man die Dachlucken offen, damit die wilde Jagd ungehindert hindurchziehen konnte; im Algäu fütterte man zur Weihnachtszeit, wie schon früher erwähnt wurde, die Windgeister, indem man ein Büschelchen Heu und Ähren vor die Türe legte und dann nach den vier Himmelsgegenden an die vier Elemente streute.

Der Steiermärker weiß, daß jener Papst, der zur Zeit Napoleons auf dem heiligen Stuhle saß, das wilde Gjaid gebannt hat. Dort ist also wenigstens Friede vor dem wilden, wütenden Heer.

*) Denkt an die Eber der wilden Jagd! Auch der Teufel wird in der Oberpfalz Saudr. betitelt.

Daß Gedanken an die wilde Jagd heute noch unverwüstlich im Gemüte des Landvolkes leben, dafür sollen folgende

drei Sagen

von Leuten, denen der Mund noch warm ist, ein Zeugnis sein:

1. Der Kuchler Michei und ich — erzählte der 70jährige Pledl Michei zu Regen im bayerischen Walde — sind als junge Burschen einmal von Schweinhütt zum Schneider von Lengdorf gegangen, um eine Sonntags-Montur abzuholen. Es mag so um 11 Uhr nachts gewesen sein, da ist plötzlich das Nachtgejaid über den Klafferbauernberg hinübergezogen. Es war ein Gekläff, wie bei einer Jagd, wenn sechs oder sieben Hunde jagen und der Wind ist gegangen, daß es gerade gesaust hat. Mein Kamerad hat gewußt, was dies Brausen bedeutet, weil er ein erfahrener Fuhrmann gewesen ist. Er hat mich, den Jüngeren, entschlossen gepackt und hat mich niedergerannt, daß ich gestreckterlängs am Boden gelegen bin. Als das Tosen in der Luft nachgelassen hatte, ist er aufgestanden und hat gesagt: Wenn du dich nicht niedergelegt hättest, hätte dich das wilde Gejaid mitgenommen.

2. Zu Leuthen bei March hat ein Bauer den Hütbuben nach dem Gebetläuten noch um Wasser geschickt. Da hat sich plötzlich ein rechter Wind erhoben und man hat ein Geächz und Geschrei vernommen, als ob recht viele Hunde bellen würden. Als der Hütbube über lange Zeit nicht hereingekommen ist, haben der Bauer und sein Knecht nach ihm geschaut. Aber nur der Krug ist beim Brunnen gestanden; der Bursch ist weggewesen. Am fünften Tage erst ist er wieder gekommen und hat gesagt: Das wilde Gejaid habe ihn mitgenommen. Auf alles Drängen und Forschen konnte er sich nur soweit besinnen, daß er in einem recht schönen Stuhl gesessen ist. Als es Tag geworden ist, ist er bei einem Bauernhof auf dem Land (im Gäuboden) draußen niedergerutscht. So viel hat er gemerkt: Ins Wasser dürfen sie einen nicht fallen lassen; tun dürfen sie einem überhaupt nichts, nur gerade mitnehmen.

Vom Stadler zu Falkenstein weiß man, daß er drei Tage ausgewesen ist. Aber er hat noch nie ausgeredet, wo er gewesen ist.

(Erzählt vom alten Pledl Michei zu Regen im bayrischen Wald.)

3. Der Zisler zu Schweinhütt hat oft erzählt: Wir haben einen Knecht gehabt, der ist ins Brechhaus gegangen, um nachzuschauen,

ob es mit dem Feuer nichts gibt. Derweil ist die wilde Jagd vorübergezogen. Der Knecht hat einen großen Hund gehabt, den hat er nach dem Gejaid gehetzt. In kurzer Zeit darauf ist der Hund zurückgekommen und hat arg gelech(er)zt. Wieder in einer Zeit ist einer gekommen und hat einen Fuß (Knochen) ins Brechhaus hineingeworfen und hat gesagt: Da hast du den Lohn dafür! Der Knecht hat den Fuß hinausgeworfen. Wieder ist dieser hereingeflogen. So geschah es nochmals. Jetzt hat sich der Knecht nimmer zu helfen gewußt und hat in seiner Bedrängnis die Gar(ben)gabel, die im Brechhaus auch als Schürgabel benützt wurde, glühend gemacht. Dann hat er mit ihr drei Kreuze auf den Fuß gebrannt und hat ihn zum drittenmal hinausgeschleudert. Nun ist er nimmer hereingekommen. Am andern Tag haben Bauer und Knecht im Brechhaus nochmals nachgeschaut, haben aber vom Fuß nichts mehr gesehen. 100 Jahre langen nicht, seit das im Brechhaus zu Schweinhütt geschehen.

Woher die Wochentage ihre Namen haben.

(Tage- und Zeitwählerei. 1 Woche = 8 Tage.)

O das ist doch sehr einfach, versetzte Gertrud eilig. Der Sonntag hat seinen Namen von der Sonne, der Montag vom Monde und der Dienstag, nun ja der Dienstag hat ihn — wird ihn —

Ei, warum stockst du plötzlich? Getraust du dir doch nicht zu sagen: „vom Dienste" haben. Du könntest es ja schließlich damit begründen, daß von vielen Handwerksleuten am Montag früher „blau" gemacht, d. h. nicht gearbeitet wurde und ihr Dienst also eigentlich erst am Dienstag begann. Ihr lacht. Wer weiß also eine bessere Erklärung? erwiderte der Vater.

Ich denke (ich sage das aber mit allem geziemenden Vorbehalt), begann Walter vorsichtig, der Name unseres dritten Wochentages

könnte vielleicht mit dem altgermanischen Worte Thing, also soviel wie Gericht oder Rechtsversammlung, in Zusammenhang stehen. Dann wäre die Bezeichnung Dienstag eben aus Thingstag entstanden.

Ah, du bist ein feiner, ganz spitzfindiger Kopf, lobte der Vater. Gleichwohl hast du diesmal gründlich daneben geschossen.

Ja, woher soll denn dann in Gottesnamen der Ausdruck Dienstag stammen?

Nur immer Geduld! sprach lächelnd der Vater. Wer da auf das Richtige kommen will, muß volksmundlichen Spuren nachgehen. Im Schwäbischen heißt der Dienstag nämlich heute noch der „Zistag", im Westerwald der „Deestig", am Niederrhein der „Diestag". Alle drei Formen weisen auf den gleichen Stamm hin, nämlich auf das Wort Ziu oder Tys (Tyr). Das war neben Wodan und Donar der dritte der großen Götter des germanischen Volkes. Sein Symbol war das Schwert; er war der Schutzherr der Waffen, der wehrhaften Männer, der Schlachten. Er soll die heidnischen Germanen direkt ihre keilförmige Schlachtaufstellung gelehrt haben. Wir dürfen ihn vielleicht an die Stelle des römischen Gottes Mars setzen. Der römische Geschichtschreiber Tacitus erzählt in seinem berühmten Werke „Germania", daß der Swebenstamm — insonderheit die Semnonen, eine Abteilung der Sweben — den Gott Ziu vornehmlich verehrten. Deshalb wurden sie auch noch ziemlich lange nach Einführung des Christentums Ziuuavi genannt. [Auch die Sachsen (nordwestlich von den Schwaben) waren Ziuverehrer]. Später wurde Gott Ziu oder Tys in seiner Bedeutung (gegen Wodan und Donar) sehr zurückgedrängt. Im Englischen und Schwedischen, also in den Töchtersprachen des Deutschen, ist der Name des Gottes noch sehr deutlich in der Bezeichnung des Dienstag als Tuesday, beziehungsweise Tisdag erhalten. Der Ausdruck Diestag statt Dienstag war ehedem auch im Mitteldeutschen allgemein schriftgebräuchlich. Im bayerischen Schwaben an der Donau wird der Dienstag häufig Aftermontag genannt. Beim altbayerischen Volksstamme (in Ober-, Niederbayern, Oberpfalz bis weit in den fränkischen Jura hinein und in Österreich) heißt der Dienstag im Volksmunde der Irta(g), Erchtag, was damit erklärt wird, daß bei diesem Volksstamme der alte Heidengott Ziu unter dem Namen Ear, Eru (Erch) bekannt war. Ihm mögen die vielen Irminsäulen geweiht gewesen sein. Ein altbayerischer Kirchweihspruch lautet:

„A richtige Kirta
dauert bis zum Irta;
es kann sich schicka,
aa bis zum Mika (Mittwoch)!"

Und eine andere Redensart sagt: „Was eine richtige Hochzeit sein soll, die muß am Irta sein." Doch jetzt ist's genug geplaudert vom Dienstag; wir wollen uns zum **Mittwoch** wenden.

Der Name ist leicht erklärt, weil er aus der Stellung des Tages inmitten der Woche ohne weiteres verständlich wird, sagte Gertrud.

Ja, das Wort redet selber. Doch dürfte euch von dem Wochentag interessieren, daß er im Englischen den Namen „Wednesday" und im Schwedischen den Namen „Onsdag" hat. Altnordisch hieß er „Odinsdagr", niederdeutsch „Wodanesdag".

Holla! rief Walter pfiffig schmunzelnd und spitzte die Lippen. Ich begreife. Das war der Tag zu Ehren des weisen Allvaters Wodan oder Odin, des Götterobersten, der auf achtfüßigem, windschnellem Schimmel einherritt.

Zweifellos. Wann er bei uns seinen heutigen, blutleeren Namen bekommen hat, läßt sich wohl nicht mehr genau feststellen. Vor dem 4. und 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung findet sich für ihn in Urkunden die lateinische Bezeichnung dies Mercurii, d. i. Merkurstag, was daher rühren mag, daß der alte, heidnische Germanengott Wodan bezüglich seiner Eigenschaften auffällige Ähnlichkeiten mit dem römischen Gotte Merkur wies und also für diesen im Kalender eintrat. Nachweislich noch im 8. Jahrhundert mußten die Sachsen dem Wodan abschwören. — Nun sind wir auf unserer Wochentagwanderung schon beim **Donnerstag** angelangt.

Dem Tage Donars, des Sommer- und Donnergottes! rief Gertrud mit freudigem Stolze.

Solches war leicht zu erraten, versetzte Walter. Darauf brauchst du dir wahrhaftig nichts einzubilden.

Tu ich auch nicht. Bitte, du hättest die Erklärung ja vor mir sagen können! meinte Gertrud schnippisch.

Hätte ich auch gewußt.

Da wird nichts gehäkelt! gebot der Vater kurz. Bei Donar mit seinem Hammer! Donar war zwar der Gewittergott mit Blitz und

Donner, aber auch der Gott des Hausfriedens, der Schutzherr und Schirmer des Heims und der Familie. Sein Tag galt als der heiligste der germanischen Woche — und ihr wollt euch da entzweien! sagte der Vater scherzhaft. Wie hoch Donar oder Thor bei den Skandinaviern einmal in Ehren gestanden ist, erhellt daraus, „daß dort kein Göttername so häufig in Personennamen wiederzufinden ist als gerade der Thors". Professor Dr. Fr. Kauffmann erwähnt in seiner „Deutschen Mythologie" ferner, „daß durch Hammerwurf die Besitzergreifung des Eigentums entschieden wurde; daß bei Hochzeiten der eheliche Bund mit dem Thorshammer geweiht wurde". Zur Abschließung von Rechtshandlungen und Ehen galt der Tag Donars besonders geeignet; er war ein glückbringender. An diesem Tage versammelte sich darum gern die Gemeinde, um zu beraten und zu beschließen. „Der Volksglaube behauptete, was man an drei Donnerstagen hintereinander tue, gelinge. Dieser Tag und alles, was zu ihm gehörte, was man an ihm verrichtete, ja selbst das an ihm geborene Kind stände unter des Gottes Schutz." In Westfalen z. B. trieb man vielerorts das Vieh nur an einem Donnerstag das erstemal auf die Weide; dann bliebe es von Horn- und Beinbruch verschont, hieß es. Am Donnerstag schlachtete man gern und fing das Ackern an. An einem Donnerstag durfte man aber kein Kalb der Kuhmutter entwöhnen, sagte man in der Oberpfalz. Von Mittwochkindern wußte man, daß sie nur schwer gedeihen. Am Mittwoch sollte auch keine Hochzeit stattfinden. Könnt ihr übrigens erraten, welcher römischen Gottheit Donar ähnlich war?

Jupiter! rief Walter, der Student. Denn auch er war der Beherrscher des Himmels, von dem Blitz und Donner und Ungewitter ausgingen, also vorzugsweise ein Gott der Natur, doch auch ein Schirmer des Staates.

Gewiß! Unser Donnerstag vertritt daher auch den Tag des mächtigen Donnergottes, den dies Jovis bei den Romanen, geradeso wie bei uns die Göttin Freia in gewissem Sinne die Stelle der römischen Göttin Venus vertrat. Ihr wißt also auch schon, woher der Name F r e i t a g abgeleitet ist?

Das hätten wir auch ohne den Wink mit dem hübschen Zaunpfahle gefunden.

So! Wenn ihr gar so klug seid, so erklärt mir, woher es kommen mag, daß der Freitag beim gewöhnlichen Volke als ein gefürchteter

Unglückstag gilt, nachdem doch Freia die milde, gütige Göttin der Ehe und des häuslichen Glückes, die auch segnend über die Felder schwebte, gewesen ist?

Ich weiß, die Leute sagen, begann Gertrud, am Freitag regnet oder schauert es leicht; am Freitag soll man keine Reise beginnen, in kein Haus einziehen, nie das Vieh zum ersten Male austreiben, nicht heiraten. Am Freitag haben bloß die Lausigen, Verdächtigen Hochzeit. — Wer am Freitag viel lacht, muß am Sonntag viel weinen. — Am Freitag lassen die Bauern gern Schauermessen lesen, säen gern Rüben. — An einem Freitag ist es gut, Butter auszurühren, weil es da die Hexe nie tut, sagt unsere Gretel, die Magd.

Genügt, genügt! rief der Vater.

Die schlimme Umdeutung, meinte Walter, wird eben bei der Bekehrung der heidnischen Altvorderen zum Christentum erfolgt sein. Der Freitag ist ja der Todestag Christi. Wohl mit Bezug auf die Finsternis und das Unwetter, das beim Tode Christi eintrat, mag der Glaube im Volke Platz gegriffen haben, daß es am Freitag leicht schauert. Und dann hast du ja schon früher einmal erwähnt, daß die alten Heidengötter und -Göttinnen bei der Christianisierung alle entwürdigt, als schädlich und verächtlich erklärt wurden.

Diese Deutung läßt sich schon hören. Gegen die abergläubische Wertung der Wochentage, die sogen. „Tage- oder Zeitwählerei" eiferte übrigens schon Seb. Brant in seinem „Narrenschiffe", das am Ende des 15. Jahrhunderts erschien:

„Einem Christenmenschen nicht zusteht,
daß er mit Heidenkunst umgeht
und merkt auf der Planeten Lauf,
ob dieser Tag sei gut zum Kauf,
zum Bauen, Kriegen, Eheschließen,
zur Freundschaft und was ähnlich diesen ..."

Was sagt ihr klugen Leute endlich zum Samstag?

Da ist schwer etwas zu sagen, gestand Gertrud.

Da finden wir keinen Anhalt, erwiderte Walter.

Gut, so will ich einen geben. Die althochdeutsche Form für Samstag war „Sambastag". Denkt auch an den jüdischen Namen! Sabbat!

Ja, davon ist er abgeleitet. ([22]) In der Oberpfalz hat sich eine diesbezügliche, auf den jüdischen Feiertag anspielende Redensart bis heute erhalten: Der Samstag gehört dem alten, der Sonntag dem neuen Herrgott. In der Rhön aber ist der Samstag der Tag der Frau Hulla (Holle). Man unterließ da früher die ländlichen Arbeiten. Im angrenzenden Nordbadischen sollte man am Samstag zu Ehren unserer lieben Frau nicht spinnen;

„denn es ist kein Samstag so trüb,
d'Sonn scheint der Mutter Gottes z'lieb"

und zwar, „damit sie dem Christkind die Windeln trocknen kann". ([23]) Der Name Samstag ist mir übrigens so lieb wie die norddeutsche Form „Sonnabend" als Verkürzung des Ausdruckes „Abend vor dem Sonntag". Altnordisch hieß der Samstag, an dem unsere fleißigen Hausfrauen gewöhnlich putzen und fegen, der Laugardagr, d. h. der Bade- und Waschtag. Nun wollen wir aber auch bald „Sonnabend machen". Zuvor möchte ich bloß noch folgendes erwähnen: Es ist euch jedenfalls schon aufgefallen, daß zwei Tage im Kalender die Bezeichnung „Nacht" tragen.

Jawohl, Weihnacht! rief Walter.

Und Fastnacht! ergänzte Gertrud.

Denkt 'mal, „die alten Deutschen rechneten nicht wie wir nach Tagen, sondern nach Nächten. So wurde anberaumt; so verabredet!" heißt es im 11. Kapitel des denkwürdigen Buches „Germania", das uns der römische Geschichtsschreiber Tacitus hinterlassen hat. „Die Nacht erschien ihnen als Vorgängerin des Tages; sie galt als Mutter des Tages."

Nach ihrer Meinung wuchs also aus der Finsternis das Licht, der junge Tag, bemerkte Walter. Das stimmt merkwürdigerweise mit der Bibel: Gott schuf aus der Finsternis das Licht, den Tag.

Im Englischen heißt es statt Woche sennight, d. i. sieben Nächte. Wie ist denn aber das zu verstehen, fragte Gertrud, daß man bei uns statt einer Woche oft acht Tage sagen hört?

O, das ist ein uralter Rechtsbrauch, erklärte der Vater. Schon in der Edda findet sich der Ausdruck âtta naetr (8 Nächte). Wir müssen uns die Sache so vorstellen: Wenn unsere Altvorderen eine Frist von einer Woche festsetzten, so rechneten sie die Zeitspanne erst

mit dem auf die 7. (letzte) Nacht folgenden Tag zu Ende; sie rechneten also 7 Nächte und 1 Tag, gaben 1 Tag gleichsam zu. Macht einmal die Probe vom Sonntag Abend an! Oder du, Gertrud, vom Sonntag Morgen an!

Walter und Gertrud benützten ihre Finger und zählten laut. Es stimmt! riefen sie dann lachend.

„Der Brauch, nach Nächten zu zählen, war übrigens auch bei den Galliern und schon bei den alten Indern üblich, was sich wieder daraus erklären läßt, daß im Altertum die meisten Völker die Zeit nach dem Mondlauf berechneten."

Und der mußte natürlich in der Nacht beobachtet werden, versetzte Gertrud. Vielleicht rührt daher auch noch der heutige Aberglaube, man müßte beim Neumond die Haare schneiden lassen, damit sie recht wachsen.

Freilich: „Der Neumond galt ihnen als der günstigste Anfangspunkt eines Unternehmens; denn was zu dieser Zeit begonnen wurde, wuchs mit dem Monde." Aus dem Gesagten erklärt sich überhaupt die hohe Bedeutung der Nacht bei unseren Altvorderen. Denkt nur an die zwölf Rauchnächte, die Losnächte, die Walburgisnacht, die Johannisnacht ꝛc.! Ihre großen Opferfeste begannen alle mit der Nacht.

O, dann wundert es mich nicht im geringsten, daß die Geburtsnacht unseres Erlösers nach Einführung des Christentums bei den Germanen schnell zu einer hochheiligen Fest- und Weihnacht wurde, urteilte Walter.

Brav! schloß der Vater. Und nun, Kinder, ruhsame „gute Nacht!"

Der neue Pratti.

(Neujahransingen. Drosseln.)

Bei der altbayerischen, ländlichen Bevölkerung heißt der Kalender noch häufig „der Pratti". War er doch einmal als practica (Praktik) die Summe aller Lebensweisheit: der wichtigsten ökonomischen, astrologischen und meteorologischen Regeln, kurz aller praktischen, gemeinnützigen Lebensvorschläge für ein Jahr. Heute, wo in jedem Haus mit einem neuen Jahr auch ein neuer Kalender einkehrt und wo auch der schlichteste Landmann sich eine eigene Zeitung hält, kann man sich kaum mehr recht vorstellen, welch' große Bedeutung der Kalender ehemals im Volksleben gespielt hat. Zu Urgroßvaters Zeiten noch, da schwur der biedere Bauer und Bürgersmann Stein und Bein auf die Wetter- und Gesundheitsregeln in seinem 100jährigen Kalender, ließ sich und seinem Vieh zur angeratenen Zeit Ader und glaubte mit der gleichen, ehrfürchtigen Scheu an die Vorhersage kommender, drohender Gewitter am natürlichen wie am politischen Himmel, an die Prophezeiungen von schrecklichen Mißernten, von Hunger und Seuchen, von Krieg und Frieden und baldigem Weltuntergang. In dieser guten, alten, gemächlichen Zeit war ein als verläßig erkannter Kalender ein in jeder Beziehung rares Buch, das mit Hochachtung behandelt wurde; es versah ebensowohl die Stelle eines Hausarztes, als auch eines treuen, landwirtschaftlichen Ratgebers. Das Verständnis des Kalenders bedeutete damals schon einen Grad besserer Bildung. Mit Recht; denn wer seinen Kalender lesen konnte, konnte in der Regel auch schon schreiben. Dem ward der Kalender dann zum Hausbuch, welchem man die intimsten Angelegenheiten in Familie und Stall anvertraute,

wo man getreulich jeden Pfennig Einnahmen und Ausgaben verbuchte und mitunter auch chronikalische Einzeichnungen machte, die heute nicht ohne kulturgeschichtlichen Wert sind.

Ein berühmtes Beispiel eines alten Kalenders ist der wunderliche, sogen. „hellpolierte Wetterspiegel", eine deutsche Nachbildung des lateinischen „Cisio Janus". Er enthielt für jeden Monat einen sechszeiligen, gereimten Spruch, von dem jedes Wort einen bestimmten Tag des Monats bezeichnete. Die ausgeklügelten Verse wurden auswendig gelernt, so daß jedes seinen Kalender leibhaftig mit sich im Kopfe herumtrug: „Welchem Menschen er wird bekannt, der mag ihn lernen an der Hand." Als ergötzliche Probe vernehmt zwei Monatsprüche:

Jenner hat XXXI Tag.

„Jesus (1) das Kind ward beschnitten.
Drey (6) König von Orient kamen geritten
und opferten dem Herrn Lobesan.
Antonius (17) sprach zu Sebastian (20):
Agnes (21) ist da mit Paulo (25) gewesen.
Wir sollen auch damit wesen."

Hornung hat XXVIII Tag.

„Da Maria (2) wolt mit Agatha (5) gahn,
Jesum ihr Kind opfern schon;
da ruft Valentin (14) mit Macht:
Freuet euch der Faßnacht,
denn Petrus (22) und Matthias (24)
kommen schier, wisset das." ...

Grauete euch nicht, wenn ihr solches lernen müßtet?

Es ist euch sicher schon aufgefallen, daß unsere Monatsnamen altrömischen Ursprunges sind. (Sie sind teils von römischen Göttern, teils von römischen Kaisern und teils von Zahlen — septem 7, octo 8, novem 9, decem 10 — hergeleitet. Der Juli, im Kalender der alten Römer der fünfte Monat und daher ursprünglich Quintilis genannt, erhielt seinen Namen nach Julius Cäsar, der in diesem Monat das Licht der Welt erblickte. Der August, anfänglich als sechster Monat Sextilis genannt, bekam seine Bezeichnung zu Ehren des großen Kaisers Augustus, der in diesem Monat besondere Glücksfälle erlebte.) Kaiser Karl der Große nun suchte für Deutschland deutsche Monatsnamen einzuführen (Wintarmanot, Hornung, Lenzinmanot, Ostarmanot, Winnemanot [althochdeutsch wunna = Wiese, Weide], Brachmanot [der brachliegende Acker wird umgepflügt], Hewimanot, Aranmanot [aran = Ernte], Witumanot [witu = Holz, Wald], Windumemanot [wintemod = Weinlese], Herbistmanot und Heilagmanot [mânôt althochdeutsch für Monat].) Doch die dauernde Einbürgerung derselben gelang nicht. Sie bildeten aber eine unverkennbare wichtige

Grundlage für die späteren Monatsbenennungen, wie sie sich in den Kalendern des seinerzeit weltberühmten, deutschen Astronomen Johannes Müller finden, der — dem damaligen Gelehrtenbrauche folgend — sich nach seinem Geburtsstädtchen Königsberg im Fränkischen Regiomontanus nannte. ([34]) Wie sein Name, so seine Monatsbezeichnungen! Sie sind halb römisch, halb deutsch und heißen: Jänner, Hornung, März, April, Mai, Brachmond, Heumond*), Augstmond, Herbstmond, Weinmond, Wintermond und Christmond. — Im Laufe der Zeit nahmen die Kalendermacher und das Volk noch weitere Umwandlungen und Neubenennungen an den Monatsnamen vor und der Januar wurde zum „Laßmonat" von den Aderlässen, die in dieser Zeit als am gesundheitförderlichsten galten. Der April hieß auch „Laub- oder Eiermonat"; ist er doch die Zeit des frischen Laubes und der frischen Eier. Der Wonnemond Mai bekam im altbayerischen Volksmunde den Namen „Dreimelcher" vom dreimaligen Melken der Kühe in dieser Zeit. Der Brachmond Juni wurde „der ander Mai" und der „Auswärts"-(Monat) genannt, weil es da zum Nichtmehrverkennen aus dem Winter auswärts geht; denn — wie ein altbayerischer Volksspruch den klugen Schwaben sagen läßt — „zwischen Pfingsten und Jakobi muß es einmal warm werden". Aus ihm klingt also auch Lenzesfreude, alte deutsche Hirten- und Wanderlust. Der Ausdruck „im Auswärts" bedeutet (allgemeiner gefaßt) auch soviel wie im Frühling beziehungsweise Sommer. Das Gebirgsvolk unterscheidet ja — wie es empfindet — im Grunde genommen bloß zwei Hauptjahreszeiten: Winter und Sommer; so taten es alle indogermanischen Völker ursprünglich. Den Herbstmonat September, wo es dem Winter zuzugehen anfängt und die Felder leer sind, taufte das Volk in den „Einwärts" um. Mitunter hatte er auch den Namen „Michelsmond", was uns nicht besonders zu verwundern braucht. Der hl. Erzengel Michael stand nämlich bei unseren Altvorderen einmal in so hohen Ehren und war mit dem Volksleben derselben so innig verknüpft, daß er zum „politischen Nationalheiligen", zum Hauptpatron des Volkes wurde. O magnae heros gloriae, dux Michael! Protector sis Germaniae! (O Held von großem Ruhme, Fürst Michael! Beschützer sei Germanien!) singt ein Lobhymnus aus alter Zeit.

*) In Obersteiermark wird der Juli noch so betitelt.

Dem November, der Bäume und Sträucher endgültig entblättert, daß die nackten Reiser zum Himmel schauen, wurde der Titel „Laubreiß" zuteil, eine Einschätzung gleich einem Doktor Eisenbart, der furiert nach seiner Art. Wie ganz anders mutet uns der trauliche Name Christmond statt Dezember an! Bei dem Worte glänzen die Augen der Kleinen und die Herzen der Großen werden milde gestimmt. Der Name wirkt wie ein Zauber; es ist, als ob aus ihm leise Weihnachtsglocken klängen und riefen: Liebe; Frieden! — —

In die hochheilige Zeit der Zwölften, nach der Wintersonnenwende, fällt der Jahreswechsel. Ein hübscher Brauch, worauf ich mich aus meinen Jugendtagen noch mit Freuden entsinne, war „das Neujahransingen" in der Silvesternacht: In meinem Heimatorte besorgte dies der Nachtwächter mit einer sangeskundigen Tochter. Um die mitternächtige Stunde begann er mit ihr eine Rundreise; sie schritten von Bürgerhaus zu Bürgerhaus und ließen in den stillen, feierlichen Morgen hinein ihren gereimten Glückwunsch für jedes Mitglied der Familie ertönen. War das eine Ehre, wenn man schon so groß geworden war, daß einen der Sänger des Titels Herr und wohlgeboren würdigte! Er verfuhr dabei allerdings nicht zu streng. Sein Lied lautete:

„Ei, so wünsch' ich auch dem (oder der) ‚wohlgebornen' ... fürwahr
ein freudenreiches, glückseliges, neues Jahr.
Gott mög' ihm (ihr) geben
Gnad', Glück und Segen
und wolle ihn (sie) im ... Jahr (Jahreszahlname)
mit gesundem Leib
im Frieden lassen leben!" (Höchstädt.)

Am Neujahrsmorgen nach dem Hochamte holte er sich sein Trinkgeld, das je nach dem Vermögensstande, der gesellschaftlichen Stellung und der Zufriedenheit mit seiner Anrede mehr oder weniger reichlich bemessen wurde. Ein Sechser (20 ₰) war schon das mindeste. Kaum, daß er die Türklinke aus der Hand ließ, fanden sich Bettelkinder und arme Leute ein, die im Hausgange ihren Neujahrwunsch ableierten und sich auf ihrem Rundgange nach einem gewissen Plane abzulösen schienen. Ihr Spruch war gewöhnlich folgender:

„Ich wünsch' ein glückselig's, neues Jahr
und 's Christkindle im krausen Haar."

Manches sprach noch den Zusatz:

„Viel Glück ins Haus
und 's Unglück oben 'naus!"

Vor dem Kirchgange hatten wir Kinder stets schon zum Herrn oder der Frau Dot (den Paten) und zu den Vettersleuten gehen müssen, um ihnen das „Neujahr anzuwünschen". Viel Spaß machte es uns Kindern und den Dienstboten im Hause immer, sich gegenseitig das „Neujahr abzugewinnen", d. h. mit dem Glückwunsche zuvorzukommen. Wie ich zuverlässig erfahren habe, bestehen die vorgeschilderten Bräuche (im schwäbischen Unterland) heute noch. Auch wird vor den Häusern, wo ein heiratsfähiges Mädchen wohnt, seitens des Bräutigams noch immer das Neujahr angeschossen. Aufgehört aber hat sich der Brauch des Neujahranblasens, der in meiner Kindheit noch üblich war. Vier Stadtmusiker vom Kirchenchore (zwei Hornisten und zwei Posaunisten) gingen von Haus zu Haus und bliesen dem Hausherrn und der Hausmutter zu Ehren im Stübchen einen Choral vor.

Im Niederbayerischen hörte ich später von den Kindern, die „ins Neujahranschreien gingen", nachstehende Verse:

„I wünsch' dem Bauern einen gold'nen Rock,
der ihm steht wie ein Nagerlstock (Nelke);
i wünsch' der Bäuerin eine gold'ne Hauben,
die ihr steht wie einer Turteltauben."

Oder:

„Glückselig neu's Jahr,
's Christkindl im krausten Haar!*)
A lang's Leben, a gut's Leben
und an Himmi daneben!"
Und wir tat'n enk aa bitt'n um ein Stück'l Fleisch."

(Nach glaubwürdiger Mitteilung stellten sich die Wünschenden früher auf den Düngerhaufen.)

Im bayerisch-böhmischen Waldgebirge vernahm ich den Spruch:

„I wünsch' enk a glückselig's neu's Jahr, —
's Christkindl liegt in 'krausten Haar, —
an goideren (goldenen) Tisch,
auf an jed'n Eck an 'brat'nen Fisch,
in der Mitt' a Glas Wei',
könnt's miteinander recht lusti sei',
an goideren (goldenen) Wag'n,
könnt's mit einander in Himmi einifahr'n." —

Originell ist in manchen Gegenden Altbayerns die Art des Neujahrabgewinnens. Sobald der Vater oder die Mutter die Stube betreten,

*) Ob dies nicht auf Glück und Zuwachs in der Familie hindeuten sollte? Das Volk war zu solchen Scherzen aufgelegt.

springen die Kinder aus ihren Verstecken beim Ofen, hinter der Tür, beim Milchschrank ꝛc. hervor, packen Vater oder Mutter mit den Händen beim Hals und drosseln ihn oder sie recht fest. Dies soll eine innige Liebesbezeugung sein und Glück und Segen bedeuten. Zur Erklärung dieses Brauches genügt wohl der Hinweis, daß der Bauer in der Christnacht oder in einer der Zwölfnächte, am Barbaratag oder am ersten Frühlingstag die Obstbäume mit einem Strohband umgürtet, umarmt und drosselt, um sie gedeihen zu machen. Das Drosseln geschieht mancherorts auch beim Glückwünschen am Namenstage. (Im Südbadischen ist das Drosseln am Namens- und Geburtstage der Kinder üblich und führt den Namen „Würgen oder Helsen" [Halsen]. Da wird aber mitunter zum Beweis der Zuneigung nicht bloß um den Hals gefaßt, sondern auch empfindlich bei den Haaren geschopft oder gezobelt. Jedenfalls soll das ein Symbol des Wachstums und Gedeihens sein. Das Angebinde heißt die Würgete oder Helsete.)

Wenn die Bettelkinder in der Rhön am Neujahrsmorgen mit Brotsack und Stecken vor die Häuser der Wohlhabenderen „haischen gehen", sprechen sie die rührsamen Verse (25):

„Ich wünsche euch den Gottessegen
und dabei ein gutes Glück.
Gott laß' euch in Frieden leben
alle Stund' und Augenblick,
daß kein Unglück euch berühre
und kein böser Geist verführe.
Habet Dank für eure Gabe,
Die ihr uns verehren tut.
Gott im Himmel wird's euch lohnen,
was ihr an den Armen tut."

Haben die Kinder eine Gabe erhalten, danken sie mit dem frommen Spruche:

„Habt ihr den Armen Gutes getan,
so nehmt den Lohn von Jesus an:
In dem schönen Himmelsgarten,
da wird Jesus euch erwarten. Amen."

In vielen Dörfern geht am Neujahrsmorgen auch der Gemeindehirte um und holt sich eine Spende (Fleisch, Würste, Erbsen). Die Burschen bringen riesige Brezen in die Spinnstuben und verehren sie den Mädchen, welche sich dafür mit Nüssen und Äpfeln erkenntlich zeigen.

Die Pfälzer Kinder der Bergzabener Gegend haben folgenden derb-kräftigen Neujahrsspruch:

„Ich wünsch' dir e (ein) glückselig neu's Jahr
und e Perück mit Geßehor,
un e Simmere Läus nei.
Das soll dein Neujohr sei." — (26)

Solcher Überfluß klingt unangenehm. Viel milder und manierlicher hört sich dagegen schon der nachstehende Pfälzer Wunsch an:

„Proſt, proſt Neujohr!
E Bretzel wie e Scheuertor,
e Lebkuche wie e Ofeplatt,
eſſe mer uns alle mitanner ſatt!"

Oder: „I wünſch' e glückſelig's neu's Johr,
e Lebkuche wie e Scheuertor,
e Brezel wie e Ziegeldach
und e Bratwurſt bis uf Haggebach."
(Bei Kandel.) (37)

Wir ſehen alſo Wohlſtand wird gewünſcht und zwar im Überfluß, wie es die ungewöhnlichen Maße der guten Dinge ankünden!

Am Neujahrsfeſte iſt es in vielen Bürgershäuſern Würzburgs und ſeiner Umgebung ein altüberkommener Brauch, daß das Mittagsmahl ſicher auch Kraut und Erbſen („Kraut und Arbes") umfaßt. Ganz abgeſehen davon, daß dies nämlich ein Lieblingsgericht der gauländiſchen Unterfranken iſt, ſtehen dieſe Fruchtbarkeitsſymbole auch im Ruhme, bewirken zu können, daß „das ganze Jahr über das Geld nicht ausgeht." Und ſo etwas kann man ſich doch gefallen laſſen! Freilich Geld tuts nicht allein. Darum muß auch der Wunſch nach Zufriedenheit, Gottes Segen und dem Himmel dazu. Ja, mögen im neuen „Pratti" nur Tage des Glückes, des Friedens und der Freude verzeichnet ſein! Möge ſich kein Tag finden, den man als „kritiſchen Tag I" (dies confusionis) oder als „Schalttag eigener Ordnung" ganz und gar aus dem Kalender ausgemerzt wiſſen möchte!

Nun wollt ihr vielleicht noch wiſſen,

Warum gerade der Februar den Schalttag hat.

Der Dezember als letzter Monat wäre doch wohl auch dazu geeignet geweſen, möget ihr denken. Oder ſollte der Februar nur deshalb in den Beſitz des Schalttages gekommen ſein, weil er an und für ſich bei der Verteilung der Tage etwas zu kurz gekommen iſt?

Hm, wenn ihr das erraten wollt, müßt ihr weit zurücklaufen in der Zeit . . . bis vor die erſte Weihnacht. Die Sache iſt nämlich ſo:

Die alten, kriegstüchtigen Römer pflegten vor Einführung des julianiſchen Kalenders das Jahr mit dem Monate März zu beginnen, alſo mit dem Monate, der zu Ehren ihres olympiſchen Ahnherrn — des vornehmen Kriegsgottes Mars — benannt war. Der Februar war demnach ihr letzter Monat. Dieſem Benjamin unter den Zwölfen, der es niemals zur Vollwertigkeit und Ebenbürtigkeit bringen konnte,

wurde darum die Ehre zuteil, den Füll- oder „Schalttag" zu erhalten. Doch ist dies keineswegs der letzte Tag im Februar, wie man meinen möchte, sondern er folgt auf den 23./24., auf die sogen. „Terminalien", ein Fest, das im alten Rom dem Gotte Terminus, dem Gott der Grenze und Marksteine, zu Ehren gefeiert wurde. — Die römisch-katholische Kirche behielt diese Ordnung später bei und bestimmte, daß das Fest jenes Heiligen, dessen Tag in einem gewöhnlichen Jahr auf den 24. Februar fällt, in einem Schaltjahr auf den 25. zu verlegen ist. — Eine Sache, die auch kaum bekannt sein dürfte, ist folgende: Nicht wahr, ihr meint, die Zählung der Jahre nach der Geburt des Heilandes (post Christum natum) hätte bei den Christen wohl bald nach der ersten Weihnacht ihre Einführung gefunden. Da befindet ihr euch aber in einer Täuschung. Erst der Abt Dionysius Exiguus zu Rom wendete sie im Jahre 525 nach Christi Geburt auf einer sogen. Ostertafel zum ersten Male an und nur langsam fand diese Art der Zeitrechnung (ab incarnatione Domini) bei den verschiedenen christlichen Völkern Europas Annahme und Verbreitung, in Deutschland nicht vor dem Ende des neunten Jahrhunderts (876). Noch merkwürdiger aber ist, daß die Päpste in Rom selber nicht vor Mitte des zehnten Jahrhunderts davon Gebrauch machten. ([28])

19 † C † M † B 07.

In katholischen Gegenden deutscher Länder ist es am Dreikönigstage fast allerwärts der Brauch, mit Kreide oben an die Türen in Haus und Stall die Anfangsbuchstaben der hl. Dreikönige Caspar, Melchior und Balthasar samt der laufenden Jahreszahl anzumalen, jener drei Großen, die aus ihren entlegenen Ländern herbeieilten, um das arme Himmelskind im Stalle anzubeten.

Als ich ein Knabe in den Jahren war, daß mir die lateinischen Buchstaben zum erstenmal sicher in den Fingern saßen, fing der Vater zu erzählen an, da wurde das Dreikönigsanschreiben bei der Ausräucherung in Stube, Stall und Scheune mein Geschäft. Ich erachtete das als kein geringes Vertrauensamt und übte es fortan nicht ohne Würde und gewissen Stolz. Am Nachmittag vor dem Feste trug ich

Kreide, Salz und Weihrauchkörner zur Weihe in die Kirche und nahm ein Fläschlein frisches Weihwasser mit nach Hause; am Abende las ich als künftiger Student der ganzen Familie aus einer uralten Legende die Geschichte der hl. drei Könige vor und ich entsinne mich noch recht gut, wie mich dabei der Großvater zeitweise unterbrach, um meinen Bericht durch Zutaten aus seinem eigenen Wissen, d. h. zum Teil aus sagenhafter Überlieferung, zu ergänzen.

O, bitte, Vater, erzähle uns das! baten Gertrud und Walter. Nun so hört:

Die Reiche der hl. drei Könige lagen im Morgenlande ganz nahe beieinander, aber durch hohe Berge so von einander getrennt, daß doch keiner der Könige von dem andern etwas wußte. In dem einen Reiche, das den Namen Thorsis hatte, regierte Kaspar der Friedfertige, in dem anderen, das Persien hieß, führte Melchior, der Milde, das Szepter; im dritten Lande, das Godolien genannt wurde, herrschte Balthasar, der Gerechte. Alle drei Könige waren weise Männer, die mit den Zeichen des Himmels wohl vertraut waren und den Weg der Gestirne zu deuten verstanden. Ihnen allen war aus Weissagungen bekannt, daß, wenn einst ein wunderbarer Stern am Himmel auftauchen würde, der König aller Könige geboren sei. Als sich letzteres ereignete, machten sie sich sogleich auf den Weg und scheuten trotz ihres hohen Alters die Mühen der beschwerlichen Reise nicht. Nach zwölf Tagen —

Warte, das ist ausgerechnet die Zeit vom Weihnachts- bis zum Dreikönigsfeste! bemerkte Walter.

Ja, da langten sie vor den Toren Jerusalems an. Wie es ihnen bei Herodes ergangen und was sie dann weiter erlebt, ist euch aus der Bibel bekannt. Neu dürfte euch aber wieder sein, was der Großvater über die letzten Lebensschicksale der hl. drei Könige zu erzählen wußte: Nach dem Tode Jesu kam der Apostel Thomas — eingedenk des göttlichen Auftrages: Gehet hin und lehret alle Völker! — in das Land jener drei Könige, die ihre Reiche zu einem vereinigt hatten. Da sah er, als er den berühmtesten Heidentempel des Landes besuchte, einen Denkstein, worauf ein Stern mit einem Kindlein und einem Kreuze darüber dargestellt war. Als er die Heidenpriester nach der Bedeutung dieses Bildes fragte, erfuhr er von der einstigen Reise der drei Könige. Mit Staunen und Freude ward Thomas solches inne und fing darauf sogleich an, die Botschaft des Heiles zu verkünden. Die drei Könige, welche von des Apostels

Bemühen vernahmen, eilten ihm entgegen und begrüßten ihn aufs herzlichste. Thomas weihte sie vor seiner Abreise zu Bischöfen. In erlesen hohem Alter, jeder zählte über 100 Jahre, entschliefen die drei frommen Männer bei einer Feier des Abendmahles, nachdem ihnen Gott kurz zuvor abermals einen wunderbaren Stern hatte erscheinen lassen, den sie als Zeichen ihres baldigen Todes auffaßten. Ihre Leichname wurden in einer gemeinsamen Gruft beigesetzt, kamen später nach Konstantinopel, dann nach Mailand.

Jetzt sind sie aber doch in Köln! warf Walter darein.

Gewiß! Als nämlich Kaiser Friedrich Barbarossa die stolze lombardische Stadt 1163 zerstörte, nahm er die Reliquien an sich und ließ



sie in feierlicher Weise nach Deutschland bringen. Dort sind sie seitdem in einem kostbaren Reliquienschrein zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt. — Zu den liebsten Jugenderinnerungen des Großvaters, fuhr der Vater zu erzählen fort, gehörte sein Umzug als Sternsänger. Er nämlich und zwei sangeslustige Jungen aus der Nachbarschaft (der Großvater selbst hatte als Knabe eine Stimme, so hell und rein wie eine Glocke), verkleideten sich als hl. drei Könige. Jeder bekam eine Krone aus Goldpapier aufs Haupt; der Mohrendarsteller rußte sich sein Gesicht; der Großvater als Spielleiter trug einen langen

Stab mit Stern. So zogen sie im Dorfe nach dem Hochamte von Hof zu Hof, deklamierten ihre Verse und ließen ihre hübschen Lieder ertönen. Ihre Leistungen fanden ungeteilten Beifall und wurden regelmäßig mit kleinen Geld- oder Brotgaben belohnt, welche der Großvater gerne seinen beiden ärmeren, königlichen Kameraden überließ.

Weißt du die Verse nicht mehr? fragte Gertrud begierig.

Ich will versuchen, sie in der Erinnerung zu wecken, so gut es geht. Großvater hat sie uns oft genug deklamieren müssen. Ich glaube, das Dreikönigslied lautete so:

(Alle drei beginnen): „Da sind die heiligen drei König mit ihrem Stern:
Der Kaspar, der Melcher und Balt-Hanser. —
Die sahen den wunderbaren Stern.
Potz Wetter, was soll da drauß' wer'n?
Sie reiten dahin in großer Eil',
an jedem Tag an hundert Meil'.
Sie kommen vor des Königs Haus,
Herodes schaut selber beim Fenster heraus:
(Der Anführer): Wo wollt' ihr hin in so großer Eil'?
Geht herein und ruht eine kleine Weil'.
(Die zwei anderen): Wir können nit ruh'n eine kleine Weil',
wir müssen noch reiten manche Meil'.
(Der Anführer): Und könnt' ihr nit ruh'n und tut's euch not,
so nehmt von mir doch ein Stücklein Brot!
(Die zwei anderen): Wir mögen von dir kein Stücklein Brot,
wir müssen schnell fort, das tut uns not.
(Alle drei): Sie zogen fort über den Berg hinaus.
Der Stern stund wieder über dem Haus.
Sie traten in das Haus hinein
und fanden Jesum im Krippelein.
Sie gaben ihm einen reichen Sold,
Weihrauch, Myrrhen und laut'res Gold." — (20)

Weitverbreitet waren in Altbayern folgende Lieder:

„Die heiligen drei Könige sind hochgeboren,
sie reiten daher mit Stiefel und Sporen.
Sie reiten vor des Königs Herodes Haus.
Herodes schaut zum Fenster heraus.
Kehrt ein, kehrt ein, ihr Weisen drei!
Ich will euch geben Stroh und Heu;
ich will euch geben einen gedeckten Tisch,
wenn ihr mir sagt, wo 's Jesuskind geboren ist.
Doch Kaspar sprach: Nein, nein,
König Herodes, das kann nicht sein!
Wir sitzen nicht nieder, wir haben ja keine Ruh',
wir reisen heut' noch nach Bethlehem zu.
Nach Bethlehem zum Krippelein,
da fanden sie das neugebor'ne Christkindlein."

(Dorf Theissing bei Ingolstadt.)

„Die heiligen drei Könige sind hochgeboren,
. . . .
. . . .
. . . .
Wo aus, wo aus, ös alle drei?
Geht's eina, fitzt's nieda und rast's a Wei(l)!
Wir können nöt rast'n, wir ham koa Ruah,
wir müssen heut no(ch) nach Bethlehem zua.
Bethlehem ist eine Hoffnungsstadt,
wo Maria das Christkind geboren hat.
Wir bringen Gott Vater, Gott Sohn und dem heiligen Geist
Gold, Weihrauch und Myrrhen zum Dankespreis."
(Bayer. Wald.)

„Die heiligen drei Könige sind hochgeboren,
. . . .
. . . .
. . . .
Herodes spricht: Herein,
herein, ihr Herren mein!
Ich halt' euch stroh- und heu-
und halt' euch zehrungsfrei.
Doch Kaspar spricht: Nein, nein,
König Herodes, es kann nit sein.
Wir müssen noch reiten über Berg und Tal,
bis wir das Christkind finden im Stall.
Kaspar, Melcher, Balthauser,
behüt uns vor allerhand Grauser!
Behüt uns nur heuer
vor allerhand Steuer,
vor Richter und Schergen,
Daß wir dies Jahr nit ganz verderben." (80)

Meist knüpfte sich im niederbayerischen Hügelgebiet daran noch der Spruch:

„Wir sind halt 'kommen
mit dem besten Fleiß
und taten jetzt bitten
um ein Stück'l Fleisch."

Reizend! rief Gertrud. Das lerne ich auch.

Du wirst doch nicht das Umsingen probieren wollen als einer der heiligen drei Könige? Vielleicht als Mohr? neckte Walter.

Laßt eure Späße! mahnte der Vater, und hört weiter:

Vielerorts war die Sternsängerei in eine ganz gewöhnliche Bettelei ausgeartet, so daß die Polizei in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts Anlaß nahm, sie strengstens zu verbieten. Im altbayerischen Hügelland, wo die Behörden weniger streng waren oder die Zähigkeit, womit man an alten Sitten hängt, um so größer war, besteht eine ähnliche Sitte heute noch fort. Am Vorabend von hl. Dreikönig, wenn es ganz dunkel geworden ist, gehen junge sangeskundige Burschen oder Burschen und Mädchen — in Bettlerkleidung vermummt — von Hof zu Hof, singen ihr Lied und erbitten sich eine Gabe. Man nennt das „das Dreikönigansingen" oder „die hl. Dreikönig anschreien". Vereinzelt besteht diese Sitte auch noch in der Rhön;

nur sind es dort Schulknaben, welche am Vorabend als hl. drei Könige umherziehen.*)

In Mittenwald an der Isar hieß die Nacht vor hl. Dreikönig die Gehnacht (Gebnacht). Da sangen die Kinder vor den Häusern umher:

„Gehnacht ist a heilige Nacht,
ist unsers Herrn Tischlenacht (Anspielung auf das
Wunder Jesu bei der Hochzeit zu Kanaan).
Da braten wir an Fisch;
da richten wir den Tisch;
da schenken wir ein
in unseres Herrn Becherlein ꝛc.“

Schließlich kam der Bittreim, die Hauptsache:

„Mein Basel, a bißle Brot,
oder a bißle Zelten (Kletzenbrot),
tu enk's Gott vergelten ꝛc.“ (31)

Gertrud und Walter mußten bei diesem Reim herzlich lachen. Der Vater fuhr fort: Das Umsingen am Dreikönigvorabend bildete den Schluß der Klöpfel- oder Anrollernächte, worunter man die Donnerstagabende im Dezember verstand. Darüber wollen wir später einmal

---

*) In der Gegend um Kallmünz in der Oberpfalz sang man einst:

„Die heilinga Dreiküni mit ehnan Stern,
die ess'n und trinka und zohl'n niat gern.
Silba und Gold und Perla fei(n),
mir sucha das heilinge Christkin(d)elein.

Gengas vürs Herodes Haus,
Herodes schaut zum Fensta raus.
Silba und Gold ꝛc.

Herodes sprach:
Warum is' denn der Hintere so schwarz?
Silba und Gold ꝛc.

Der is' uns gar wohlbekannt,
dös is' ja der Küni von Mohrenland.
Silba und Gold ꝛc.

Joseph schürt a Feuerl o(n),
daß ma den Kin(d)erl kocha ko(nn).
Silba und Gold ꝛc.

Das Kin(d)erl wollt' niat ess'n,
hot Himmel und Erd'n b'sess'n.
Silba und Gold ꝛc.

Bäuerin hot a(n) an routen Rock,
der steht ihr a(n) wie a Nagerlstock.
Silba und Gold ꝛc.

Wou is' denn dös Moidl, der Flederwisch?
In da Stu(b)'m is' d'rin, kehrt o an Tisch.
Silba und Gold ꝛc.

Wou is' denn der Knecht, der Diadaradei?
Am Bo(d)'n is' a o(b)'m und schneid't a Heu.
Silba und Gold ꝛc.

Wou is' denn die Dirn, der Doudaradou?
In Stall is' hint' und melkt die Kouh.
Silba und Gold ꝛc.“

Aus der Monatsschrift „Die Oberpfalz“, Jahrgang I, 1907. Herausgeber J. B. Laßleben in Kallmünz.

beim „Advent" ausführlicher reden. Hier genügt vorläufig die Erklärung, daß da arme Leute und Kinder singend und gabenheischend von Haus zu Haus zogen. Ihr Spruch war oft nur:

„Heunt is Klöpflesnacht!
I bitt' um a Klöpfel (Klopfet = Geschenk):
Äpfel, Birn, Nuß und Brot."

Ein polizeiliches Verbot hätte man gegen den Brauch des Dreikönigsingens doch nicht erlassen sollen! rief die leicht begeisterte Gertrud.

In diesem Falle ganz recht! beruhigte der Vater. Kinder, wie weit aber die Bettelgängerei gekommen war, könnt ihr deutlich daraus ersehen, daß in manchen Gegenden die Sänger auf einem Wägelchen à la Moritat einen Dreikönigkasten mit beweglichen Figuren herumführten, welche sie in Bewegung setzten, wenn sie ihren Vortrag mit Wechselgesang begannen. So zogen sie geschäftsmäßig von Dorf zu Dorf und stappelten die Häuser ab. Ihre Aufführungen waren nur mehr der erwünschte Vorwand, fromme, milde Herzen zu einer reichen Spende zu veranlassen. Im protestantischen Norden, z. B. in Hildesheim und in Braunschweig, schritt man bereits Ende des 16. und 17. Jahrhunderts dagegen ein mit dem Befehle, „solches ferner weder Fremden noch Einheimischen zu gestatten", weil aus den Veranstaltungen „mehr Verachtung, Gespött und Unfug entstand als Auferbauung und Gutes".

Ursprünglich war der fromme christliche Brauch aber doch ein sehr guter und lobenswerter, entgegnete Gertrud.

Sicherlich, bestätigte der Vater. Die Umzüge der Sternsänger, wie sie der Großvater noch kannte, waren die Reste mittelalterlicher Dreikönigspiele, wie solche zu allererst in den Kirchen und Klöstern zur Darstellung kamen. In frühchristlicher Zeit, als nämlich die wenigsten aus dem Volke lesen und schreiben konnten, wurden die festlichen Hauptbegebenheiten der Evangeliumslehre — wie z. B. die Geburt Christi, die Ermordung der unschuldigen Kinder, die Anbetung der Weisen rc. —, um sie möglichst sinnfällig und eindrucksvoll zu machen, in Form von Schauspielen aufgeführt. (Sie wurden Krippen-, Herodes-, Dreikönigsspiele rc. genannt und gingen aus der kirchlichen, lateinischen Liturgie hervor, die ja an sich einen gewissen dramatischen Charakter trägt.) Diese Darstellungen kamen dem Volksempfinden entgegen und fanden darum rasch in deutschen Landen weiteste Verbreitung.

Unter den Dreikönigspielen war vornehmlich „das Heidingsfelder Spiel" berühmt und beliebt; es nahm seinen Weg vom Bistum Würzburg durch alle Gaue Deutschlands, allerdings mit mannigfachen, den verschiedenen Gegenden angepaßten Änderungen. Von den wenigsten Dreikönigspielen sind die Dichter bekannt. Darum ist aber nicht schade; denn die Dichtungen waren zumeist vom künstlerischen Standpunkte aus wertlos und roh. — Ein sehr verbreiteter Dreikönigbrauch war ehedem auch das sogen. „Königmachen". Es war namentlich in Franken stark im Schwung. In jeder Familie wurde ein Honigfladen aus Weizenmehl gebacken, in welchen eine Bohne oder Münze gesteckt worden war. Am Morgen oder auch am Vorabend des Festes wurde der Kuchen gleichmäßig unter die Familienmitglieder verteilt. Wer das Stück mit der Bohne oder Münze erhielt, war König. Er wurde unter Jauchzen auf einem geschmückten Stuhl dreimal in die Höhe gehoben, wobei er jedesmal ein Kreuz an die Zimmerdecke malte. Seiner Herrschaft mußte sich am Feste alles fügen. Er bestimmte für den ganzen Tag alle Festlichkeiten und Vergnügungen. Seine erste und wichtigste Aufgabe war das Anschreiben der Dreikönigzeichen. Der Brauch hängt vielleicht mit der Sitte zusammen, daß in der erstchristlichen Zeit die Fürsten am Dreikönigtage am Altare opferten. Um die innige Hingabe zum Christentum zu bekennen und der besonderen Gnaden dieses Festes teilhaftig zu werden, wollte jede Familie einen König haben, damit er für sie opfere. Auch galten die hl. drei Könige als mächtige Schutzherrn, gute Geister, deren Fürbitte man sich gern empfahl. ([82]) Nun wollen wir aber zur Gegenwart zurückkehren und kurz besprechen, was die heutigen verschiedenen Dreikönigbräuche zu bedeuten haben. Da muß ich vor allem erwähnen, daß das Dreikönigfest zugleich der Gedenktag der Taufe Jesu und der Hochzeit zu Kana mit der wunderbaren Weinverwandlung ist.

Ah, darum wohl steht das Segenswasser, das am Vorabend des Festes frisch geweiht worden ist, als Dreikönigwasser in besonderen Ehren, sprach Walter.

Ja, man besprengt damit bei der Ausräucherung alle Hausgenossen und das Vieh, „weil es alle üblen Einwirkungen des Teufels zunichte machen kann." Man spritzt es auch auf Felder und Wiesen, in Obstgärten und Weinberge aus, um reicheren Ertrag zu erzielen. Einem verwandten Zwecke dient der Dreikönigweihrauch.

Damit wird es sich ähnlich verhalten wie mit dem Kräuterbrand in den Rauchnächten, wovon du uns damals erzählt hast, sagte Walter. Durch die Ausräucherung mit ihm sollen wohl Krankheiten aus Wohnung und Stall möglichst ferngehalten werden; denn geweihten Rauch scheuen die bösen Geister, dachten unsere Altvorderen. Ist's so?

Gut gemerkt. Bekanntlich reinigt und läutert das Feuer; der wohlriechende Weihrauch soll das Sinnbild eines wohlgefälligen Opfers sein und die Räume gleichsam heiligen, daß nichts Unchristliches aus- und eingehe. Der volkskundliche Forscher Dr. Höfler vermutet „im Weihrauch die Ablösung des vollen Brandopfers" und meint, daß derselbe bei uns an Stelle des Wacholders bei den Opfern getreten sei. Eine ähnliche Wirkung wie dem Dreikönigrauche schreibt das Volk dem Dreikönigsalz zu: Schutz gegen böse Geister und Krankheiten. Fromme Landleute mengen heute noch etliche Körnchen Dreikönigsalzes der Festmahlzeit und dem Viehfutter bei. Das übrige wird von der bedachtsamen Hausmutter sorgfältig für Krankheitsfälle oder andere wichtige Anlässe aufbewahrt. Manche Bäuerin in Altbayern stellt einen sogen. „Salzstein" her, indem sie frischen Weihbrunn' und Dreikönigsalz in einem Schälchen zusammenmischt, nach dem Auftrocknen des Wassers das Salz formt und an der Luft sich erhärten läßt. Vor einer großen Wanderung oder einem anderen wichtigen Unternehmen bricht man ein Bröcklein am Salzstein ab, genießt hiervon und steckt den Rest zu sich. Wegen seiner Unentbehrlichkeit galt unseren Altvorderen das Salz gleich dem Brote als eine heilige Gabe. In der Schweiz war es früher einmal der Brauch, einem Scheidenden drei Brosamen und drei Körnchen Salz in die Tasche zu tun. So glaubte man ihn gegen Not und Unglück zu feien. — Jetzt wären wir bei der Zweckerklärung desjenigen Brauches angelangt, der sich fürs erste wie ein geheimnisvolles Rätsel ansieht. Ich meine das Anschreiben der Dreikönigbuchstaben.

Ich gestehe, nicht zu wissen, warum man diese Zeichen an die Türe malt, erklärte Gertrud.

Ihre Dreizahl und die Verbindung mit dem Kreuzzeichen lassen mich vermuten, daß es Schutzzeichen sind, sprach Walter nach einigem Überlegen. Die Drei ist ja eine heilige Zahl.

Unstreitig sind dies alte Bannzeichen, die bewirken sollen, daß kein böser Einfluß oder Geist über die Schwelle derjenigen Räume komme,

deren Eingang damit bezeichnet wurde, sondern nur der Geist Treugesinnter und Wohlwollender, wie es seinerzeit die hl. drei Könige waren, die das arme Jesuskind besuchten und ihm ihr Bestes spendeten. Hinten im Böhmerwalde schrieb man die Dreikönigbuchstaben auch in den Kamin und sprach dabei:

„Kaspar, Melcher, Balthasar,
behütet uns auch dieses Jahr
vor Feuer- und vor Wassersg'fahr!" ([33])

In der Oberpfalz malt man noch da und dort beim erstmaligen Weideaustrieb Ende April oder anfangs Mai jedem Stück Vieh mit Dreikönigskreide ein Kreuz auf den Rücken; auch spritzt man ihm Dreikönigswasser nach. In alter Zeit hieß der Tag der Epiphanien die Perthennacht beziehungsweise der Perchtentag = der leuchtende, glänzende. Mit Recht; denn an Dreikönig ist zum erstenmal ein sichtliches Anwachsen des Tages zu bemerken. Ein alter Volksreim bezeichnet dies folgendermaßen:

„Auf Weihnacht um an Hahnschritt, auf hl. Dreikini an Hirschensprung;
auf Neujahr um an Mannsschritt, zu Lichtmeß um a ganze Stund."

Im bäuerlichen Volksmund ist das Fest der hl. drei Könige das „große Neujahr", der „obriste Tag". — Um sich das wilde Heer der Geister bei seinem Zuge durch die Lüfte in den Rauchnächten geneigt zu machen, hielten unsere Vorfahren Speisen für dasselbe bereit und stellten sie auf den Ofen in Nähe des Kaminschlotes oder vor die Haustüre. (Das waren Versöhnungsopfer, die sich z. B. im Berchtesgadener Ländchen ungemein lange erhalten haben.) Auch malten sie Zauberzeichen, sogen. Drudenfüße, an die Türen und Wiegen ꝛc. Wir haben hier jedenfalls ursprüngliche Runen vor uns, schützende, unheilabwehrende Zeichen, wie sie der weise Allvater Wodan die Menschen lehrte. Run bedeutet soviel als Geheimnis, geheimes Zeichen. Die Rune hatte den doppelten Zweck: Unheil zu bannen und Erwünschtes herbeizuzaubern. Bei ihrer Anschreibung mußte stets eine Beschwörungsformel gesprochen oder gesungen werden. Ohne diese waren die Zeichen wirkungslos. Von einer ehemaligen, heidnischen Lichtfeier mag sich gar mancher Zug mit dem christlichen Feste der drei sternkundigen Weisen mit ihrem wegweisenden, wunderbaren Himmelslichte verwoben haben.

Lichtmeß und die Schlenkeltage.



Wie seit tausend und mehr Jahren ist im niederbayerischen Kornland und weiter südlich zum Chiemgau die Bienenzucht heute noch ein beliebter Beschäftigungszweig der ländlichen Bevölkerung. In mehreren größeren Orten (Eggenfelden, Pfarrkirchen, Massing, Trostberg, Traunstein ꝛc.) hat sich die Veranstaltung von **Wachsmärkten** in den Tagen vor Lichtmeß erhalten. Auf diesen Märkten sieht man in vielen Verkaufsständen nichts anderes als Wachsstöcke mit allerlei Verzierungen, Kerzen, Wachsfiguren aller Art zu Wallfahrten (Pferde-, Rinder- und Füßeopfer), Pfenniglichtlein ꝛc. Früher brachten die Landleute in Körben große Scheiben rohen, gelben Wachses herein und tauschten sie gegen gebleichtes Wachs vom Wachszieher und Lebzelter um.

Noch heute läßt jede christkatholische Bäuerin in Südbayern an Lichtmeß, wenn die Kirche die Lichter zu ihrem Gebrauche segnet, ihren Hausbedarf an **Wachs weihen**. Die älteste Tochter oder statt derselben die Oberdirn trägt in einem Korb eine Anzahl verzierter Wachsstöcke in verschiedenen Farben und Formen und Bündel Pfenniglichtlein zum Gotteshause. Der Bauer bringt seine Hauskerze selbst zur Segnung und beteiligt sich hernach gleich an der feierlichen Prozession. Da erstrahlt das schlichte Kirchlein in einem wahren Lichtermeer und man versteht den Namen des Festes Lichtmeß als lichte Messe. Nach der Heimkunft vom Hochamte verteilt die Hausmutter die Wachsstöcke nach Größe an die Töchter und Mägde; den Buben gibt sie je ein Dutzend Pfenniglichtlein, damit auch sie bei den üblichen Haus- und Abendandachten, wenn ein Rosenkranz gemeinsam gebetet wird, ihr geweihtes Kerzlein anzünden können. Gleich am Lichtmeßtag abends, ferner wenn sich der Todestag eines aus dem Hause

Verstorbenen jährt, weiters im Sommer, so oft ein drohendes Gewitter am Himmel ist, endlich am Allerheiligen- und Allerseelentage und meist auch noch in der ganzen nachfolgenden Woche, schließlich in den Frühmessen und feierlichen Rorateämtern vor Weihnachten, wenn die Herzen von lichter Hoffnungsfreude erfüllt sind, kommen die Wachsstöcke und Lichter zur Benützung. Auch am Kranken- und Totenbett, wenn der Priester die heilige Ölung und Wegzehrung spendet, wird die geweihte Kerze angezündet. Hat die heiratsfähige Tochter des Hauses einen besonders schönen, vergoldeten, mit dem Bilde ihrer heiligen Namenspatronin verzierten Wachsstock erhalten, so benutzt sie natürlich denselben nicht, sondern legt ihn als Schaustück zur künftigen Aussteuer.

Lichtmeß spielt im Leben der ländlichen Bevölkerung Altbayerns und des Algäus auch eine große Rolle als Schlenkelzeit. An Lichtmeß vor dem Hochamt oder nach dem Essen kommt der Bauer mit der Geldschüssel und zahlt den ganzen Jahreslohn an die Dienstboten aus. Heutzutage freilich ist es fast etwas Besonderes, wenn es ein Dienstbote ein ganzes Jahr an einem Platze aushält; er läßt sich am liebsten seinen Lohn wochenweise ausbezahlen. Die Leichtfertigen halten es mit dem Spruch: „Die Welt ist koa Hühnersteig'n. G'fallt mir's do nöt, geh i aufs Jahr anderswohin!" Die Schlenkelzeit umfaßt 2—3 Tage. Gewöhnlich stehen an Blasi- oder Andreastag die neuen Dienstboten ein und es werden die nichtpassenden „außig'fetzt" (außig'stampert). Gedungen werden die Ehehalten aber meist viel früher (schon in oder bald nach der Ernte). Am Lichtmeßtag mittags kocht die Bäuerin nach altem, altbayerischem Hofbrauche „Rain aus (die Bratraine oder das Kar aus dem Rohr), Rain ein!" — den Ehehalten noch fest auf: „den Bleibenden zur Ehr, den Ausstehenden zu Geh und Weh". Auch im Algäu zeigt sich die Hausmutter in diesen Tagen des Dienstwechsels nicht schäbig; es wird gebacken und gebraten oder wie man dort sagt: die Dienstboten werden „aus- und eingebacken". In der Mundart des niederbayerischen Landvolkes gilt der Ausdruck „Lichtmeß machen" noch immer so viel als den Dienst aufsagen, wechseln. In diesen Schlenkeltagen kann man auf den Straßen von und zu den Dörfern und Einödhöfen oft Schlitten oder Wägelchen begegnen, worauf vorne der Baumann eines Hofes (der Oberknecht) mit einer Dirne sitzt, hinten Kleidertruhe und Kasten sich befinden. Der Bursche fährt das

Mädchen ins neue Diensthaus. Die Dirne lohnt ihm seine Mühe mit einem Trinkgeld und hält ihn überdies bei jeder Einkehr zechfrei, weshalb es dem Schlingel meist nicht besonders not tut, auf dem nächsten Wege sein Ziel zu erreichen. Im bayerischen Walde läuft der Dienstbote mit einer zweiten Person hinter dem Fuhrwerke, das seine Habseligkeiten von einer Dienststelle zur anderen bringt, her. Es ist nämlich dort und in mehreren Gegenden Niederbayerns gute Sitte, nicht ohne sogen. „Dienstweiser“ — einen Verwandten oder Freund, die Mutter oder die Verdingerin — am neuen Platze mittags einzustehen. Von einem Dienstboten, welcher allein kommt, was der Bauer nicht gerne sieht, gilt der Spruch: Er geht bald zwander (zu zweit, zu ander) fort und ist nichts Anständiges. Oberknecht und Oberdirn werden beim Dienstantritte mit einem kleinen Mahle (Kücheln) regaliert. An diesem Einstandsmahle nimmt auch der Dienstweiser teil. In vielen Dorfwirtshäusern und namentlich in den Schrannenstädtchen gibt es am Einsteh- und Auszahltag der Dienstboten Tanzmusik, sogen. Lichtmeßbälle. Wem das Geld locker sitzt, dem kugelt bei dieser Gelegenheit (die im Algäu „die Letzte trinke“ heißt), schon ein schön Teil aus der Hand. Manches junge Blut nimmt das Wechseln des sauer verdienten Geldes ebensowenig ernst wie den Wechsel des Dienstes und singt übermütig (die Schlenkelverse):

„Heunt is a schöna Tag, morg'n is da Lichtmeßtag,
finga d'Moas'n, muaß ma roas'n.“

Im Schwäbischen:

„Heunt ischt mei Bündelestag (die Zeit zum Schnüren der wenigen Habseligkeiten),
morga b'hüt di Gott!
Nimm i mei Bündele ra,
zottle (trotte) mi fort.“

Oder:

„Heunt ischt mei Bündelestag,
morga mein Ziel (Ausstand),
schnür i mein Bündele z'samm,
tua was i will.“

Oder in der Pfalz:

„Heut isch mei Bündelestag, da schickt mich mein Herr fort
morgen mein Ziel, und gibt mir nit viel.“

Es gibt aber, zur Ehre der ländlichen Dienstboten sei es gesagt, noch eine erkleckliche Zahl Ehrbarer und Sparsamer, die auch an den Schlenkeltagen das Wirtshaus von außen mehr ansehen als von innen. Sie verweilen in der Schlenkelweil (ihren Ferien) höchstens länger

in der Kirche, besuchen Verwandte, die Kunkelstube und stingeln bei Bekannten ein wenig herum. Am Blasiustag morgens gehen sie wie Bauer, Bäuerin und Kinder vom Hofe frommgläubigen Herzens zum Einblaseln. Sie knien an der Speisebank vorn und neigen vertrauensvoll ihr Haupt zwischen die geweihten, gekreuzten, brennenden Kerzen des Priesters, damit sich durch die Fürbitte des Heiligen, der einst einen Knaben von tödlichem Halsübel befreite, das ganze Jahr von jeglichem Halsleiden verschont bleiben mögen.

„Per intercessionem sancti Blasii liberet te omnipotens deus ab omni malo gutturis."

Freilich einem Bruder Liederlich, der all' seinen Verdienst durch die Gurgel jagt, hilft auch der Blasiussegen nichts! Am Blasitage sagt man überhaupt: soll man nicht heiraten und nicht in einen neuen Dienst eintreten, denn sonst „reitet einen der Blas'l, d. h. man hält es nicht lange aus. Schlenkeltage in anderem Sinne, als sogen. begehrte oder bedungene Halbfeiertage, sind im Ober- oder Niederbayerischen in manchen Bezirken auch die Donnerstage oder gar gleich die Dienstage, Donnerstage und Samstage zwischen Lichtmeß und Fastnacht. Es wird da vormittags wenig, nachmittags gar nichts gearbeitet. Wehe dem Bauern, der an dieser Feierordnung rütteln wollte! Er verlöre alle seine Ehehalten; denn „es is alleweil scho' so gwen!" — Hier und dort wird an Lichtmeß noch scharf auf die Witterung geachtet. Frauentage gelten bei unserer ländlichen Bevölkerung häufig als entscheidend für die Witterung. Unser Alpenbauer hat es nicht gern, wenn es am Tag der Lichtfeier sehr hell und klar ist. Kann nämlich an dem Tag der Dachs, wenn er den Bau verläßt, seinen Schatten sehen, weicht der Winter noch nicht bald und wird der Frühling rauh und kalt. Lieber ist dem Landmann, wenn es an Lichtmeß stürmt und schneit; denn „Dachs beim Schnee", dann „Palm beim Klee". Auch der Pfälzer Winzer in seinem sonnigen Rebengarten denkt ähnlich und sieht „im Horning lieber en Wolf als en Mann ohne Mutze (Mantel)".

An Lichtmeß, spätestens am Funkensonntag, pflegt man auf dem Lande das erstemal ohne Licht das Abendbrot zu genießen. „An Lichtmeß — muß man bei Tag eß!" mahnt ein Algäuer Hausspruch. Diese Eßordnung dauert dann bis Martini, wo ehemals die Lichtgans das Abendessen bei Licht wieder einleitete. Dieselbe Hausregel enthält

ein anderer schwäbischer Spruch: „Auf Lichtmeß — 's Spinnen vergeß; die Abendsuppe beim Tag eß!"

In der Rhön vollzieht sich der Wechsel der Dienstboten (man versteht darunter fast nur Mägde) schon auf hl. Dreikönig. Aber auch hier dauert die Schlenkelzeit drei Tage. Den Tag nach dem Feste der drei königlichen Pilgrime, die unsern Herrn suchten, ihm opferten und dienten, dienen die Dienstboten noch wegen der zerschlagenen Töpfe und Häfen darüber. Er heißt darum im Volksmunde scherzhaft der Töppchestag. Am allernächsten Tage erfolgt dann der Ausstand, das Schnüren oder Schürzen (Schärzen) des Bündels, weshalb dieser Tag der „Schärztag" genannt wird. Da gibt es mittags noch einmal die rhönerische Leibspeise „Mellichsopp und Klöß" (die Trollsupp und die Trollklöße). Hernach nimmt die Magd ihr Schärzbündel, den Schärzlaib, ihren Krug Schnaps und den Brautflachs. Mit solcher Wegzehrung und Ausstattung macht sie sich frohgemut auf die Wanderung — dem neuen Glück entgegen!

(Über Lohn, Leben und Arbeit der Dienstboten wird im zweiten Buch, das folgen soll, berichtet.)

St. Agathatag. (5. Februar.)

Am Tage der hl. Jungfrau und Märtyrin Agatha, die das Brennen mit glühenden Platten und das Wälzen auf brennenden Kohlen ꝛc. erduldete, werden im katholischen Südbayern (Algäu und Altbayern) noch mancherorts sogen. Agathabrote und Agathazettel geweiht. Von dem Agathabrot genießt der Bauer und gibt dem Vieh vor dem ersten Austrieb auf die Weide, beim Kalben und vor der Abfahrt zum erstmaligen Pflügen ein Stückchen als Vorbeugungsmittel gegen inneres Feuer (Fieber) und gegen Brand; auch legt er Bröselchen davon zum Schutz gegen Blitz- und Feuersgefahr in die vier Winkel des Hauses. Zum gleichen Zweck klebt er die Agathazettel, welche bei der Segnung in der Kirche das Brot deckten, an Haus-, Stuben- und Stalltüren und läßt unterdessen von den Dienstboten an des Hauses geheiligter Feuerstätte, dem Herde, einen Rosenkranz beten. Der Agathazettel dient als kräftiger Feuersegen, Feuerbann. Wenn irgendwo ein Gebäude brennt, kann man damit

Domine Jesu Christe per b. V. M.
Agatham benedic † et sanctific †
hos panes et † extinque ignem
comburentem!

(Agathazettel aus Niederbayern in Originalgröße.)

= O Herr Jesus Christus, durch die glückselige Jungfrau und Märtyrin Agatha segne und weihe diese Brote und lösche aus das verzehrende Feuer!

das Feuer besprechen, daß es erlösche, oder wenigstens kann man es damit einzirkeln (einkreisen), daß es nicht weiter greife. Im bayerischen Walde und zum Teil in der Oberpfalz lebt heute noch felsenfest der Glaube: Wenn man bei einem Brande eine Agathasemmel ins Feuer wirft, wird dasselbe mehr oder minder gelöscht. Die Agathakerzen sind gewöhnlich weiß; doch macht der Lebzelter und Wachszieher mitunter auch schwarze, sogen. Lorettokerzen (als Sinnbild des erstorbenen Feuers und wohl auch in Erinnerung an das wundertätige Altöttinger Marienbild, das vom Feuerbrand geschwärzt gegen das Feuer schon Hilfe leistete?) Im Notfalle, wenn gerade keine Agathasemmel und kein Feuersegen zur Hand ist, genügt zum Feuerbann auch ein Osterei oder ein ausgehöhlter oder noch warmer Laib Brot, den man schnell segnet und in die Flammen wirft.



Fastnachtstimmung.

Der Fasching hat einen lustigen Vorboten: den gumpeten,*) lumpigen Donnerstag (Schwaben) oder unsinnigen Pfinzta (Altbayern) oder feisten Donnerstag (Rhön). Da geht es mehrerenorts schon so toll zu, als ob alle Hanswurste der Welt auf einmal ausgelassen worden wären. An diesem Tag muß man essen, daß einem der kleine Finger steht; denn wer am Unsinnigen nicht voll wird, wird das ganze Jahr nimmer satt. Vom Übermut dieses Tages hat sich sogar etwas auf den nachfolgenden Freitag abgefärbt. An diesem bemüht sich nämlich die Jugend, namentlich die Mädchen, mit gerußtem Finger den Burschen unvermerkt eine schwarze Schmarre ins Gesicht zu malen (zu pfraumen). Wenns gelingt, ist das ein Spaß! Deswegen heißt der Tag ja der „rußige Freitag". Der nächste Tag, „der schmalzige oder schmotzige Samstag", gibt seinen Tribut bereits dem hochnärrlichen Fastnachtsonntag. Schmalznudeln (Kücheln und Krapfen) werden gebacken, daß sie in den Schüsseln und auf dem Nudelbrett wahre Türme bilden. Das wiederholt sich am Fastnachtdienstag. Auf diese Festspeise nimmt das schwäbische Faschingsliedlein Bezug, wenn es singt:

„Lustig ischt die Fasenacht,
wenn mei Mutter Küchle bacht (backt).
Wenn sie aber koine bacht,
nau (nachher) pfeif' i auf die Fasenacht!"
(Donautalung.)

Die genügsamere Lebens- und Faschingslust der armen Rhöner Kinder äußert sich in folgendem Sprüchlein:

*) Gumpen = springen, fröhlich hüpfen.

„Am Sunntig es' die Fasenacht, Da kouf ich mir a Paar hölzere Schuh
ei, was (= wie) well ich mich potze'! und 'n zwillchene Motze." (84)

In der Rheinpfalz ziehen die Kinder (Buben und Mädchen) in Gruppen vor die Häuser der Verwandten und Bekannten und rufen:

„Hahn, rappel die Hahn, Der Fuchs, der geht ins Hinkelhaus,
die Fasenacht geht an! der säuft die Eier alle aus." (85)
Eier raus, Speck heraus! (Würzweiler i. d. Pfalz.)

Die Buben tragen hölzerne Säbel oder Spieße, öffnen die Stubentüre und recken die Säbel oder Spieße hinein. Nicht leicht ist eine Base, eine Patin oder Nachbarin, die dann nicht eine Gabe an die merkwürdige Waffengabel steckt. Mancherorts rüstet sich die Jugend, wenn sie „zum Hanappeln" geht, mit alten Gießkannen, Trichtern, Kochlöffeln zum Trommeln und ähnlichen schönen Musikinstrumenten aus, bringt ein Ständchen und singt:

„Hahnappel di Hahn,
die Fasenacht geht an!
Küchel raus, Küchel raus,
oder i schlag e Loch ins Haus!"

Oder: „Ich bin e armer König.
Gebt mir nit zu wenig!
Laßt uns nit so lange steh'n,
wir wollen heut noch weiter geh'n!" (86)
(Gegend von Kaiserslautern.)

Bereitwillig macht die Base oder Nachbarin die Haustüre auf und läßt „die Fastnachtbüwerchen" eintreten. Diese stimmen dann einen neuen Chorus an:

„Die P(f)ann kracht, die P(f)ann kracht, Heraus mit, heraus mit,
die Küchel sinn gebacк'. ich steck sie in de Sack!"
(Gegend von Kaiserslautern.)

Manche Kinder bringen auf ihrem Sammelgange so viel Vorrat an Speck, Eiern, Mehl und Schmalz zusammen, daß sie mit den Eltern noch 2—3 Wochen nach der Fastnacht davon leben können.

Verbreitet ist in der Pfalz auch folgendes Liedchen:

„Hahnappel di Hahn, un singe die Fasenachtliederchen.
die Fasenacht geht an! Gebt uns Eier un e bissel Speck,
Da komme die Fasenachtbüwerchen do geh'n mer von eurer Türe weg!" (87)
(Am Donnersberg.)

Ja, Eier und Speck oder Schmalz, das sind die richtigen Mittel, um der Faschingsfreude auf die Beine zu helfen und das alte kräftige und fette Festgebäck der Küchеln oder Krapfen herzustellen!

Daß der Brauch der Faschingskrapfen keine moderne Erfindung ist, können wir aus dem lustigen Fastnachtspiel „Das Krapfenholen"

ersehen, das der berühmte Nürnberger Schuster und Dichter Hans Sachs im Jahre 1540 verfaßt hat. Dort wird der Sitte, die Freundschaft und Nachbarschaft am Fasching zu besuchen und sich Krapfen zu holen, erwähnt. Der Dichter läßt den Bürger sprechen:

„Ich hab' zur Nacht euch hergeladen,
daß ihr euch Krapfen holt und Fladen
und heut mit mir wollt Fastnacht halten
dem Brauche nach, dem guten alten."

Was damals gut und alt war, ist heute sicher nimmer neu!

Nichts anderes als ein verschämtes Gabenheischen war das sogen. **Fastnachtsprechen**, das im Algäu einmal sehr im Schwange war. Halbwüchsige Jungen gingen vermummt in die Häuser des Heimatdorfes und auch der Nachbarorte im Umkreise von 3—5 Stunden, leierten ihre Reime ab, um eine Spende zu erhalten. Solche **Fastnachtsprüche** waren beispielsweise:

„I bin der Herr auf dürrem Ascht,
i bettle 's Brot und gib's 'm Gascht.
Neun Stund hinter der Sonne,
da könnt' 'r mir auf d'Fastnacht komme'.
A Häusle han i wie a Nuß,
bal i vorn neigang, bin i hinte duß." ([38])

„I komm' daher von Weißahoare;
i ha mei Wei im Bett verloare.
I ha sie g'suacht im ganze Haus,
jetzt isch die Hex beim Kaminloch 'naus.
Wer s' find' und nimma bringt,
der kriegt a schöas Trinkgeld g'schenkt."
(Vergl. die Verse vorne!)

Das Hauptvergnügen der Faschingszeit ist das „**Maskengehen** oder Narrenrennen". Mit Recht getraue ich mir die Behauptung aufzustellen, daß es im ganzen bayerischen Königreich keinen Landbezirk gibt, wo so viel Fastnachtulk getrieben wird wie im sogen. Werdenfelser Landl um die Zugspitze. Früher wurde von hl. Dreikönig an mit Ausnahme der halbheiligen Tage: „Mittwoch, Freitag und Samstag" jeden Abend der Woche „Fasinacht gelaufen"; jetzt ist dies nur mehr von Lichtmeß an erlaubt.

Viele kleiden sich als Prädikanten, indem sie einen roten Unterrock über die Schultern ziehen und einen blauen um die Hüften binden; andere gehen als Türken, Ritter, Handwerker, Flecklegewand (Fleckle- und Blätzlebuben), Schellenrührer rc. Letztere tragen nach Art der Schembartläufer des 14. Jahrhunderts einen Gürtel mit Schellen um die Lenden. Die Schellen sind so geordnet, daß die größte in der Mitte ist, und sie werden von ihrem Träger dadurch ins Tönen versetzt, daß er Schritt für Schritt seinen Körper in die Höhe zuckt. (Über das Schellenrühren, den Heidenlärm und seine Bedeutung siehe S. 24.

In Konstanz am Bodensee vertreten die Hemdklonker, die mit Blechdeckeln und Küchenschapfen einen greulichen Lärm verursachen, die Stelle der Schellenrührer.) Ein in Mittenwald vielgesungenes Faschingslied ist das Lied von der „greana Dax" (grüne Fichte). Die Dichtung soll von einem Holzknechte, dem sogen. Mühlfeldergori stammen, und ist jetzt ca. 100 Jahre alt. Hier ein Teil des Liedes:

„Und freuen tuat mi nüachts als mei grasgreane Dax,
und schea isch sie nit, aber grad so viel wax (rauh, stupfig).
Jatz geh i zum Soala (Seiler) und ka(uf) ma an Strick,
bind's Deandl an Buckl, trag's überall mit.
Da Soafasiedeseppl hat gsagt: was tragscht für a War?
Da hab i glei g'sagt: an böhmischen Haar (Werg).
Und da hot er glei g'sagt, soll eahm aa a Pfund geb'n —
und da hob i glei g'sagt: Kanns nöt von anand wäg'n. —
Jetzt hab' i mei Häusl in d' Höh aufibaut,
inwendig zimmert und auswendig g'mauert;
i hab' dir mei Häusl mit Lebzelten deckt,
jetzt bring' i die g'schleckigen Menscher (Madeln) nimmer weg." 2c.

Diese Verse sind auch ein Beweis des leichten, frohen Faschingssinnes. Die Masken tragen meist hölzerne Larven, welche von irgend einem Schnitzkünstler des Ortes vor vielen Jahren gefertigt worden sind. Bei vielen Larven ist der Unterkiefer durch Drahtbinden beweglich gemacht. Die rot- und braungefärbten Larven heißen Öni oder Plutarch. Wie alt schon das üppige Fastnachttreiben im Zugspitz-Landl ist, mögen einige Stellen aus dem Berichte 1605 des werdenfelsischen Pflegers Gg. Läckhner klarmachen, welcher klagt, „daß sich zu Garmisch am gemeinen Fastnachtstage eine ziemliche Schar zusammenrotte, in Mummerei verkleide und also mit Trommeln und Pfeifen wie zu einer Hochzeit in die Kirche ziehe; daß die Garmischer an der Fastnacht und am Aschermittwoch vor, unter und nach dem Gottesdienste vermummter Weise mit dem Spiel herumziehen, die ledigen Dirnen fangen und Bäume, die 8—16 Batzen wert sind, mit Gewalt wegnehmen und die Dirnen im Block die Bäume ziehen lassen; daß bei den Partenkirchenern dieselben Gebräuche üblich sind, nur daß sie nicht in die Kirche ziehen".

Als von kirchlicher Seite damals versucht wurde, dem „Faschingsunwesen" zu steuern, da war die ganze Bevölkerung trotz ihrer sonstigen Kirchenanhänglichkeit wie ein Wille gegen diese Einmischung. Gericht

und Gemeinde zu Garmisch erklärten, „es sei dies ein alter Brauch, der schon vor hundert Jahren gewesen und davon sie zu weichen nit gedenken“. . . .

Ähnliches wäre auch aus dem benachbarten Algäu und aus der ferner gelegenen Rhön zu erzählen.

„Als dort z. B. im Jahre 1773 die Amtskeller (Amtmänner) in Bischofsheim und Neustadt die ausgedehnten Züge der Fasenachtsnarren mit Gewalt abstellen wollten und dieserhalb sogar ein Kommando Husaren zur Exekution erbaten, erklärten die lebenslustigen Leute: Wenn er einen Galgen auf offenem Markte aufrichten würde, wollten sie sich ihr altes Recht nicht nehmen lassen“ . . .

In unseren Gebirgsstrichen scheint schon ein besonders lebhafter, unverwüstlicher Faschingssinn und Frohmut zu stecken!

Das Baum- oder Blochziehen kommt heutzutage noch vereinzelt in Steiermark vor. Früher war der Brauch dort allgemein verbreitet. Fand nämlich während der ganzen Faschingszeit keine Hochzeit statt, so schickte die Gemeinde am letzten Fastnachttag den jungen Burschen einen schönen, frischen Baumstamm, „welcher von diesen unter Musik und allerlei Schwänken durchs Dorf gezogen, zuletzt versteigert und vertrunken wurde“. (39) Wegen eines ähnlichen originellen Gedankens sei hier auch an die uralte, heute noch in den Hohenzollern'schen Landen (im Dörfchen Trillfingen) übliche „Männersaat“ erinnert. Sie findet in denjenigen Jahren statt, in welchen von hl. Dreikönig bis Fastnacht (also in der Berchtazeit) keine Hochzeit abgehalten wird. Da fangen die jungen Bursche die Dorfschönen ein und spannen sie an eine mit Dorngestrüpp eingeflochtene Egge. Während ein Mann in Altvätertracht mit einem Säesack vorausschreitet und Spreu (die Männersaat) in alle Winde streut, müssen die Mädchen die Egge ziehen und die Saat eineggen, damit wieder Hochzeiter wachsen. Das Spiel beschließt ein allgemeiner Schmaus mit nachfolgendem Tanz. Es ist erste Frühlingsfreude, Lebens- und Liebeslust, die sich in solchem Scherz gefällt!*) (Wechselwirkung zwischen Natur und Mensch.)

*) Ein Buch (40) aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts berichtet aus Franken: „Am Aschermittwoch tun sich junge Bursche zusammen und haschen all' jene Mädchen, die sich öfters als die übrigen auf dem Tanzboden haben blicken lassen, schnallen sie wie Pferde und Kühe mit einen Riemen an einen Wagen und zwingen sie zu ziehen. Auf dem Fuhrwerk sitzt ein Bursche mit einer Flöte oder einem Dudelsack und macht

Die gleiche Idee dürfte dem „Pflugziehen" der Jungfrauen zu Grunde gelegen sein, das früher einmal da und dort veranstaltet ward. (Übertragung der Fruchtbarkeit zwischen lebenden Wesen und Erde.)

Am Fastnachtsonntag oder Faschingsdienstag nachmittags wird jetzt noch in größeren Orten Bayerns nicht selten ein Maskenzug veranstaltet. Dabei wird gern auf bedeutende, weltgeschichtliche oder politische Ereignisse Bezug genommen, wie dies z. B. mit dem Burenkrieg geschah, oder es werden Personen vom Orte ausgespielt, die durch ihr lächerliches, unsinniges und verkehrtes Gebaren während des Jahres die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben. Beliebte Aufführungen waren früher die Altweibermühle, bei der hinten alte Weiber hineingeschoben wurden und vorne junge, hübsche Mädchen herauskamen, ferner Wettrennen mit Ochsen, dann der Aufzug der Zigeunerfürstin Preziosa, endlich Kampfspiele zwischen Sommer und Winter. (Vergl. die Sommertagfeiern!) Hier muß auch an das „Berchtenlaufen" im Salzburgischen und an das ehemals im Algäu (Gegend von Sonthofen) gebräuchliche „Eggaspiel" erinnert werden. (41) Bei letzterem wurden alle Verrichtungen der Frühjahrsfeldbestellung in verkehrter Weise ausgeführt. Etliche Bursche verkleideten sich als Rosse, trugen Gürtel mit Schellen um den Leib, Roßlarven und lange, weiße Hemden; einige hatten Ackergeräte, die lächerlicherweise aus krummen, knorrigen Ästen nachgebildet waren. Wenn die Bursche so taten, als ob sie in bester Arbeit wären, erschien eine greuliche Hexe. Sie rannte unter die Pferde und machte diese scheu; sie störte die Fleißigen bei der Arbeit und verdarb die Werkzeuge ꝛc. Kaum daß man sich der Unholdin mit Lärmen und Läuten zu erwehren und sie aus der Gemarkung des Dorfes zu verscheuchen vermochte!

Musik (Lärm). In solchem Aufzug treiben die Bursche ihre Mädchen bis zum nächsten Wasser, das sie antreffen."

In den Landen der sieben Schwaben, wo man von jeher und als Erbübel zu übermütigen Streichen immer aufgelegt war, säet man mancherorts am unsinnigen Donnerstag „Narrensamen", damit die Narren recht aufschießen. Auch setzt man vor das Wirtshaus, wo der Fastnachtzug seinen Ausgang nimmt, einen Narrenbaum.

Dieser Brauch muß früher allgemeiner gewesen sein. Denn der Epigrammatiker Logau spottet:

„Ein Reis vom Narrenbaum trägt jeder an sich bei,
der eine deckt es zu, der and're trägt es frei."

In einen gewissen Zusammenhang mit vorgeschildertem Brauche möchte ich einen anderen aus dem Eichstättischen und aus den Mainlanden setzen. Dort wurde vor hundert Jahren und noch früher am Fastnachttag eine männliche Strohpuppe (der Döll oder Löll) an einem Stricke durch die Straßen des Ortes geführt. Auf dem Marktplatze wurde über ihn öffentlich Gericht gehalten. Er wurde alles Unheils in Gemeinde, Haus und Stall, Feld und Flur, überhaupt aller tollen Streiche während des verwichenen Jahres beschuldigt. Schließlich wurde er verbrannt. (In Burgebrach wurde das Spiel am Aschermittwoch aufgeführt. Beim Gericht führten zwölf Jungfrauen den Vorsitz.) Gerichtsspiele oder Rügesitten („Narrengerichte") scheinen um die Zeit des Faschingsschlusses oder Fastenbeginnes früher überhaupt sehr beliebt gewesen zu sein. Aus Mittelschwaben und aus dem altbayerischen Alpenlande (Tölz und Tegernsee) liegen hiefür Aufzeichnungen vor. Etliche Bursche vermummten sich, zogen durch das Dorf und hielten vor den Häusern, wo sie ein Klamperl anhängen wollten. Dort lasen sie aus einer Art Protokoll Hohn- oder Spottreime über unsinnige Streiche ab, die sie von den Inwohnern wußten oder erfanden.

Mancherorts zog ein maskierter Bursche auf einem künstlichen Schimmel durch den Ort und sang, von mehreren Kameraden begleitet, vor den Häusern seine Spott- und Neckverse. Das war der sogen. Fastenschimmel oder Wurstnarr. Ein altherkömmlicher Faschingsbrauch war endlich das ehedem weitverbreitete Fastnachtsreiten der Buben, ein übermütiger Umritt der Schulknaben am Narrendienstag. Kann sich auch nicht jeder Ort einen Narrenaufzug leisten, so findet doch in den Faschingstagen sicher in jedem Dorfe eine Tanzmusik statt. In alten Kalendern wurde die Fastnacht als Narrenkirchweih bezeichnet.

Wie die Kirchweih, so dauert auch die Fastnacht drei Tage. Der Sonntag ist Herren-, der Montag Bauern- und der Dienstag aller Narren-Fastnacht. Am Fastnachtmontag wurde früher in Altbayern gern Hochzeit gehalten. An der Bauernfastnacht führte ehemals jeder Bauer seine Bäuerin zur Musik. Beim Tanz mühte er sich, sie einmal besonders hoch zu heben; denn je höher er sie schwingen konnte, desto höher wuchs ihm in diesem Jahre der Flachs. Felsenfest glaubten die Bauernweber der nördlichen Oberpfalz daran. Die Frauen zogen an diesem Tage eigene, gestrickte, kurze Unterröckchen an, sogenannte „Hansel".

Ein alter, besonderer Fastnachtbrauch des bayerischen Grenzlandes gen Salzburg ist das Faschingsschnalzen zu Freilassing an einem Sonntag zu Beginn der Fastnacht. Da kommen die Burschen aus 6—8 Nachbarortschaften an der Grenze zusammen. Sie haben Peitschen mit kurzem Stiele, aber dicker, langer Geißel. Der kleinste Bursche von jedem Dorfe fängt das Schnalzen oder Knallen mit der Peitsche an. Dann folgt der nächste größere u. s. f. Wer das Knallen am besten und schönsten kann, wird als Sieger gefeiert. Zur Erhöhung der Festesstimmung läuft auf dem Schragen ein großer Banzen Bier. Daraus füllen die Burschen fleißig ihren Steinkrug. Nicht selten endet die Unterhaltung in einem kleinen Raffets (Raufen), wo man seine Stärke noch einmal zeigen kann, was der Fröhlichkeit im ganzen beileibe keinen Eintrag tut.

Dieses Faschingsschnalzen hatte ursprünglich jedenfalls dieselbe Bedeutung wie das Hexenauspeitschen im Fränkischen und Oberpfälzischen in der Walburgisnacht und zu Pfingsten und wie das Schnalzen beim sogen. Wolfauslassen auf Martini im Bayerischen Walde. Ist also Heidenlärm! In dieser Vermutung bestärken uns etliche alte, diesbezügliche Fastnachtbräuche in der Oberpfalz. Man schlug z. B. (bei Nabburg) am Faschingsdienstag mit der Platte einer Hacke wuchtig an ein Brett der Scheune, oder der Bauer trieb vor Sonnenaufgang mit dröhnenden Axtschlägen einen Pflock in den Boden (Waldthurn), oder die Bäuerin nahm eine Sperrkette, breitete sie kreisförmig im Hofraume aus, streute Körner in den Zirkel und lockte dann die Hühner an. Hatten diese gefressen, wurde mit der Kette wild gerasselt und geschlagen (Rodinger Gegend). ([42]) An all diese Bräuche knüpfte sich der Wahn: „So weit der Schall klingt, können Fuchs, Habicht und andere Feinde nicht heran.“

Im Badischen (Kinzig- und Renchgebiet), im Westfälischen ꝛc. trieb und treibt man um diese Zeit sehr lebhaft das Ungezieferbannen. (Vergl. Heidenlärm und „Sommertag“!) Auch ist dort noch in Pfullendorf (Baden) das obenbezeichnete Fastnachtschnellen üblich. Die Fastnacht schien unseren Vorfahren zur Abwehr böser Geister und zu einer Frühjahrsreinigung besonders geeignet.

Larve und Vermummung machen unheimlich und schreckhaft; in ihnen wohnt eine geheimnisvolle Macht; sie verleihen etwas Zauberartiges. Kennen ja auch Naturvölker bei ihren heiligen Tänzen

und religiösen Festen Holzmasken und phantastische Verkleidung. Die Urmaske hatte jedenfalls einen religiösen Charakter und diente zur Verkörperung von Dämonen, von feindlichen Kräften 2c. Nach der wilden Geisterzeit der Zwölften, wo die seelischen Wesen in verschiedener Gestalt die Menschen beängstigen konnten, war die Faschingszeit die Fortsetzung im rechten Geiste.

Jo. Ludovicus Gotofredus berichtet in seiner Archontologia cosmica aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, daß die Leute „mit Beginn der Fasten Maskengehen als Satyre oder Teufel. Sie schlagen jeden, der vorüberkommt, mit langen Säckchen, die sie mit Asche gefüllt haben." . .

Nach alter Hausfrauenregel muß spätestens an Fastnacht aller Flachs abgesponnen sein; sonst haben die Hexen oder Druden im selben Jahr über einen Gewalt; man kommt in diesem Jahre nicht aus dem Streit heraus; Dirnen, welche um diese Zeit noch nicht abgesponnen haben, bekommen in diesem Jahre keinen Mann. Das alles dürfte doch wohl auf die Spinnerin aller Lebensfäden, Frau Holle-Berchta, deuten, die im Februar, und somit auch in der Faschingszeit, das Szepter führte und die fleißigen Mädchen für hausfrauliche Tätigkeit einen Bräutigam gewinnen ließ? Früher einmal wurde schon bemerkt: Weil sich Frau Berchta-Holle immer im Wetter zeigte, glaubte man ihr auch einen bedeutenden Einfluß auf die Witterung zuschreiben zu dürfen.

In manchen Gegenden galten die Faschingstage als Lostage für künftige Ernte und Witterung. In der Oberpfalz säte man an den drei Fastnachtstagen Leinsamen in Töpfe. Aus den jungen Sprossen bestimmte man dann, ob eine Frühsaat (erster Tag), oder eine Mittel- oder Spätsaat des Flachses (zweiter beziehungsweise dritter Tag) besser anschlüge. An den Fastnachtstagen wurden auch fleißig Strohbänder geflochten, damit die Getreideernte gut ausfalle und die Felder vom Mäusefraß verschont blieben. Heute noch glaubt mancher Rottaler Bauer [im Bezirke Eggenfelden] ([48]), daß das Wetter an den Faschingstagen die Witterung bei den drei Haupternten im Sommer ankünde und zwar die Witterung am Fastnachtsonntag die Heuernte, das Wetter am Fastnachtmontag die Korn- und Weizenernte, die Witterung am Fastnachtdienstag die Grummet- oder Nachheuernte. In manchen Gegenden Niederbayerns reicht man dem Knecht am

Morgen des Fastnachtdienstags Schnaps, „damit ihn den Sommer über die Schnaken (Stauz'n) nicht stechen".

Köstlich ist die Art, wie die jungen und alten Vogelfänger im bayerischen Walde den Fastnachttag dazu benützen, um im Sommer recht viele Nester entdecken zu können. Vor Sonnenaufgang schnitzeln sie von einem Stück Holz unterm Tisch Späne. Jede Schoit'n (Span) wird nach dem begehrten Vogelneste benannt, z. B. Lerchennest, Zeisignest rc.

Am Aschermittwoch findet nach den Strapazen, welche die Börse während des Faschings aushalten mußte, große Geldbeutelwäsche statt. Da füttern die Übermütigsten ihren Bierkater mit einem Hering und tollen den letzten Pfennig hinaus, so daß der Geldbeutel so leer und rein ist wie gewaschen. Nachmittags wurde früher das Fastnachtvergraben aufgeführt. Unter Nachahmung eines Leichenzuges wurde ein mit Larve versehener Strohmann verscharrt oder ersäuft. (Vergl. das Todaustragen und die Sommertagfeiern!)

Im sonnigen Weinlande der Pfalz, wo mit dem perlenden, prickelnden Wein auch köstlicher Humor gedeiht, necken sich die Schulkinder am Aschermittwochmorgen mit Spitznamen. Wer an diesem Tage als erster zur Schule kommt, wird der Griebefresser genannt. Der zweite heißt der Tellerlecker, der letzte die alte Fasenacht. — In Lauingen a. D. wurde, wie ich mich noch aus meiner Jugendzeit erinnere, zu Beginn der Fastenzeit ein „Schneckenball" abgehalten, wo es als leckerstes Gericht „die Rotzer" gab.

Die Kirche hat den Tag am Anfange der 40tägigen Buß- und Fastenzeit zu ernster innerlicher Einkehr hingestellt. Nach dem Morgengottesdienst findet das Einäschern statt. Der Priester malt den Gläubigen, die sich vorn ans Speisegitter knien, mit Asche ein Kreuz auf die Stirne und streut etwas Asche aufs Haupt. Hiebei spricht er die Mahnung: Memento homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris! Gedenk, o Mensch, daß du aus Staub und Asche bist und wieder Staub und Asche wirst! (Nach altbayerischem Volksglauben ist das Einascheln auch gut gegen Kopfweh.)

(Über das Fitzeln oder Fûen an Fastnacht siehe „'s Pfeffern".)

Der Funkensonntag, der Weiß.*)

Der Funkensonntag ist nimmer weit,
„I bitt um a Scheit, daß a Fuir angeit.
Wenn man mir koin's geit,
Nimm i's von der Beug."

1567 kam für die wissensdurstige Menschheit ein gelehrt' Buch ans Licht, betitelt „Wahrhaftige Beschreibung aller Teile der Welt" von Seb. Franck. Darinnen wird unter anderem von unseren Vorfahren berichtet:

„Zu Mitterfasten flechten sie ein alt' Wagenrad voller Stroh, tragen's auf einen hohen, jähen Berg, haben darauf den ganzen Tag ein gut Mut, mit vielerlei Kurzweil, singen, springen, tanzen, Geradigkeit und anderer Abenteuer, umb die Vesperzeit zünden sie das Rad an, und lassen's mit vollem Lauf ins Tal laufen, das gleich anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel liefe."

Was hier vor etwa 350 Jahren als eine alte, traute Gewohnheit der Deutschen geschildert wird, ist in einigen wenigen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes in etwas abgeänderter Form heute noch der Brauch (Algäu, Rhön, schwäbische Alb), oder war es wenigstens vor einem Menschenalter noch (Spessart). So ähnlich war aber auch schon einmal die Frühlingsfeier unserer Vorfahren vor tausend und noch viel mehr Jahren. Allerdings gewannen sie damals das frische Feuer für ihr Fest durch Reiben eines Steckens, den sie in eine buchene Scheibe steckten und diese drehten sie so lange, bis sich das Holz entzündete (ignis fricatus de ligno). Mit dem neuen Feuer fachten sie dann den Holzstoß an, zu dem jedes Mitglied der Gemeinde ein Stück hatte beisteuern müssen. In die Glut warf man reichlich Reisig, damit die Flammen recht Funken sprühten und möglichst Rauch entwickelten.**) Die Versammelten faßten sich an den Händen, hüpften und tanzten

*) Der Funkensonntag ist der erste Sonntag in der Fastenzeit, an dem die großen Frühlingsfeuer entzündet wurden und der darum im Volksmunde heute noch oft der „Weiß" genannt wird. Er darf nicht mit dem weißen Sonntag nach Ostern verwechselt werden, an dem in katholischen Gegenden die Mädchen weiß gekleidet zur ersten heiligen Kommunion (zum Abendmahl) gehen.

**) Denn so weit man die sprühenden Funkenfeuer sah, so weit — glaubte man — würden die Gewitter nicht schaden. Und die Rauchwolken bewirkten die Unschädlichkeit der Gewitterwolken, wehrten Hagelschlag und Ungeziefer ab.



um das Opferfeuer. Auch sprangen sie zu Paaren dreimal über die Lohe.*) Die glühenden Scheiben schleuderten sie in einem schönen weiten Bogen den Berg hinab und riefen dazu einen Heil- oder Segensspruch. Beispiele solcher Reime (aus dem 19. Jahrhundert) sind folgende:

In Garmisch am Fuße der Zugspitze klang es trutzig:

Diese Scheiben
der (dem) . . . zu Ehren!
will ich treiben,
Wer will's wehren?" ([44])

(Man nannte den Namen der Eltern, eines der Geschwister, oder, was meist der Fall war, den Namen der Braut.)

In Mittenwald a. Isar sangen die Jünglinge, indem sie von nahen Anhöhen aus Schleudern und Bogen feurige Pfeile (Bolzen) abschossen:

„O du liebe Scheiben,
wo muß (will) ich dich hintreiben?
In die Mittenwalder Gmoa;
ich weiß schon, wen ich moa,
den (oder die) . . . ganz alloa. ([45])

Den gleichen Spruch sangen die Burschen zu Nesselwang im Algäu.

Im schwäbischen Oberland (um Kempten) lautete der Vers beim Scheibenschlagen:

„Scheib aus, Scheib ein,
Scheib über'n Rain!
Die Scheib soll der (oder dem) sein!" ([46])

---

*) Den Flammen schrieb man reinigende Kraft zu. Sie befreiten von hitzigen Krankheiten (Fieber, Seuchen &c.) und vernichteten die Krankheitskeime, die man sich als böse Geister oder Schelme dachte.

Im Algäu wurde inmitten des Holzstoßes eine Reisig- oder Strohpuppe aufgestellt (aus einer Stange mit Querleiste gemacht), die sogen. „Hexe". Gab das ein Halloh, wenn die Unholdin zu brennen anfing! Da ward dann genau aufgemerkt, nach welcher Seite die abgebrannte Hexe fiel. Denn das zeigte die Richtung an, woher im Sommer die meisten Gewitter kamen. In manchen Gegenden hieß die Hexe „das alte Weib" oder „des Winters, bezw. des Teufels Großmutter". Brandreste von dieser Strohfigur oder Asche von diesem Feuer trug man in die Felder. Dies wirkte gegen Ungeziefer und machte die Saat ersprießlicher „als drei Tag Regen oder drei Tag Sonnenschein".

In Mittelschwaben um Mindelheim:

„Scheib aus, Scheib ein,
Scheib über'n Rain!
Die Scheib soll meiner . . . sein!
Fliagt's nöt,
so gilt's nöt!“ (47)

Auf der schwäbischen Alb in Württemberg (obere Donau) zog man bei einbrechender Nacht mit langen brennenden Kienfackeln betend und von den Feldschützen begleitet zuerst auf den angeblümten Esch hinaus und dann auf eine nahe Anhöhe (den „Scheibenrain“), wo man ein großes Feuer anmachte und glühende Fackeln schwang, indem man rief:

„Scheibo, Scheibo!
Wem soll die Scheibe sein?
Die Scheibe fliegt wohl über den Rain;
die Scheibe soll meinem Schätzele sein!“

(An manchen Orten des steierischen Oberlandes ist das Scheibentreiben anläßlich des Johannisfeuers heute noch üblich und zwar wird es von Burschen und Mädchen geübt.)

Viel Mühe wurde auf eine schöne Form der Scheiben verwendet. Man sägte am Rande große Zacken gleich den Strahlen der Sonne oder eines Sternes aus. Dann wurden die Spitzen mit Pech ausgegossen, auch wurde Stroh darein geflochten, damit die Scheibe recht leuchte. Das Zutreiben der Scheibe bedeutete für die Person, der sie zugedacht war, eine Ehrung. (Man trieb ihr gleichsam Glück, Liebe und Segen zu, welch' drei man sich in dem feurigen Sonnenrade, der Licht- und Lebensquelle, verkörpert vorstellte. Es galt also ähnlich einem Wunschsprüchlein: Mög' stets von Glück und Sonnenschein — dein Lebenspfad beschienen sein!) Aus dem mehr oder minder großen und schönen Bogen, den die Scheibe beschrieb, und aus dem Glühen wurden Schlüsse auf das künftige Wohlergehen desjenigen gemacht, dem man die Scheibe schlug. — Die Idee vom rollenden Glücksrade, das die Menschen auf und abfährt, war früher allgemein. Heinzelein von Konstanz, ein Dichter aus der Minnesängerzeit, meint: „Treib deine Scheibe, wenn sie geht! . . .“ In einigen Gegenden gewann die Sitte im Laufe der Zeit eine doppelsinnige Bedeutung, indem man auch mißliebigen Leuten (Beamten, Geistlichen, Bürgern ɪc.), mit denen man unzufrieden war und die sich irgend etwas hatten zu Schulden kommen lassen, ohne daß sich die Obrigkeit der Sache annahm, zum **Hohne** eine Scheibe trieb. Dieser Spott- oder Schimpfscheibe wurde, um jeglichen Irrtum zu vermeiden, ein Spottvers mit einer Andeutung des Vergehens nachgerufen, z. B.:

„Da hab' ich eine Scheiben,
die will ich hinaustreiben
dem . . ., der dem Türkenwastl a Geiß hat g'stohlen.
Er soll's holen."

„Ja, hol sie! hol sie!" riefen die Zuschauer demjenigen zu, an dem der Makel haftete, gleichviel ob er anwesend war oder nicht. Gelächter und Hohnreden begleiteten die Schimpfscheibe. Das war also eine Art fastenzeitlichen Rügegerichts. (Vergl. die Narrengerichte, die Dorflitaneien, das Haberfeldtreiben!)

Mancherorts zündete die Jugend am Funkenfeuer lange Holz- oder Strohfackeln an (z. B. in der Rhön), schwang damit Räder und lief so in langem Zuge zuerst die Höhe entlang, dann in das Dorf hinab. Hier angekommen, begaben sich die Bursche von Haus zu Haus und sammelten als Lohn für ihr glückbringendes und glückankündendes Treiben Eier, Fleisch und gedörrte Birnen (Hutzeln), Zwetschgen, Äpfelschnitze. Um zum Spenden anzuregen, wurden während des Sammelns Lobsprüche auf die Freigebigen angestimmt:

„Huitzelstielche he,
macht mer Feuer in Ofe;
stoßt mer net die Kachel i,
es räucht mer in die Stube!
Von der Stube bis in Er'n,
die kleine Maje hon ich gern;
die große noch viel lieber.
Ich bin der kleine König,
gebt mer net zu wenig!
Laßt mich net so lange steh'n;
Denn ich muß noch weiter geh'n!

Siljes (Sieblos, ein armes Rhöndorf)
kalle Ärbes
mit Huitzebrüh geschmälzt!
Wollt eu' ons kei Huitzel gä'
soll der Boum kei' Birn mehr trä.
Gat ons d'Huitzel mitsamt dem Stiel,
es senn 'r unser gar zu viel.
Schäba hin, Schäba her (Schaub Stroh),
gat'r ons die beste Huitzel her!

Dobe im Firscht
hange die lange Würscht,
dobe im Schornstei(n)
hange die lange Saubei(n).
Gat ons die lange,
laßt die korze hange!
Schäba hin, Schäba her,
gat'r ons die beste Huitzel her!

Dobe auf der Däuse
steht a Kerre (Korb) voll Eier.
Gat ons die frische,
laßt die alte wische.
Schäba hin, Schäba her,
gat'r ons die beste Huitzel her!

Habt ihr ons gegeben,
behüt euch Gott das Leben;
und über's Jahr, da kommen wir
und haischen wieder vor eurer Tür." (48)

Fiel die Gabe gering aus, wurde ein Spottvers ins Haus gerufen. Nach der letztgenannten von der Jugend meistbegehrten Gabe hieß dort der Funkensonntag auch der Hutzelsonntag.

Aus Vorstehendem ergibt sich über die Bedeutung und den Zweck der Bräuche am Funkensonntag kurz das Folgende: Die Funkenfeuer galten in erster Linie als unheilabwehrend und läuternd. Sie versinnbildlichten aber auch die Sonne, die wundersame Licht und Wärmequelle am Himmel, welche im Frühjahre die Erde zu neuem Leben und Segen weckt, erkennbar und fühlbar für jedes Menschenherz. Die Höhenfeuer waren ferner ein Zeichen der Freude (über den Frühlingsbeginn und den zu erwartenden Fruchtsegen). Asche und Kohlen vom Funkenfeuer streute man in die Flachs- und Getreidefelder; sie förderten nach der Meinung der Altvordern das Wachstum und hielten Ungeziefer ab. Von dem heiligen frischen Feuer nahm jeder Hausvater in alter Zeit einen Feuerbrand und ein angekohltes Stück mit nach Hause, um mit reiner Glut das Feuer auf dem häuslichen Herde zu entfachen und so auch das Heim gegen Unglück und Krankheit zu feien.

Da sich Seuchen und Unfälle aber von Zeit zu Zeit wiederholen können, und gewisse Zeiten des Jahres (Mittsommer und Mittwinter) der Entstehung von ansteckenden Krankheiten und Unfällen besonders günstig scheinen, was unsere Vorfahren trotz aller Schlichtheit recht wohl erkannten, so wiederholten sie, um sich zu sichern und etwaigen Übeln vorzubeugen, die Opferfeuer in regelmäßigen Jahresabschnitten und zwar hauptsächlich zu Beginn derjenigen, worauf sie die Natur von selbst hinwies: zu Frühlings-, Sommers- und Wintersanfang (Funken-, St. Veit-, Sonnwend- oder Johannis-, Peter- und Martinsfeuer), an die sich jeweils ein großes Opferfest anzuschließen pflegte.

Unsere Altvordern brachten den Göttern vornehmlich Opfer dar, wenn ein Übel über Land und Volk hereingebrochen war oder hereinzubrechen drohte. Durch das Opfer suchte man die Götter zu versöhnen oder günstig zu stimmen. Gelehrte Forscher sind der Meinung, daß die großen germanischen Feuer im Freien „ursprünglich Opfer- beziehungsweise Nodfeuer gewesen sind, wie man ja heute noch in manchen Gegenden bei einer Feuersbrunst Brot oder Eier oder Tiere in die Flammen wirft und bei Viehseuchen ein Tier vergräbt oder einen Teil desselben verbrennt. War über Menschen oder Tiere eine böse Seuche gekommen, so wurden alle Herdfeuer in den Gehöften gelöscht und alsdann wurde auf einem freien Platze ein neues Feuer mitteis Reibung erzeugt. Brannte der Holzstoß, so mußten das kranke Vieh oder bei Epidemien die Menschen dreimal durch die Flamme laufen. Natürlich veränderte sich die Auffassung von den Opferfeuern mit der Veränderung der Lebensbedingungen unserer Vorfahren. Man entzündete das Feuer, um Schutz und Vorteil für das Vieh zu erflehen, so lange in diesem der Reichtum der Germanen bestand; man sah dagegen das Feuer auf den Feldern lodern (in jenen Gegenden), wo der Wohlstand

des Volkes von der Fruchtbarkeit der Äcker und günstigen Witterung abhängig war". Mogk, „Germanische Mythologie".

Oster- und Pfingstfeuer sind zwohl christlich umgewandelte Frühlings- und Sommerfeuer, jetzt reine Freudenfeuer. Daß unsere Altvordern die Felder im Frühjahre — zur Zeit der Saat — von bösen Dämonen besonders bedroht wähnten, beweist auch die Sage vom bösen Säemann in der Rhön, den man (nach Jäger) eben durch die Funkenfeuer von den Fluren zu vertreiben suchte.

[Vergl. den Aufsatz über das Johannis- oder Sonnwendfeuer, das noch am meisten verbreitete in Deutschland!]

Was ein richtiger Festtag sein will, muß sich bei unserer ländlichen Bevölkerung stets durch reiche Tafelfreuden auszeichnen. Hiervon haben sich deutliche Reste erhalten. Am Funkensonntag nachmittags oder abends werden z. B. im Algäu sogen. Funkenkücheln oder schmackhafte Funkenringe in überaus reicher Anzahl gebacken. Von dem Gebäck wird den Armen gespendet, selbstverständlich auch dem Bräutigam der Haustochter. (49)

Nachmittags sucht man frühzeitig mit der Fütterung und Stallarbeit fertig zu werden, so daß man „die Sonne noch in den Stall sperren kann". Dann hat man das ganze Jahr über einen warmen Stall. . . .

Der altbayerische Leichentrunk.

War das eine schöne und noble Leich'! sagt der altbayerische oder Algäuer Bauer mit Befriedigung, wenn ein Leichenbegängnis möglichst prunkvoll und der Leichentrunk recht ausgiebig war. Eine Leichenfeierlichkeit ohne reiches Totenmahl ist dort eine Sache in doppelttraurigem Sinn. In meiner Jugend, erzählte der Vater, hatte ich Gelegenheit, zweimal einem Leichenschmause beizuwohnen. Das eine Mal war dies im Algäu. Da fand er im Hause des Verstorbenen statt und bestand nur aus Bier, Käse, einem Gläschen Schnaps und Brot. Das zweite Mal war es eine richtige „Kremeß"*) in Niederbayern, ein Leichenmittagsmahl

*) hrêo ahd., rê mhd. = Leiche. Wie das Rêbrett das Totenbrett ist, so versteht man unter der Kre- oder Rêmeß also die Totenmesse und zugleich auch das an die kirchliche Feier sich anschließende Mahl.

In der Oberpfalz nennt man den Leichentrunk das „Eindaichteln des Toten". Got. dauhts = Mahl.

im Wirtshause — ganz dem Grade der Wohlhabenheit des abgeschiedenen Bauern entsprechend — mit Suppe, Voressen, Braten, Bier und Wein. Am Schlusse des Essens wurden zwei Kerzen bei den Nächstleidtragenden aufgestellt und angezündet. Dann kniete die ganze Versammlung, an 40 Personen aus der G'freundschaft (Verwandtschaft) und Nachbarschaft, die am Grabe eigens zum Leichentrunke eingeladen worden war, nieder und betete fünf Vaterunser und den Glauben für das Seelenheil des Abgeschiedenen und noch ein besonderes Vaterunser für das Nächststerbende. Nach diesem „Gedenken" hatte die Feier auf Kosten der Hinterbliebenen ihr Ende. Doch fast alle Trauergäste blieben auf eigene Rechnung noch eine geraume Weile beisammen. Bei manchen wurde es sogar Abend, bis sie ihre Traurigkeit genügend begossen hatten und endlich getröstet und aufgemuntert — darf man da wohl sagen — auf ihre Einödhöfe heimwärts stapften.

Was doch bei den Bauern in Altbayern nicht alles noch möglich ist! bemerkte Gertrud mit leisem Vorwurfe.

Oho! rief der Vater. So redet eben, wer die Verhältnisse nicht kennt! Ich will ja das lange Sitzenbleiben und Trinken keineswegs entschuldigen; aber deswegen, weil der Bauer in Südbayern am längsten an einem uralten Brauche festhält, der einmal fast ohne Ausnahme bei allen germanischen Volksstämmen verbreitet war, verdient er ein Naserümpfen noch lange nicht. Hörst du? Bedenke wenigstens das eine: den weiten Weg, den manche Leidtragende von ihrem Einödhof bis zur Begräbnisstätte haben! Doch das ist Nebensache. Der Leichentrunk war früher nicht bloß eine allbeliebte Sitte der ländlichen, sondern auch der städtischen Bevölkerung. In alten Stadtchroniken ist von Leichenschmäusen zu lesen, woran 100—150 Personen teilnahmen, und in Island sollen einmal fürstliche Leichenschmäuse mit tausend und noch mehr Gästen stattgefunden haben. (50) Vielleicht nötigt dir dieser beachtenswerte Umstand schon einige Achtung ab.

Bitte; ist denn so etwas nicht eine reine Verschwendung? meinte Gertrud.

O du besorgtes Hauswürzlein! Vom modernen Sparsamkeitsstandpunkt darf man einen solch' uralten Brauch nicht auffassen. Du bist mit deinem Eifer übrigens nicht allein. Auch die Kirche trat in erstchristlicher Zeit gegen die Leichenschmäuse auf; freilich aus einem anderen Grunde, wie du später erfahren sollst.

Ja, was soll denn die überaus große Teilnehmerzahl an einem Leichentrunk bezwecken?

Vor allem kurz das nämliche, was das zahlreiche Geleite zum Grabe bezweckt: die Ehrung. Heißt es doch heute noch in der Oberpfalz: Je mehr beim Leichenschmaus getrunken wird, desto besser; denn es kommt dem Toten zugute.

Das begreife ich wieder nicht, wie das viele Essen und Trinken einem Toten zu Nutzen sein soll.

Ach, so vergeßlich seid ihr! Habt ihr denn nicht gehört, daß man beim Rêmahl des Abgeschiedenen liebevoll und dankbar gedenkt, daß also der Leichentrunk eine uralte Minne- oder Gedächtnissitte ist? Seht, in ähnlicher Weise — wie wir jetzt die Gläser gemeinsam erheben und auf das Wohlergehen eines fernen Verwandten anstoßen könnten — so tranken unsere Altvordern auf das Heil und Gedächtnis eines Dahingegangenen wie auf das eines Abwesenden. Je mehr Gäste nun diesem den Becher weihten, desto größer dachte man sich die Wirkung hievon. Unsere heidnischen Vorfahren glaubten nämlich schon an eine Art Fortdauer der Seele und meinten, daß der Mensch nach seinem Tode als Geist fortlebe. Diesen stellten sie sich als ein persönliches Wesen vor, das in der ersten Zeit nach dem Tode sich in der Nähe der ehemaligen Behausung am liebsten aufhalte. Man traute ihm zu, daß er „auch wieder eine dem Menschen bekannte Gestalt annehmen konnte" und die körperlichen Lebensbedürfnisse nach Speise und Trank habe. ([51]) Die Überlebenden waren darum besorgt, daß es ihm hieran in keiner Weise fehle. Eine Schrift aus dem 17. Jahrhundert, welche ein „Verzeichnis aller abergläubischen Sitten und Gebräuche enthält, die in der Bekehrungsperiode der alten Germanen von diesen beibehalten und mit christlichen Gebräuchen vermengt wurden" ([52]) berichtet: Nach altgermanischem Glauben bedurften die Toten auch im Jenseits der Speise und des Trankes. Man brachte also reiche Opfergaben zur Stätte der Asche. Bei der Gelegenheit wurde dann auf das Wohl des Dahingegangenen gezecht. Weiters erfahren wir: Wenn jemand gestorben war, so fanden sich die Nachbarn im Totenhause ein, um während der Nacht die Totenwache zu halten. Da sangen sie dann carmina diabolica, um den Teufel vom Hause fern zu halten, tanzten, aßen und tranken. Dieser Schmaus war die sogen. Dadsisa, das Toteneſſen. Noch üppiger ging es bei und nach der Bestattung zu: es wurde gekochtes Pferdefleisch

gegessen und Gerstenbier getrunken. Von dem Mahle wurden Reste mit den Gefäßen ins Grab geworfen. So erklären sich Gräberfunde aus der Zeit grauen Heidentums. Bei der Bloßlegung eines großen Gräberfeldes auf dem Rheingewann nördlich von Worms wurden im Jahre 1896 in einer beträchtlichen Anzahl von Gräbern als Beigaben Gefäße oder doch Scherben mit Speiseresten in Gestalt von Tierknochen, verzierte Trinkbecher, Steinwerkzeuge (Beile, Messer, Schaber), Halsketten aus durchbohrten Muschelstücken und Ringe gefunden. Überbleibsel der letzten Liebesgaben sind es, wenn in uralten Gräbern aufgedeckt werden: Münzen — vermutlich als Wegegeld —, Lieblingsgebrauchsgegenstände, als Waffen, Trinkhörner, Würfel 2c. und Schmuckstücke. Es war ja Überzeugung der alten Deutschen, daß ihre Toten nach ihrem Eintritt ins Jenseits jene Beschäftigung fortsetzen würden, welche sie auf Erden geübt hatten. Noch vor einem Menschenalter legte man einer Leiche in der Oberpfalz drei Pfennige des eigenen Geldes in den Mund — mit der Begründung, „damit die Seele Ruhe habe und nicht wiederkehre".*)

Die Sitte, den Toten das mitzugeben, was ihnen besonders wert und teuer gewesen, hat sich in Schweden „modernisiert" bis in die Gegenwart erhalten. Man gibt dort freilich nicht mehr Waffen, Trinkhörner u. s. w., aber Handmesser, Branntweinflasche, Tabakspfeife 2c. mit ins Grab. Daraus können wir ersehen, wie tief die Meinung wurzelte, die Seele des Abgeschiedenen lasse nur schwer von ihrem irdischen Besitze. In einigen Gegenden Deutschlands legte man nach dem Verscheiden eines Angehörigen sofort Stühle, Bänke und Tische um, damit die Seele nirgends daran haften bleibe, ferners sagte man den Tod des Besitzers den Tieren im Stalle an, um diese dem neuen Herrn geneigt zu machen; man berührte die Obstbäume im Hausgarten, man schaufelte allen Samen auf dem Kornboden um und zwar sogleich und war es mitten in der Nacht, man rückte alle Blumenstöcke, alle Bienenkörbe, das Krautfaß oder klopfte wenigstens daran, man schaufelte das Mehl im Kasten dreimal um (Oberpfalz, Bamberger Gegend) u. s. w. In Westfalen meldete man den Bienen, diesen Gottestierchen, den Tod des Hausvaters beispielsweise durch folgenden Spruch an:

---

*) Bei der Aufdeckung von uralten Gräbern in Ostpreußen fand man in denselben geröstеten Weizen, Körnerbrei 2c.

„Imm, Imm, dein Herr ist tot,
nun bleib' bei mir in meiner Not!" (53)

In der Oberpfalz trieb man das Vieh im Stall mit den Worten auf:

„Wißt ihr Ochsen, Küh, Kälber, Schaf &c.
euer Herr ist tot."

So glaubte man das Verweilen und Einnisten des Geistes irgendwo im Hause und das Absterben der Dinge, worin er seinen Sitz nahm, verhindern zu können. (Sonst würde das Getreide vom Wurm heimgesucht, das Mehl maicheln &c.)

Ei, jetzt begreife ich auch den abergläubischen Brauch, sprach Gertrud, wovon uns unsere vorige Magd erzählt hat. Bei ihr zu Hause macht man gleich nach dem Ableben eines Menschen Türen und Fenster sperrangelweit auf um der Seele das Entschweben zu erleichtern.

Richtig! Mancherorts ist heute noch die abergläubische Meinung verbreitet, die Seele umflattere die ersten drei Tage das Haupt des Toten. Man wollte sich also den Geist, der — wie schon oben gesagt — in der Natur weiterlebte und die Kraft besaß, in beliebiger Gestalt wiederzukehren, auch als Spukgeist oder Gespenst, das Schaden zufügen konnte, günstig stimmen. In der Rheinpfalz ist es heute noch stark verbreiteter Glaube, daß die Gestorbenen wieder erscheinen können, um Gutes oder Böses zu vollbringen. Böse Geister verwandeln sich gern in Tiere, z. B. Hunde. Ehe nicht das feierliche Erbmahl abgehalten worden war und man dankbar des Abgeschiedenen Gedächtnis (oder Minne) getrunken hatte, „durfte sich nach altdeutscher Sitte der Überlebende nicht in den Besitz der Erbschaft setzen". Gegen diesen Seelenglauben, diese Totenverehrung mit Totenopfern und Schmausereien trat die Kirche (Päpste und Konzilien, z. B. das erste deutsche Konzil, das Konzil zu Arles) in der erstchristlichen Zeit strenge auf. Sie erließ mehrmals Verbote (gegen das „sacrilegium ad sepulchra mortuorum" und gegen die „oblatione quae in quibusdam locis ad sepulchra mortuorum fiunt"). So z. B. schrieb Papst Gregor III. an die vier Bischöfe von Bayern und Alemannien, sie sollten sich zu der von seinem Legaten Bonifatius veranstalteten Synode begeben und „das Volk Gottes, d. h. die christlich Getauften, von den heidnischen Gebräuchen, vorzüglich von den Totenopfern hinwegzuleiten". Eine

Mahnung, „sich der Totenopfer zu enthalten", findet sich auch in der Lebensbeschreibung des hl. Bonifatius von Othlonus.*)

Hans Sachs erwähnt des Brauches in seinem derben Fastnachtstücke „Der Bauer im Fegfeuer". Er läßt den Mönch zu einem in einen Steinsarg gelegten, aus der Trunkenheit erwachten Bauern sprechen:

„Da iß und trinke Brot und Wein,
die dir heut' nachts dein Weibelein
geopfert zu den Seelenmessen . . ."

Vielleicht hängt mit diesem Brauche auch der spaßhafte Ausdruck „durstige Seelen" zusammen!

Die Leichenschmäuse bestehen aber doch noch trotz aller Verbote! bemerkte Gertrud.

Schon; aber in christlichem Sinne umgewandelt, wie euch das Beten für die abgeschiedene arme Seele beim Mahle beweisen dürfte. Das christliche Memento hat sich mit dem irdischen verbunden (wenn ich so sagen darf), nachdem die Naturwüchsigkeit und Ursprünglichkeit der Volkssitte alle Kirchengesetze zäh überdauerte, und am längsten überdauerte beim naturwüchsigsten katholischen, deutschen Volksstamme, den Altbayern. Als ein uralt' Totenopferherkommen, das christlich umgebildet wurde, betrachte ich auch die im katholischen Süddeutschland noch mancherorts übliche „Brotspende" (Spendwecken, Seelenlaibe), die beim (letzten) Leichengottesdienste an alle Opfergänger in der Kirche verteilt werden.

Und wie wären dann die Allerseelenbrote aufzufassen, fragte Gertrud?

Ih, du meinst die sogen. Seelenzöpfe, Seelenwecken oder Seelenspitze, Seelenbrezen, Seelenzelten, Seelenmännle, Seelenlaiblein und wie die Weizengebäcke alle noch heißen, womit am Allerseelentage die Kinder von ihren Paten, die Armen von den Wohlhabenderen, die regelmäßigen Kunden von den Bäckern beschenkt werden? Ihr freut euch ja noch immer selber darauf. Ebenso, Kinder! Nämlich so denke ich mir: Als unsere heidnischen Altvordern zum Christentum bekehrt

*) Der hl. Augustinus erzählt uns in seinen „Bekenntnissen" von seiner Mutter: „Als sie, wie es in Afrika üblich war, zu den Begräbniskapellen der Heiligen (der Christen) Brot und Wein brachte und vom Türhüter abgewiesen wurde, so fügte sie sich, sobald sie erfuhr, daß der Bischof solches verboten hatte, mit demütigem, frommem Gehorsam."

waren, mußten sie ihre Ansichten über den Seelenglauben und die damit zusammenhängenden Speise- und Trankopfer aufgeben beziehungsweise umändern, da nach christlicher Lehre bekanntlich die Seele keiner irdischen Nahrung mehr bedarf, sondern nur des Gebetes und Almosens. Damit nun dem Gefühle dankbaren, treuen und liebevollen Gedenkens — einem Herzensbedürfnis der Überlebenden — doch in geduldeter sichtbarer Form Ausdruck gegeben werden konnte, bildete die Kirche eben die Heiden-Totenopfer in vorbezeichneter Weise um. Ursprünglich mögen die Zopfgebäcke Haaropfer in Teigform vorgestellt haben, die man den Seelengeistern darbrachte. ([54]) Dazu ist ferner zu bedenken: Alljährlich im Spätherbste hielten unsere heidnischen Vorfahren zu Ehren des scheidenden Sommers und der hingeschiedenen Seelen ein großes Totenfest. Abt Odilo von Clugny gab nun am Ende des elften Jahrhunderts die Anregung zum christlichen Allerheiligen- und Allerseelenfeste, das dann Papst Johannes XVI. in den christlichen Kalender einsetzen ließ. Da den Toten (deren Heer nach heidnischem Glauben um diese Zeit umzog) seitens der Bekehrten keine Speiseopfer mehr dargebracht werden durften, das Volk aber noch mit tausend Fasern an den eingewurzelten Bräuchen hing, wurden die heidnischen Totenopfer mit kirchlicher Billigung als Spenden für Arme, Sieche und Kinder gestattet. Dagegen ist wohl nichts einzuwenden. Was sagt ihr nun zum altbayerischen Leichentrunke, Kinder? Willst du noch das Näslein rümpfen, Gertrud?

Als uralter Brauch treuen, liebevollen und dankbaren Gedenkens möge er fortbestehen! rief Walter.

Heut brennen die Funken!
Heut trinken die Jungen

D' Schön' und Stärk'.

(Johannis- und Gertrudenminne.)

Ein aufmerksamer Beobachter der alten Sitten und Gebräuche unseres Volkes kann in Süddeutschland und darüber südwärts hinaus noch allenthalben Spuren „des Schön'- und Stärk'-Trinkens" vorfinden, im Oberpfälzer- und Bayerwald ebensogut wie im Chiemgau, im

niederbayerischen Hügelland ebenso wie im Algäu, im Schwarzwald so gut wie in der Rhön und in der grünen Steiermark wie im Salzburgischen ꝛc. Freilich ging mancherorts die Bedeutung des uralten Brauches fast verloren oder sie wurde verwischt.

Sag, Vater, was ist dies? meinte Gertrud.

Du hättest mich lieber fragen sollen: Was geschieht da? Da führen nämlich die jungen Ehemänner ihre Frauen und die ledigen Burschen die Mädchen, welche ihre Bräute sind oder werden sollen, der Oberknecht die Dirnen des Hofes zum Lebzelter oder zu einem Wirte im Dorfe oder im nächsten Markte und trinken „Paar um Paar" Schönheit und Stärke. Die Burschen tun fleißig Bescheid auf die Schönheit der Frauen, die Weiber und Mädchen auf die Stärke der Männer. An diesem Tage muß, wer ein nobler Ausführer ist, die Spendierhosen anhaben und was darauf gehen lassen in Met oder Metwein, in Rotwein, Brezen, Lebkuchen, Pfeffernüssen und anderen süßen Näschereien.

Fein! sagte Gertrud und spitzte genäschig die Lippen.

Nicht wahr, da möchtest du gleich gern dabei sein! neckte Walter.

O, der süße Met war ja schon ein Lieblingsgetränk der Germanen, verteidigte sich Gertrud.

Und die Süßigkeit war von alters her den Frauen erwünscht und bildete ein Zeichen und einen Maßstab besonderer Zuneigung, erklärte der Vater.

Man trinkt beim Schön'- und Stärk-Trinken aber auch Rotwein, wie du vorhin erwähnt hast, bemerkte Walter. Hat das auch eine besondere Bedeutung?

Freilich. Rot ist ja eine Farbe der Zuneigung. Und Wein muß es sein, weil das Volk ihm eine besondere stärkende Kraft zuschreibt. Wein trinkt der gewöhnliche Mann nur an hohen Feiertagen. Das Rebenblut ist in seinen Augen immer ein Zeichen einer besonderen Festlichkeit. Mit Wein stärkt er sich für wichtige Unternehmungen. Wein läßt er „auffahren", um sich Mut anzutrinken oder der Freude über das Gelingen irgend einer Sache offenkundigen Ausdruck zu geben. In der wenig bemittelten Rhön, wo den Mannsleuten der Wein jedenfalls zu teuer wäre, nehmen die Weiber und Mädchen zum Schön'- und Stärk'-Trinken ihren ganzen Vorrat an rohen Eiern mit ins Wirtshaus. Diese schlagen sie ins Bier hinein und trinken so

Schön' und Stärke. Das Ei gilt ja allerwärts als ein Kraftmittel. Und schön ist beim Landvolke, was gesund, frisch und kräftig oder stark ist!

An welchem Tage ist das immer?

Das ist nach den Gegenden, beziehungsweise ihrem Klima, verschieden.

Ihr lacht! — Also hört: Im niederbayerischen Kornland und im Algäu war fast allgemein der erste Fastensonntag, welcher wegen der an ihm entfachten Höhenfeuer im Volksmunde auch der weiße oder Funken=Sonntag heißt, der Ausführtag.*) Am Lechrain geht man am vierten Sonntag in der Fasten (Laetare), im Schwarzwald am zweiten Osterfeiertag, in der kalten, schneereichen Rhön (Vorrhön) gar erst am zweiten Pfingstfeiertag zum „Schön'= und Stärk'=Trinken"; im Chiemgau (Traunstein) besucht man auf Johanni im Sommer den Lebküchner, in der Laufener Gegend unweit Salzburg am Fronleichnamstag und an anderen Prangtagen. Auch im einsamen Tauerngau führt der Bursche das Mädchen erst um Pfingsten zum Met oder



Wein. Als besonderes Nationalgetränk läßt er da noch ein Gläschen Enzian auftischen. Wenn das Mädchen dann Bescheid tut, und ihm gar vielleicht noch eine blühende Nelke reicht, so ist sie „angeschirrt", d. h. es ist zwischen den beiden ausgemacht, daß sie fortan „ein Paar" sind. Auch am Zweitfeiertag von Weihnachten schon, am Ehrentage des ersten Blutzeugen Christi, führt in manchen Gauen Niederbayerns der Bursche seine Braut zum „Stephelsmet" ins Wirtshaus. Da läßt er süßen Wein und prickelndes Weißbier auftischen, so viel die künftige Hochzeiterin

*) Wenn der Schön'- und Stärk'-Sonntag in der Fasten ist, wird nicht getanzt. Selbst in der Haupt- und Residenzstadt München hat sich der uralte Brauch des Schön'- und Stärk'-Trinkens nicht ganz verloren. Herr Hofwachszieher M. Ebenböck schenkt nach altem Herkommen am ersten Fastensonntag süßen Met aus.

nur mag. Die Burschen im Osten der Hollertau (in der Gegend von Pfeffenhausen) besorgen „das Kranzeleinnetzen" (der Jungfrauen) am Ostermontag. In der weniger bemittelten Steinpfalz (im Schwarzachtal) holt am Fastnachtsonntag der Bursche sein Mädchen „zu den Brezen". Da hakeln sie dann Berge von Ringelgebäck aus, um zu erfahren, wer das Kreuz und somit einmal die Herrschaft im Hause bekommt. Ruft da ein Bursche sein Mädchen nicht ins Gasthaus, wird es mit der Heirat nichts. (55) Freilich die Burschen sind oft wetterwendisch und scheuen das Heiraten. Sie denken, wie es ein uraltes Schnaderhüpfl ausdrückt:

„Deandl, dei Schöne (Schönheit) Wia Bluma auf die Felder,
nimmt aa bald an End. die der Reif hat verbrennt."

Nun beachtet, daß alle vorbezeichneten Tage in die Zeit des Wiedererwachens der Natur fallen! Ist es beim Fitzeln nicht gerade so?

Vater, du bringst die Sache fast so heraus, als ob das Schön'- und Stärk'-Trinken eine Art Frühlingsbrauch gewesen?

Darauf antworte ich mit der Gegenfrage: Wann lebt die Natur zu neuer Kraft, Fruchtbarkeit und Schönheit auf? Empfindet nicht auch der Mensch im Frühjahr ein Gefühl des Verjüngens und der Frische? Nun noch etwas! Wenn in den Spinn- oder Kunkelstuben an den langen Winterabenden, wo die Mädchen fleißig das Rädchen gedreht und die Burschen lustige Lieder gesungen hatten, sich zwei Herzen fanden, war da das gemeinsam zur Schön'- und Stärk'-Gehen nicht gleichsam die beste Gelegenheit, bei welcher die zwei dieses Ereignis öffentlich bekannt geben konnten? Das bedeutete in den Augen der dörflichen Bevölkerung dann so viel, wie wenn ein Brautpaar in der Stadt seine Verlobungskarten aussendet. In der Oberpfalz bringt man beim Hochzeitsmahl das erste Wohl auf die Braut aus, indem man ihr scherzend „die Stärke" zutrinkt. In manchen Gegenden Deutschlands deutet der Bauer heute noch das Freiengehen scherzweise mit dem Ausdruck „Stärkehandeln" an. Der Brautwerber frägt zunächst durch die Blume, ob der Vater kein junges Stück, keine Stärke, feil habe.

Sehr zart! rief Gertrud.

Doch wir wollen wieder aufs Schön'- und Stärk'-Trinken zurückkommen. Auf dem Heimwege von dieser Feier verehrten die Mädchen mancherorts (z. B. im Algäu) den Burschen für ihre Unkosten eine kleine

Gabe (einen schönen Westenzeug, ein Hemd, ein Taschentuch mit eingemerktem Namen, ein seidenes Halstuch rc.). Da es beim abendlichen oder nächtlichen Heimmarsche aber nicht immer so zuging, wie es die gute Sitte verlangt, sind Geistlichkeit und Polizei seit längerer Zeit bestrebt, dem alten Brauche Einhalt zu tun. Hier sei nun gleich einer anderen, in Deutschland einst vielverbreiteten Sitte gedacht: des Trinkens der Johannis- und Gertrudenminne. In wohlhabenderen Bauernfamilien Altbayerns ist es fast allgemein noch Gepflogenheit, sich an Winter-Johanni — also am Tage des Lieblingsjüngers Johannes des Evangelisten, am 27. Dezember um die Wintersonnenwende — eine Flasche Rotweines in der Kirche weihen zu lassen. Von diesem Weinsegen genießen dann zu Hause alle Familienglieder und Dienstboten der Reihe nach einen herzlichen Schluck in drei Absätzen mit den Worten: Gott Vater! Gott Sohn! Gott der hl. Geist! Der Bauer füllt sein Glas und sagt, zur Bäuerin gewendet, ehe er zum Trinken ansetzt: Ich bring dir den Johannissegen! Die christliche Hausmutter erwidert: Ich gesegne dir den Johannissegen! Unter vorgenannter Spruchformel wandert dann das Glas weiter von Familienglied zu Familienglied bis zum letzten Stallmädchen. Der Rest in der Flasche wird für Krankheitsfälle aufbewahrt; auch wird jedem, der eine Reise antritt, davon zu trinken gegeben. Johannissegen gilt als schützend und stärkend bei allen wichtigen Unternehmungen; er knüpft und hält auch den Frieden.

Ei, daher mag es also kommen, daß der Priester den Brautleuten nach der Trauung Johanniswein reicht, sagte Gertrud.

Nun, die Ehe ist doch ein überaus wichtiges Unternehmen. Der Brauch ist übrigens in Altbayern fast allerwärts noch in Schwung, sagte der Vater. Manche bringen ihn mit der Hochzeit zu Kanaan in Verbindung. In etlichen Gauen Deutschlands ist es auch üblich, daß man am Johannistage, am 27. Dezember, allen Anwesenden in der Kirche aus einem Kelche geweihten Wein zu trinken reicht. Hiebei spricht der Priester die Segensworte: „Im Namen des dreieinigen Gottes trinke in dich die Heilandsliebe des frommen Johannes." Im bayerischen Walde wird auch in den Zugbrunnen beim Hofe ein mit Johanniswein begossener Schneeball geworfen, damit man das ganze Jahr über Wasser habe; außerdem wird ein ähnlich präparierter Schneeball auf das Hausdach geschleudert.

Warum hängen denn diese Sitten gerade mit dem hl. Johannes zusammen? wollte Walter wissen.

Ja, hast du denn die letzten Segensworte von der Liebe zum Heiland nicht verstanden? sprach der Vater. Und weißt du nicht, daß der hl. Johannes einmal einen Becher vergifteten Weines getrunken hat, ohne daß er ihm schadete?

Ich denke, der ihm geweihte Trunk soll demnach die Kraft haben, den Genießenden auch vor allem Schaden an Leib und Seele zu bewahren, belehrte Gertrud, die in der Legende immer gut beschlagen war. Er soll als Greis immer nur das eine gepredigt haben: Kindlein, liebet einander!

Und vergiß nicht die Sage vom „ewigen Johannes!" bemerkte der Vater.

J, du meinst die Sage, daß der Lieblingsjünger Jesu, der beim letzten Abendmahle an der Brust des Herrn geruht, immer jung bleiben und niemals sterben sollte, erwiderte Gertrud. Tatsächlich hat Johannes ja auch ein ungewöhnlich hohes Alter erreicht. Und auf unseren Kirchenbildern wird er stets jung und schön dargestellt.

Dafür ist er in der griechischen Kirche als ehrwürdiger Greis und somit als Repräsentant eines sehr hohen Alters dargestellt. Weiters ist zu beachten: Zur Zeit der Wintersonnenwende, wann das Gedächtnisfest des hl. Johannes gefeiert wird, war das große Totenfest der alten Germanen. Da wurde namentlich die Minne zu Ehren Verstorbener getrunken. Freilich interessiert uns das alles nur insofern, als daraus zu ersehen ist, welche Vorstellungen einmal im Volke als Anknüpfungspunkte für die christliche Johannes- und Gertrudenminne und für das Schön'- und Stärk'-Trinken vorhanden waren.

Ganz recht! sagte Walter. Nun verstehe ich aber immer noch nicht: Was hat denn die hl. Gertrud, deine Namenspatronin, mit der Sache zu tun? wandte er sich an seine Schwester.

Da bin ich selber überfragt. Ich vermute bloß, daß sie eine innige Verehrerin des hl. Johannes gewesen ist.

Diese Annahme allein dürfte zur Erklärung noch nicht genügen, sprach der Vater.

Auch weiß ich, fuhr Gertrud zu erzählen fort, daß sie aus sehr vornehmem Geschlechte stammte, den Schleier nahm und Abtissin wurde. Die Sage erzählt, sie sei eine Schwester Karl Martells gewesen,

habe auf der Karlsburg bei Karlstadt am Main gewohnt und dem hl. Burkard und seinen Gefährten zu Neustadt am Main ein Gotteshaus erbauen lassen. Häufig sei sie mit einer Dienerin, welche Wein und Brot für die fleißigen Arbeiter trug, zur Baustätte gepilgert. Vor einem Kreuze, welches der hl. Burkard errichtet hatte, habe sie dann so anhaltend gebetet und gekniet, daß sich ihre Kniee und Fußstapfen unauslöschlich dem Boden eingedrückt haben. Heute noch wachse an der Stelle kein Gras. Von allen Nonnen ihres Klosters wurde sie mit kindlicher Liebe wie eine Mutter verehrt. Sie ist wohl die Patronin der Spinnerinnen. Ein alter Spruch in unserm Kalender lautet: St. Gertraud stellt das Spinnen ein. Freilich, ihr Ehrentag ist ja um Winterausgang und Frühlingsanfang!

St. Gertrud als Spinnerin und Weinspenderin! Seht, das sind springende Punkte, die uns des Rätsels Lösung bringen dürften! Denkt an die Spinnerin aller Lebensfäden, alles Glückes im Götterkreise der alten Germanen! gab der Vater einen Wink.

Ah, etwa Freia (beziehungsweise Holle oder Berchta), die immer mit Schleier und Spinnrocken erschien! rief Walter.

Und die in den Winternächten ihre Umzüge hielt, um die Guten und Fleißigen zu lohnen? ergänzte Gertrud.

Ja, sie, die Milde, die Gemahlin des großen Wanderers, der gerne als wegekundiger Fremdling umherzog und bald da und bald dort als unscheinbarer Pilgrim Einkehr hielt. An Berchta-Holle-Freia scheint St. Gertrud angelehnt, indem sie zur „Schutzpatronin der Scheidenden und Reisenden" wurde. Man flehte sie um gute Herberge an, die sie auf Erden und später im Himmel beschaffen sollte. Ihr Mantel aus weißer Seide wird noch in Neustadt am Main aufbewahrt. Früher bekleideten sich Frauen damit und erflehten Kindersegen, wie ihn Frau Holle-Berchta ankündigte. ([56])

Dann wäre demnach das Minnetrinken kein ganz und gar christlicher Brauch? fragte Walter verwundert.

Auch hier wurde aller Wahrscheinlichkeit nach einer altgermanischen (heidnischen) Vorstellung die Spitze abgebrochen und die frühere Idee in eine christliche übergeführt. Hören wir, was der Altmeister der Sittenforschung Jakob Grimm in seiner „Deutschen Mythologie" diesbezüglich sagt:

„Allen deutschen Volksstämmen war Name und Sitte des Minnetrinkens gemein. Das dankbare Andenken an einen Abwesenden oder Verstorbenen bezeugte man dadurch, daß man seiner bei Versammlung und Mahlzeit erwähnte und auf sein Andenken dankbar einen Becher leerte. Dieser Becher, dieser Trunk wurde wiederum Minni genannt. Bei festlichen Opfern und Gelagen ward der Götter gedacht und ihnen gedankt, indem man ihre Minne trank. Der Sitte des Minnetrinkens entsagte man auch nach der Bekehrung nicht, sondern trank nun Krists und Marien-Minni, sowie die der Heilgen, z. B. Michaels-Minni im Mittelalter, vorzugsweise die des hl. Johannes. Die anderen Stämme hatten ebenso wenig davon abgelassen. Wir haben hier unzweifelhaft eine von deutschen, heidnischen Trankopfern abstammende, uralte Sitte, die nur christlich umgestaltet wurde. Johannes, der Apostel des Friedens und der Liebe, scheint an die Stelle Freyrs, des freundlichen Gottes des Friedens und der Fruchtbarkeit, getreten zu sein, dessen Feste sowohl in die Winter- als die Sommerwende fielen." (57) — „Aus nordischen Sagen ist uns bekannt, daß dem schönen, jungen Lichtgotte Freyr, der die Erde aus ihrem Winterschlafe erweckte und deshalb auch als Gott der Fruchtbarkeit verehrt wurde, bei Hochzeiten Libationen dargebracht wurden. Freyr (Fro), der Frühlingsgott, der auf goldborstigem Eber, der lichtstrahlenden Sonne, einherritt, galt in Schweden vornehmlich auch als Gott des Friedens. Um diesen Frieden von ihm zu erlangen, wurde ihm der Becher geweiht. Auch Thors-Minne trank man, indem man beim Gelage ihm den ersten Becher weihte und das Hammerzeichen über demselben machte. Wie Freyr war Freia hauptsächlich die Göttin der im Frühjahr wiedergeborenen Sonne und der Natur. Ganz wie ihrem Bruder, war ihr auch der goldene Eber zugeschrieben, das Symbol der Sonne. Wie Freyr gehörte sie zu den Vanen (Lichtgottheiten). Sie war die Göttin der Liebe und man rief sie daher an, wenn man jemands Liebe gewinnen wollte. Wie man dem Freyr den Erinnerungstrank weihte, so auch Freia." (58) — „Die Kirche wandelte schließlich den unausrottbaren Brauch in christlichem Sinne um. Das Trinken der St. Johannes- und Gertruden-Minne wurde von den Bekehrern zugleich deshalb dankbar angenommen, um auch den Genuß des Weins und Mets zu heiligen und der gottvergessenen Trunkliebe Schranken zu setzen." (59)

Ihr „Jugend ohne Tugend" dürft die hl. Gertrud „als Friedensstifterin" zur rechten Zeit anrufen. An ihrem Ehrentag sollt ihr dann ein Schlücklein Gertruden-Minne bekommen. (60)



„Strih, strah, stroh,
Der Sommertag is do."

(Sodanstragen. Gregori.)

Die „Edda", eine Sammlung altnordischer Götter- und Heldenlieder, weiß vom Donnergotte Donar, nach welchem unser Donnerstag benannt ist, ein köstliches Geschichtchen zu erzählen, das lange im Munde des Volkes lebte. Wollt ihr's hören, Kinder?

Frag' nicht lange; fang' doch lieber gleich an, bitte!

Also: Dem Sommergotte Donar, in dessen Hand nach germanisch-heidnischem Glauben Blitz, Donner und befruchtender Gewitterregen lagen und der als Waffe einen kurzstieligen Hammer in der Hand hielt, war einst während eines langen, tiefen Schlafes vom Riesen Thrymr der Hammer gestohlen worden. Loki, Donars Vertrauter, flog darauf ins Riesenheim und erfuhr von Thrymr, daß derselbe die Waffe des Blitzewerfers acht Rasten unter der Erde verborgen habe und sie nur dann herausgeben wollte, wenn man ihm Freia, die schöne Göttin, als Braut brächte. Als Loki, ins Götterheim zurückgekehrt,

solches Unsinnen kundmachte, geriet Freia in heftigen Zorn und tobte so, daß ihr wunderbares, goldenes Halsband Brisingamen zersprang. Nun beratschlagten die Götter, wie man durch List den Hammer zurückgewinnen könnte. Auf Anraten Heimdallers, eines der Asen, wurde Gott Donar selbst in bräutliches Linnen gehüllt und mit reichem Geschmeide geschmückt. So fuhr er auf seinem mit zwei Böcken bespannten Wagen, von Loki als Dienerin begleitet, durch die Lüfte nach Riesenheim. Der Riesenfürst empfing die vermeintliche Braut voller Freude und bewirtete sie aufs freigebigste. Donar aß und trank unbändig. Als Thrymr darüber stutzig wurde, beruhigte ihn die schlaue Dienerin mit den Worten: Acht Tage aß Freia aus Sehnsucht nicht mehr. Da ward der Riese tief bewegt und ließ sogleich den Hammer holen, um ihn der Braut in den Schoß zu legen und dadurch den ehelichen Bund zwischen ihnen zu weihen. Hurtig ergriff Donar die Waffe und erschlug den sich wehrenden Riesen.... „So kam der Wodansohn wieder zum Hammer," schließt der blutige Scherz vom übertölpelten Riesen. — Hans von Wolzogen, der eine sehr gute Übertragung der Edda ins Neuhochdeutsche besorgt hat, bezeichnet in einer feinsinnigen, naturmythologischen Deutung und Erklärung, die er dem Gedichte vorausschickt, den Riesen Thrymr als Winterriesen. Was folgert nun daraus, Kinder? Denkt an den langen Schlaf!

Ei, das wäre dann der Winter, in dem keine Gewitter sind, versetzte Walter.

Und das entlehnte bräutliche Linnen, in das sich Donar verkleidete, könnte der Blütenschmuck der Erde sein, riet Gertrud.

Würde stimmen; denn die nordische Sage bezeichnete die Erde als Mutter Donars (Donar als Sohn Wodans und Erda-Freias), bestätigte der Vater.

O, ich meine, das ganze Abenteuer zwischen dem Winterriesen Thrymr und dem Sommergotte Donar wäre dann nur ein Bild des Kampfes zwischen Sommer und Winter, erklärte Walter.

Ja, so deutet es Hans von Wolzogen und führt in geistreicher Weise weiter aus, die Schläge, womit der Winterriese und sein ganzes Geschlecht vernichtet wurden, seien nichts anderes als die Schläge des ersten Gewitters. Das klingt alles sehr hübsch und einleuchtend. Gezwungener ist freilich die Auffassung Lokis. Bei einer derartigen

Deutung auf einen bestimmten Naturgang dürfen wir eben nicht übersehen, daß da unlösbare Widersprüche noch genug bleiben.

Früher war in vielen Gegenden Deutschlands der Brauch heimisch, in der Zeit unmittelbar vor oder nach Ostern ein „Kampfspiel" zwischen Sommer und Winter zur Darstellung zu bringen. Im Algäu fand die Aufführung des Spieles schon in der Fastnachtzeit statt. Die Helden waren zwei Knaben. Wie diese ausgestattet waren, um den Charakter der Jahreszeiten zum Ausdruck zu bringen, könnt' ihr euch selber ausdenken. Wie wird der Winter ausgesehen haben?

Er wird mit Pelzkleidern, Mantel, Pelzhandschuhen und Pelzkappe versehen gewesen sein, meinte Gertrud. Und als Sinnbild der Haupttätigkeit im Winter wird er einen Dreschflegel und als Sinnbild des höchsten Festes im Winter ein Christbäumchen getragen haben.

Brav! Und nun, wie wird der Sommer gekleidet gewesen sein?

Jedenfalls leicht und luftig, in Hemdärmeln, sagte Walter.

Und mit Blumen und Bändern geschmückt, ergänzte Gertrud.

In der Fastnacht Blumen?

Ei ja, man konnte ja künstliche verwenden.

Richtig. In gereimter Wechselrede, worin jeder seine eigenen Vorzüge und die Schattenseiten des anderen scharf hervorhob, befehdeten sich die Darsteller der Jahreszeiten, bis schließlich der Sommer mit dem Winter handgreiflich wurde und diesen zur Türe hinausjagte. Die Knaben erhielten dann eine kleine Gabe und wiederholten das Spiel im nächsten Hause. Die Reime waren folgender Art:

Sommer:

„Ich bin der Sommer wohlbekannt;
ich bin beliebt im ganzen Land.
Ich bin der Sommer, bin der Herr;
der Winter gilt kein' Batzen mehr.

Winter:

Schweig stille, Sommer, schweige still,
was der Winter verkünden will!
Viel Schnee und Eiszapfen werd' ich bringen,
daß die Weiber zum Ofen springen.
Der Winter, der ist gut,
schneit dem Bauern auf den Hut ꝛc."*)

---

*) Der Text, wovon hier ein Bruchstück mitgeteilt wurde, scheint in ganz Bayern, mit Ausnahme Frankens, verbreitet gewesen zu sein. Die bayerische Landes- und Volkskunde „Bavaria" II erwähnt desselben aus der Oberpfalz, der „Oberländer Erzähler" 1889 aus der Gegend von Immenstadt im Algäu. Vergl. auch Panzer, „Beitrag zur deutschen Mythologie". 2 Bände 1848/1855.

In Südbayern waren auch nachstehende Verse sehr verbreitet:

Sommer:	Winter:
„Ich tret' herein also frisch, grüß Herren und Damen hinterm Tisch, grüß ich ein' oder den andern nicht, bin ich der rechte Sommer nicht. Hallera mein, der Sommer, der ist fein! (oder: Heidi, heida, o Herre mein, der Sommer, der ist fein!)	Ich tret' herein also stolz, komm' aus einem wilden Holz, komm' aus dem Meer geschwind, bring' daher ein' kalten Wind. Hallera 2c. (Vergl. beim Wasservogel, woher dieser stammt!)

Sommer: Ach Winter, du bist ein arger List (Wicht),
du machst den alten Weibern die Milch hinterm Ofen frisch. Hallera 2c.
Winter: Ach Sommer, du bist ein arger Bauer,
du machst den alten Weibern die Milch hinterm Ofen sauer
Hallera 2c." — u. s. w.

Zum Ende des Spieles wurde früher der Besiegte in den finstern Wald hinausgejagt oder in den Dorfbrunnen geworfen. In Mittenwald an der Isar wird das „Sommer-Winterg'spiel" heutzutage noch häufig in der Fastnacht aufgeführt. Der Text, wie ich ihn aus dem Munde der beiden Darsteller selbst vernahm, lautet folgendermaßen:

Sommer: „Ich komm' daher aus fremdem Land;
Eis und Schnee is mir unbekannt.
Halli, hallein, die Ehre mein,
der Sommer der is fein!
Winter: O Sommer, o Sommer, sei nit a so stolz,
wir bau'n uns a Brückl und brauch'n koa Holz!
Halli, hallein, die Ehre mein,
der Winter, der is fein!
Sommer: Baust du viel auf, so reiß ma viel ein
mit an oanzigen Sonnenschein! Halli 2c.
Winter: O Sommer, o Sommer gib du nur acht,
wir geh'n zum Schaufeln, wenn's a weng Schnee macht! Halli 2c.
Sommer: O Winter, o Winter, der Frühling is fein,
wir führ'n mit dem Pflug und Ackern uns ein! Halli 2c.
Winter: Ackerst du viel ein, so dän's (tuns) wir herein,
dann krieg ma's (bekommen wirs) im Winter aa ganz fein. Halli 2c.
Sommer: Jetzt kommt daher der Jakelsta(g), [Jakobitag]
da schüttel ma Äpfel und Birn' ra' [herab]. Halli 2c.
Winter: Schüttelst du viel herab, so klaub'n 's wir auf,
und such'n uns die schönsten Mad'ln heraus. Halli 2c.
Sommer: Jetzt kommt daher die Erntezeit,
da schneid'n ma Gerst'n und Rogg'n rei(n). Halli 2c.

Winter: Schneidst du viel herein, so dresch mas aus
und koch'n uns Nudeln und Kücheln draus! Halli 2c.
Sommer: O Winter, o Winter, du armer G'sell,
du treibst ja die Weiber hintere in d' Höll (beim Ofen)! Halli 2c.
Winter: O Sommer, o Sommer, hinterm Ofen is fein!
Es sagt oft unsre Alte: Schieb in Ofen was nei(n)! Halli 2c.
Sommer: O Winter, o Winter, tu nit a so stolz sei(n),
sonst schieb ma den Winter in Of'n nei(n)! Halli 2c.
Winter: O Sommer, o Sommer, tu nit a so pocha (auf deine Vorzüge),
wir können a Supp'n beim Ofenloch kocha! Halli 2c.
Sommer: O Winter, o Winter, du armer Wisch,
du laßt die Mille (Milch) hinterm Ofen frisch! Halli 2c.
Winter: O Sommer, o Sommer, du arger Bauer,
du machst ja die Weiber die Mille so sauer! Halli 2c.
Sommer: O Winter, o Winter, du armer Knecht,
Wenn der Sommer nit wär', ging's dir ganz schlecht! Halli 2c.
Winter: O Sommer, o Sommer, du großer Herr,
wir geb'n den Winter um koa Mille nit her! Halli 2c."

Sommer und Winter ringen nun. Der Winter unterliegt und spricht dann:
„O Sommer, o Sommer, du hast ja recht,
du bist der Herr und i der Knecht!"

Beide schließlich: „Jetzt hab'n wir mitanander den Krieg vollbracht
und wünschen den Herren a ruhsame Nacht!
Halli, hallein, o Herre mein,
der Sommer aber is fein!"

Nun hört! Nichts anderes als ein Sommer-Winterspiel ist auch die Sommertagfeier, die in vielen Ortschaften der sonnigen Rhein- und Weinpfalz seit alters gefeiert wird (hauptsächlich in der östlichen gebirgigen Pfalz, an der Hart und um den Donnersberg) und die in Nachahmung eines uralten Frühlingsbrauches vor etwas mehr als einem Jahrzehnt (1893) in der lieblichen Universitätsstadt Heidelberg am Neckar wieder vollständig ins Leben gerufen wurde und jetzt auch in Mannheim und Ludwigshafen veranstaltet wird. Der fröhliche Kinderumzug zu Heidelberg vollzieht sich folgendermaßen: Am Sonntag Lätare (also Mittefasten, dem Tag der alten Fastnacht nach julianischem Kalender) stellt sich ein langer Zug von Knaben und Mädchen nachmittags nach dem Gottesdienste auf. Die Kinder tragen sogen. Sommertagsstecken, geringelte Stäbe, die oben mit einer knusperigen Breze und mit roten und blauen, flatternden Bändern geschmückt sind. In der schier endlosen Reihe des jungen Volkes, es sind an 3000 Kinder, ragen etliche Male ein Paar große Knaben hervor, die als Sommer

und Winter herausstaffiert beziehungsweise maskiert sind. Der Winter sieht einer riesigen Strohpuppe ähnlich. Als hutartigen Kopfputz trägt er einen spitzen Büschel Schilfrohrrispen. Der Sommer als frischer Gesell ist ganz in Tannenreisig eingehüllt und mit bunten, lustig im Frühlingswinde flatternden Bändern ausstaffiert. Damit übrigens niemand über seinen Charakter in Zweifel geraten kann, trägt er auf einem Täfelchen noch in großen Buchstaben die Aufschrift: „Sommer" oder „Stabaus".*) Musikkapellen, die gleichmäßig in den Zug verteilt sind, spielen lustige Marschweisen. Dazwischen ertönt aus hunderten junger Kehlen der begeisterte Gesang:

„Strih, strah, stroh,
der Sommer, der is do!"

Ist denn das Lied nicht länger? wollte Walter wissen.

Gewiß! Schon in der 100 Jahre alten Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano findet sich folgendes Sommertagslied:

1. „Tra ri ro,
der Sommer, der ist do!
Wir wollen 'naus im Garten
und wollen des Sommers warten.
Jo jo jo,
der Sommer, der ist do!

2. Tra ri ro,
der Sommer, der ist do!
Wir wollen hinter die Hecken
und wollen den Sommer wecken.
Jo jo jo,
der Sommer, der ist do!

3. Tra ri ro,
der Sommer, der ist do!
Der Sommer, der Sommer!
Der Winter hat's verloren.
Jo jo jo,
der Sommer, der ist do!

4. Tra ri ro,
der Sommer, der ist do!
Zum Biere, zum Biere,
der Winter liegt gefangen,
den schlagen wir mit Stangen
Jo jo jo,
der Sommer, der ist do!

5. Tra ri ro,
der Sommer, der ist do!
Zum Weine, zum Weine,
in meiner Mutter Keller
liegt guter Muskateller.
Jo jo jo,
der Sommer, der ist do!

6. Tra ri ro,
der Sommer, der ist do!
Wir wünschen dem Herrn
ein' golden Tisch,
auf jeder Eck ein' gebacknen Fisch,
und mitten hinein
drei Kannen voll Wein,
daß er dabei kann fröhlich sein.
Jo jo jo,
der Sommer, der ist do!"

*) Im Badischen, im Fränkischen und im thüringischen Mitteldeutschland war diese Sommertagfeier einmal ein weitverbreiteter Brauch.

Was ist denn das, der Stabaus? Warum heißt der Sommer so?

Ich denke, weil er den Winter aus dem Lande jagt mit den frischen, grünenden Zweigen, woran als Sinnbilder der Blüten und Früchte bunte Bänder und Brezeln hängen.

Eine Frage! Wie kommt gerade der Sonntag Laetare in der Mitte der Fasten, also drei Wochen vor Ostern schon, zu der Ehre, als Sommertag zu gelten? versetzte Walter.

Sehr einfach! Der Sonntag Laetare fällt immer in die Zeit um die Frühlingstag- und Nachtgleiche. Von da an hat das Licht und der Tag die Oberhand. Er ist also der geeignetste Tag für das Siegesfest des Sommers über den Winter. Und da unsere Altvorderen ursprünglich nur zwei Hauptjahreszeiten unterschieden (wie unsere Hochgebirgler heute noch nur von einem Aus- und Einwärts reden), sind wir mit dem Sonntag Laetare im Grunde genommen in den Sommer eingetreten. Daß früher mit der Sommertagfeier auch ein Kampfspiel verbunden war, darüber berichtet die Vorbemerkung zum erwähnten Liede: „Es gehen oft zwei erwachsene, junge Bursche verkleidet herum, von welchen einer den Sommer, der andere den Winter vorstellt; diese kämpfen miteinander und der Winter verliert" ꝛc. — Auch in alten Gemeinderechnungen badischer und rheinpfälzischer Orte finden sich aus dem 18. Jahrhundert viele urkundliche Belege über diese Feier des Sommertages. Mitte des 18. Jahrhunderts ging man mit polizeilichen Verboten strenge gegen diese Aufführungen vor, weil ihretwegen die Jugend die Christenlehre versäume. So mag dann da und dort der Brauch ins Absterben gekommen sein. In etwas zusammengeschmolzener Art wird das Fest im Dorfe Meckenheim bei Deidesheim gefeiert. Da ist Sommer und Winter in einer Person vereinigt. Ein Bursche ist bis zu den Schuhen in ein Strohkleid verhüllt, das reihenweise mit Efeu- und Immergrünkränzen verziert ist. Den Spitz krönt ein Mistelbusch, worunter vier Brezeln in der Runde mit roten Bändern befestigt sind. 3—4 größere Knaben mit hölzernen Säbeln sind die Begleiter des Sommer-Winters. Ein Paar hievon trägt einen großen Korb, in dessen Spreu die Eier geborgen werden, welche die Bäuerinnen spenden, vor deren Haus die Gesellschaft sich neigt und folgendes Lied zum besten gibt:

„Jetzund fängt der Sommertag an.
Alles fängt zu grünen an —
und die Blümlein auf dem Feld
blühen rot, weiß, blau und gelb.
Alles war erst weg vor dir,
jetzund ist der Sommertag hier.

Hört, ihr Leute, in dem Haus:
wir treiben euch den Winter aus!
Winter ist ein harter Mann.
Laufersmann, Laufersmann,
Laufersmann, wer laufen kann!
Ja du bist ein arger Gast,
weil du uns gefroren hast!" (61)

In Essingen bei Landau erscheint der Vorgang noch etwas gekürzter. Ein Knabe trägt „die Sommerfahne", eine Heugabel mit einem dicken, 1/2 m großen, aus Buchs gewundenen Kranz, woran vier Brezeln mit bunten, wallenden Bändern befestigt sind. (Als Bänder wurden früher die Kunkelbänder der Mädchen verwendet.) In alter Treue haben sich erhalten die Würden der beiden Eiersammler mit dem Korb und der tapferen Begleiter mit den hölzernen Säbeln.

Sie singen:

„Riraro,
der Sommertag ist do!
Der Winter ist vergangen —
mit Spießen und mit Stangen.
Roter Wein und Brezeln d'rein,
heunt wollen wir lustig sein!"

Darauf folgt die Entgegnung:

„Peter Jakobus bin ich genannt;
den Fahnen hab' ich in meiner Hand,
den Säbel an meiner Seiten,
damit wollen wir tapfer streiten.
Frisch über, frisch als wie ein Flederwisch
Bruder, e Feuer, oder ich schlag' Trump."

Der andere antwortet hierauf:

„Fuchs schlüpft ins Hühnerhaus,
holt den Korb voll Eier raus.
Eier raus, Eier raus,
oder ich schlag' ein Loch ins Haus!" — (62)

In der Gegend von Dürkheim zieht die Jugend singend durch die Straßen und trägt einen Strohmann vor sich her; in der Umgebung von Kaiserslautern wird die Strohpuppe (der Winter) schließlich angezündet und den Hügel hinabgerollt; oder es wird das Stroh, das dem Winter zur Vermummung gedient hatte, verbrannt; in Mechtersheim bei Speyer ist der Umzug gar nicht mehr in Übung, sondern nur mehr das Singen des Stabausliedes und die Brezelspende.

Das Stabauslied lautet dort:

„Ri, ra, ro,
der Summerdaak isch do!
Die Veilcher un de Blumme
die gew'n e warme Summer.
Wichsel, Wachsel
weis' mir's Katzel (jedenfalls der
Hasel oder Weide)!
Uff de grüne Wiese
kummt der Summer g'schliche!

M'r hören die Schlüssel klinge',
die wollen uns ebbes bringe;
m'r hören die Panne krache',
die wollen uns ebbes backe!
Eier heraus, Eier heraus!
De Maddel (Marder) schleicht ins Hinkelhaus (Hühnerhaus)
un packt die beschten Eier aus." (63)

Ei, da ist die Feier aber arg zusammengeschrumpft! erklärte Gertrud.

Ja, in den Städten ist meist vom Feste nichts übrig geblieben als die bändergeschmückte, einen Apfel und eine Brezel tragende Sommergabel. Wie die ursprüngliche Sommertagsfeier mancherorts allmählich sogar in ein religiöses, christliches Geleise gelenkt ward, zeigen die beiden nachstehenden Lieder (aus Offenbach an der Queich):

„Josephs Brüder, böse Buben, warfen ihn in eine Gruben,
zogen ihm den Rocken aus, schickten ihn ins Vaterhaus:
Schau, Vater, sieh und höre doch — dieser ist des Josephs Rock!
Ach, ich muß vor Leiden sterben und in meiner Angst verderben,
weil mein Joseph ist schon tot. Ach, erbarm' dich, lieber Gott!
Laß mich wieder erfreuen, wenn der Sommer anfangt,
da blühen die Blumen im Maie, ju ja Maie,
Soldaten marschieren ins Feld!"

„Am Karfreitag, liebe Leute, ging das große Schiff zu Grund,
kamen alle Todesbeute in den tiefen Meeresgrund,
hinab, hinab ins Grab.
Freut euch, ihr Christen, der Frühling ist 'kommen
und hat uns den Winter genommen!
Er will uns auch geben eine fruchtbare Zeit,
daß Wild und Wald den Himmel begleit'.
Engel, Menschen, Lob und Preis,
die Christen sind im Paradeis!" [84]

Wahrhaftig, rief Walter, das sind so recht Beispiele von Umwandlung zum Kaummehrerkennen.

Ja, wäre die große Breze nicht, die am Sommertag gespendet wird, und lebten nicht noch besondere Redensarten im Volksmunde, die sich an die Gabe knüpfen (z. B. Wer am Sommertag keine Brezel ißt, bekommt lange Ohren), so wäre mancherorts kaum mehr eine Spur der uralten Frühlingsfeier zu finden. Und doch hatte einmal eine Prinzessin — Elisabeth Charlotte — das schlichte, hübsche Fest so in ihr Herz geschlossen, daß sie sich dessentwegen als Herzogin von Orleans aus der Pracht des Versailler Königshofes in die Heimat zurücksehnte! „Man mögte," heißt es in einem ihrer Briefe, .. „also singen können, wie die Buben zu Heidelberg taten vom Berg, wenn sie oben Sommer und Winter herumführten:

„Nun sind wir in den Fasten,
da leeren die Bauern die Kasten.
Wenn die Bauern die Kasten leeren,
wolle uns Gott ein gut' Jahr bescheeren.
Strüh, strüh, stroh,
der Sommer, der is do!"

Eine Frühlingssitte von ganz ähnlicher Bedeutung wie die Sommertagfeier war „das Todaustragen",*) welches vor 100 Jahren noch in der Gegend von Erlangen, im Aisch- und Zenngrunde rc. im Fränkischen üblich war und auch am Sonntag Lätare stattfand. „An diesem Tage zog die Jugend der benachbarten Dörfer in die Stadt (Erlangen) mit einer Strohpuppe auf einer Stange, sang einige rätselhafte Verse und warf dann die Puppe, die der Tod genannt wurde, ins Wasser. Jene rätselhaften Verse lauteten (65):

Heut ist Mittfasten, wohl is das!
Werf'n mer'n Tand ins Wasser, wohl is das!

Daran reihten sich nach einer älteren Aufzeichnung aus dem 15. Jahrhundert noch die weiteren Verse:

Behüt Gott Haus und Hof und Kind,
behüt Gott also Roß und Rind!
Grabt Bian und Balderjan (Baldrian)
und dann kommt der alte Van!"

Ob mit dem Tod nicht der alte tote Winter, die Herrschaft des Totengottes Wodan gemeint ist? suchte Walter zu deuten.

Und unter dem alten Van, der kommen soll, ist wohl eine der alten Lichtgottheiten zu verstehen? fragte Gertrud.

Anerkennung! ermunterte der Vater. Ihr habt das Rechte, wie die beiden Lieder bezeugen, die ich euch hernach sagen werde. Das Todaustragen ist übrigens heute noch in einigen Orten des Maingrundes südlich vom Spessart (Stadtprozelten, Dorfprozelten, Faulenbach rc.) üblich. Am Sonntag nach Mittefasten stecken die Buben einen Strohmann auf eine lange Stange und tragen ihn singend durch das Dorf zum Mainflusse, wo er ertränkt wird. Der erhebende Geleitgesang lautet:

Hajo, toter Mo,
hat e verriss'ne Hos'n o! (66)

Bei der Heimkehr kommt an Stelle des versenkten Todes ein frisch begrünter Zweig auf die Stange. Jubelnd pilgert dann die Jugend mit dem Zeichen des wiedergekehrten Frühlings (beziehungsweise Sommers) von Haus zu Haus und wird mit Wecken und Dörrobst beschenkt. Wo keine Spende gereicht wird, schleicht der Tod bald ins Haus. Alte Volkssage weiß auch, daß das Todaustragen wider Pest und jähen

*) Vergl. „Das Todaustreiben" beim Kapitel Ostern, die Mai- und Pfingstbräuche!

Tod sichert. In jener Gegend, dann im Aisch- und Zenngrund hat der Festsonntag heute noch im Volksmunde den Namen „Totensonntag". Auf dem Heimwege wurde ehedem gesungen. Sehr beliebt und verbreitet waren folgende Lieder:

„Nun haben wir den Tod ausgetrieben,
und bringen den lieben Sommer wieder,
den Sommer und auch den Maien,
der Blümlein mancherleien.
Wir kommen und bringen mit herein
den Sommer und den Sonnenschein."

Oder:

„Der Blumen sind gar mancherleie.
Wir bringen der Braut (Frau) eine Maie.
Die Sonne blickt so freundlich 'rein;
die Braut (Frau) soll froh und glücklich sein.
Der Tod ist ausgetrieben (der Winter),
der Sommer ist geblieben.
Nun laßt uns alle fröhlich sein." *)

Im Aisch- und Zenngrunde wurde der Strohmann Tod außerhalb der Gemarkung verbrannt. Doch kommen wir wieder auf unseren Sommertag zurück! In manchen Gegenden Deutschlands (Algäu) heißt der Sonntag Lätare kurz der Brezensonntag. Da werden nämlich nach uraltem Brauche den Kindern von ihren Paten Brezen und süße Eierwecken gespendet. Auch die Rhön kennt die Feier des Brezeltages. Als solcher gilt dort aber der 12. März, das Fest des hl. Gregorius. Dieser gelehrte Papst, welcher den kirchlichen Gesang sehr verbesserte, war im Mittelalter

*) In Schlesien sang man:

„Nun treiben wir den Tod hinaus,
dem alten Juden in das Haus,
dem Reichen in den Kasten
morgen woll'n wir fasten.

Den Tod haben wir hinausgetrieben,
den lieben Sommer bringen wir wieder.
den Sommer und den Maien,
der Blümlein mancherleien.

Aus Herzensgrunde bitten wir,
so viel sich finden vor der Tür,
daß an des Hauses Herde
man reich und selig werde."

„Den Winter haben wir ausgetrieben,
den lieben Sommer bringen wir wieder,
den Sommer oder Maien,
an Blümlein vielerleien,
an Blümlein vieler Zweigelein.
Der liebe Gott wird bei uns sein,
er wird auch bei uns wohnen:
dort oben in der Kronen,
dort oben in der Seligkeit,
da ist der Frau der Stuhl bereit,
dort oben soll sie sitzen,
sie wart' auf Jesum Christen;
e Schock, zwei Schock,
hundert Taler Vorrat.
Die Frau, die hat gar knappe Schuh;
sie schreitet auf die Kirche zu.
In die Kirche geht sie beten,
in Himmel wird sie treten,
in Himmel wird sie kommen,
im Winter oder Sommer." (67)

Schutzpatron der Schulen. An seinem Ehrentag veranstaltete man in Deutschland vielerorts Schulfeste mit sogen. „Bischofsspielen" und Umzügen, bei denen es ziemlich lebhaft herging. Hievon hat sich wohl bis auf unsere Zeit die Redensart erhalten „Ist das eine Gregori", wenn bei Unbedeutendem ein besonderes, festliches Gepränge mit Lärm entfaltet wird. An Gregori war vielerorts feierlicher Schluß der Winterschule. — Der Sittenschilderer Pfarrer Leopold Höhl erzählt uns in seinem „Rhönspiegel" über den „Brezeltag, dieses Fest für die liebe Jugend, das in mehreren Dörfern des Ulstergrundes begangen wird", folgendes:

„Nach einer uralten Stiftung werden unter den Schulkindern am St. Gregoriustag Brezeln ausgeteilt; es geschieht dies in der Schule, nachdem die Kinder vorher in der Kirche ein Gebet für den Stifter verrichtet haben. Mit besonderer Feier wird der Brezeltag in Hilders begangen, mit einer feierlichen Kinderprozession durch das Dorf, wobei die Knaben meist Fähnlein tragen, die Mädchen mit Kränzen geschmückt sind. Das ganze Dorf ist auf den Beinen, um die fröhlich singende und festlich geputzte Kinderschar vorbeiziehen zu sehen. In Hilders erfolgt erst nach der Prozession die Verteilung der Brezeln, womit selbst die Kleinen auf den Armen der Mütter bedacht werden. Ein früherer Schilderer der Rhön, Jäger, nennt diese Feier das Gregorisingen, das im Mittelalter in Deutschland sehr gebräuchlich gewesen sei und dem Andenken des Verbesserers unseres kirchlichen Gesanges gegolten habe."

Was meint nun ihr dazu? fragte der Vater.

Ei, ich glaube, wir haben da wieder die Reste eines alten Sommertag- oder Frühlingsfestes vor uns, bemerkte Walter. Denn der Gregoriustag ist so nahe um den Frühlingsbeginn, wie der Mittfastensonntag.

Du hast nicht übel geurteilt, ermunterte der Vater. Denn daß die Gregoriusfeste nichts mit dem 30jährigen Kriege zu tun haben, wie von mehreren Seiten behauptet werden wollte, erhellt daraus: „In den Schulmatrikeln der Stadt Koburg wird der Feier schon 1598 und 1600 erwähnt" (also bereits ein Lebensalter vor den Schwedenkämpfen). „Aus der Mitte der Schulkinder wurde ein sogen. Schulbischof gewählt, vor dem zwei andere Kinder hergingen. Unter Gesang fand ein stattlicher Zug der Schulkinder alljährlich durch die Straßen der Stadt Koburg statt. An den Maienbäumchen, getragen von den Schülern der unteren Klassen, hingen Brezeln, Johannisbrot,

Pfefferkuchen und Äpfel. Vom Jahre 1725 an wurde das Gregoriusfest ohne Schulbischof gefeiert. Früher wurde das Fest immer am 12. März abgehalten, später im Juni."

Da haben wir es ja, rief Walter freudig und schnalzte mit den Fingern: Die zwei Vorausmarschierenden, die Brezeln am Stab oder Maibäumchen, die Zeit — alles stimmt. (68)

Ja, wenn ihr so wackere Schlußfolgerungen macht, dann wäret ihr wohl auch imstande, für die alljährlichen Wiesenfeste im Fichtelgebirge, vormals Gregoriusfeste genannt, eine Einordnung zu finden.

Wann und wie werden sie denn gefeiert? fragte Gertrud.

Jetzt um Johanni, wenn der Sommer ins Land kommt. Früher schon zu Frühlingsbeginn. Bezüglich der Art der Feier haben sich wie in der Zeit mancherlei Abänderungen herausgebildet. Die kleinen Schüler tragen z. B. in Wunsiedel beim festlichen Aufzuge Fähnchen, die größeren Knaben Blasrohre, in deren Mündung ein Blumensträußchen steckt, oder Armbrüste und auf hoher Stange einen buntbemalten, hölzernen Adler. Die Mädchen sind mit Blumen geschmückt, tragen Kränze und offene Reife mit Blumengewinden, die über ein drittes Mädchen in der Mitte hochgehalten werden. Auf dem Festplatze wird gesungen, getanzt und mit den Blasrohren nach der Scheibe, mit Bolzen nach dem Adler geschossen. Die Erwachsenen nehmen herzlichen Anteil an der Freude der Jugend. Das eigenartige Vogelschießen bildet die Krone des Festes. Die Erklärung, daß die Feste aus jener Zeit stammen, wo es darauf ankam, eine tüchtige, wehrhafte Jugend für die Städte heranzuziehen, dürfte nicht stichhaltig sein. In den Städten wurden die Feste von den Gilden eben nur schützenfestartig ausgestaltet.

Ei, ich meine, auch in dieser Veranstaltung haben wir im Grunde nichts anderes vor uns als Frühlings- beziehungsweise Sommertagfeste, erklärte Walter.

Brav! Du hast es gesagt — und es dürfte das Richtige sein, sprach der Vater. Ja sogar viele unserer Schützenfeste waren ursprünglich nichts anderes als Frühlingsfeste. Doch um in der Sache weiter zu kommen, hört: Im Ansbachischen war das Sommer- und Winterspiel in ein Sommereinläuten zusammengeschmolzen. Scharen von Buben zogen lärmend durch die Straßen und riefen: Sommer 'rein, Winter 'raus! — Ähnliche Bräuche waren überhaupt einmal in ganz Deutschland üblich. Im Holstein'schen steckte die Jugend einen toten Fuchs

in einen Korb, trug ihn um und sang dazu ein Lied vom kommenden Sommer. Der rote Fuchs war ja ein dem rotbärtigen Sommergotte Donar heiliges Tier.(69) Zu den Frühlingsgebräuchen gehört ferner das „Süntevugeljagen", Sonnen- oder Sommervogeljagen, in Westfalen und in der Mark auf Petri Stuhlfeier (22. Februar); die Kinder rufen:

„Riut, riut, Summer- (Sunter-, Sonnen-, Söll-) vugel!
Sünte Peiter isse kummen;
sünte Tippes (Matthias, 24. Februar) will kummen!"

Als Sommer- oder Sonnenvogel ist wohl der erste Schmetterling zu verstehen. Dies ist bei uns gewöhnlich der Kohlweißling, in manchen Jahren der sogen. Fuchs. Sie erscheinen sofort massenhaft. (Der Kohlweißling oder Müllermahler gilt wegen seines gespensterweißen, schwarzgeränderten Kleides da und dort als Leichenvogel und man hat es gar nicht gern, wenn er im Fluge an einem anprallt.)

Hieher zu rechnen ist schließlich das „Lenzwecken, Lenzhämmern und Mai-erklopfen in manchen deutschen Gegenden zu der gleichen Zeit oder am Karfreitag. In letzterem Falle ist jedenfalls ein uralter heidnischer Brauch nur auf einen christlichen Feiertag verlegt worden, weil an ihm die Kirche zu ihren Zeremonien die Holzratsche verwendet. Das Lenzhämmern oder Maierklopfen geschah mit einem Holzhämmerchen, womit man die Obstbäume klopfte, um diese recht fruchtbar zu machen und das Ungeziefer zu vertreiben. Den Zweck des Ungezieferbannens zu Frühjahrsbeginn hat auch das Scharausen oder Scherausen (Schauraufen) im Badischen (Kinzig- und Renchgebiet).*) Am Vorabend von Petri — des Wetterherrn — Stuhlfeier laufen Buben mit einer Schelle und einer Kette lärmend im Haus oder dreimal um den Hof herum. Manchmal pochen sie auch an die Wände des Hauses und rennen um den Brunnen. Dabei rufen sie einen Bannspruch aus:

„Scharaus, Scharaus! Äpfel und Bire zum Lade raus!
Peter, Peter Sturm! Schlange' und ihr Wurm (Würmer),
spie aus, spie aus.
Krote' und Schlange' — St. Peters Tag isch bald vergange'."

St. Petrus macht nach dem Volksmunde heute noch das Wetter und ihm zu Ehren sind viele Berge und Brunnen benannt. Er mag

*) Ob wir da nicht an die Schermaus = den Maulwurf denken dürfen, der dem Landmann früher als höchst schädlich galt? Im Taubergrund wirft man an Fastnacht heute noch mancherorts die Maulwurf- oder Scherhaufen in den Gärten um, um die Tiere zu vertreiben.

in mehr als einer Beziehung an die Stelle Donars gerückt sein.*) Von charakteristischer, hier einschlägiger Eigenart sind endlich die Umzüge der Vintschgauer Jungen, die sich große Kuhschellen um den Leib hängen, welche sie beim Springen zum Tönen brachten. Dabei rufen sie immerfort: Peter Lenzes! Peter Lenzes! (Vergl. das Schempartlaufen, das Laufen der Schellenrührer im Werdenfelser Landl, das Huttlerlaufen im Unterinntal! Dämonenvertreibung.)

Nun zum Schluß noch ein Beispiel aus dem Norden Deutschlands. Im Bezirk Wittenberg huschen die Kinder in kleinen Scharen vor die Haustüren, klopfen plötzlich an und rufen gemeinsam: Guten Morgen! Ist der Peter schon dagewesen? Als Spende gibt man den Lenzkindern Brezeln.

Das muß lustig sein! sagte Gertrud.

Ja, aus allen diesen Bräuchen tritt eines klar zutage: Die Freude über den wiederkehrenden Frühling. Durch alle Jahrhunderte bis zur Gegenwart herauf ist sie ewig jung und frisch geblieben. . .

Der Palmbüschel.

Ein altes Volksrätsel heißt: Welches ist das kälteste Fest im ganzen Jahre? Gewöhnlich fällt man auf diesen Scherz hinein und meint: Weihnachten oder Neujahr. Der listige Bauernwitz aber, der schelmisch hinter der Frage hervorblinzelt, gibt die Antwort: Der Palmsonntag, denn an ihm tragen sogar die Mannsleut Holz in die Kirche (nämlich die Palmbüschel mit langer Stange). Ihr staunt. Gelt, an diese spaßige Lösung habt ihr nicht gedacht! Unser städtisches Palmbüschelchen, das die Mutter auf dem Palmmarkte zur Festweihe gekauft hat, hat als Schaft freilich nur ein dünnes Stäbchen. In Niederbayern aber und im Algäu um Kempten herum, zum Teil auch in den angrenzenden österreichischen Landen kann man schon von „Holz" reden; denn da schleppen

*) St. Petrus war ursprünglich Fischer. Er trägt die Schlüssel, löst und bindet im Himmel und auf Erden. In der Edda tritt Donar als Fischer (Angler) auf. Er trägt den Hammer, ist der Gott der Ehe, des Rechtes, des Besitztums. Durch den Hammer, womit die Braut berührt wurde, ward die Ehe geweiht, die Besitzergreifung bestätigt. Bei der Versteigerung wird der Zuschlag mit dem Hammer erteilt. Was bedeutet also die Redensart „unter den Hammer kommen"?

die Buben die reinsten „Palmbäume" zum Feste (Stämmchen von 3—10 m Höhe). Der Oberknecht, als Meister in kunstvollem Rindenschälen, hat einen langen, armsdicken Schaft vom Felberbaum geschnitten und dann halb in Schlangenwindungen geringelt, halb getüpfelt. Oben, wo sich die Zweige mit den weißen, lieblichen Blütenkätzchen um den Stamm schmiegen, hat er ein Sträußchen immergrüner



Zweiglein vom Seven- oder Eibenbaum, dessen Geruch alle Hexen vertreibt, vom Buchs- oder Lebensbaum oder etliche Stechpalmen um die Ruten gebunden. Auch mit Buntpapierstreifen und -Rosen, Bändern und Schleifen hat er den Palmbüschel ausgestattet. Da bildet sich dann der Dienstbube, der den Palmbaum zur Weihe in die Kirche tragen darf — gewöhnlich ist es der Stallbube —, tatsächlich etwas darauf ein. Entstehen unter den Trägern wegen der Schönheit und Größe Zweifel, so werden die Meinungsverschiedenheiten oft gleich mit den Palmwedeln ausgefochten. Nach der Heimkehr von Weihe und Gottesdienst pflückt die sorgsame Hausmutter jedem Familiengliede ein Blütenkätzchen vom Büschel. Dieses muß verschluckt werden, um vom Fieber verschont zu bleiben. Ein paar Kätzchen werden in gleicher Absicht dem Viehfutter beigemischt. Je ein Zweig kommt in den Stall, auf den Getreideboden und in den Garten. Hernach wird der Büschel hinter das Kruzifix in der Herrgottsecke (oder hinter den Spiegel) gesteckt und dort aufbewahrt. Bei Gewittern wird ein Stücklein vom geweihten Palmbüschel ins Feuer geworfen; bei Vieherkrankung gibt man dem betreffenden Stücke ein Kätzchen ins Futter. Mancherorts macht der Hausvater, wenn zum erstenmal auf die Weide ausgetrieben wird, dem Vieh mit der Palmstange ein Kreuz auf den Rücken. All' das deutet auf die Weihekraft der Kirche, zu der vertraut wird, aber auch auf die außerordentliche Heil- und Blütekraft, welche der Weide innewohnt und dem Volke schon immer bekannt war.

Wer vor das Schlafzimmer der Bäuerin in aller Herrgottsfrühe den Palmbaum stellt, wird mit einem Eierschmalz ausgezeichnet. Im Algäu nimmt man als Palmstange eine kräftige Haselrute. Dort schneidet man am Palmsonntag auch die Stecken für den ersten

Viehaustrieb. In der Geiselhöringer Gegend in Niederbayern stellt der Oberknecht den Palmbaum am Palmsonntag auf den Giebel des Hauses und läßt ihn droben bis zum Ostersonntag morgens. Da holt er ihn dann, ehe die Oberdirne mit den geweihten Speisen nach Hause kommt, schnell herunter; denn er würde sonst seines Lohnes an roten Eiern verlustig gehen. — Für das Zieren des Palmbaumes erhält der Oberknecht vom Bauern zwei Mark, früher gab es einen Gulden.

Der Palmesel.



Vater, Ella hat mich eben geschimpft; sie hat mich einen Palmesel gescholten, klagte der kleine Fredi.

Ja, warum hat sie dich denn so geheißen? Hat sie einen Grund dazu gehabt?

Weil ich als der letzte heute aus dem Bette geschlüpft bin. Mutter hat mich aber auch gerade heute so lange schlafen lassen.

Wißt ihr denn so gewiß, ob der Name Palmesel wirklich ein Schmähwort ist?

Nun als Esel bezeichnet zu werden, dürfte kaum von jemand als Ehre aufgefaßt werden, versetzte Walter anstatt des kleinen Bruders.

Ganz recht, mein Kluger! So schaut's fürs erste aus! ([70]) Du scheinst aber nicht zu wissen, erklärte der Vater, daß in dem bergigen, klüftereichen, heiligen Lande mit seinem spärlichen Steppenwachstum der Esel eine ganz andere Bedeutung hat und hatte als bei uns. Dort

gehört nämlich der genügsame, zu schwerer und ausdauernder Arbeit fähige Esel von alters her nicht zu den letzten, sondern zu den wichtigsten und wertgeschätztesten Tieren. Denkt einmal nach, welche Rolle er in der Bibel spielt!

Ah, du meinst, daß Christus eine Eselin gewürdigt hat, auf ihr seinen glorreichen Einzug in die heilige Stadt Jerusalem zu halten!

Jawohl. Doch nicht dies allein! Auch Maria floh mit dem Jesuskinde auf einer Eselin nach Ägypten. Überhaupt wurde der Esel von vornehmen Israelitinnen gerne als Reittier benützt. Und durch Dutzende anderer Beispiele ließe sich beweisen, daß der Esel im Morgenlande keineswegs das verachtete Tier war, wofür er bei uns gilt. Hast du noch nichts von Bileams Eselin gehört, der durch göttliches Wunder die Gabe zu reden verliehen wurde? Oder von dem Eselskinnbacken, womit der große Held Simson, als er an die Philister ausgeliefert wurde, tausend Mann derselben erschlug?

Welche Ehrenrettung du fertig bringst! sprach Gertrud lächelnd.

Gewiß. Es freut mich, daß du bereits anfängst, deine schlimme vorgefaßte Meinung etwas umzuändern. Wie ihr (jedenfalls aus unserer Besprechung vom Dreikönigstage her) wißt, bringt die Kirche in ihren Festen die bedeutungsvollsten Begebenheiten der Heilsgeschichte zur Erinnerung. Als sich im 4. Jahrhundert die christliche Kirche aus den schwierigsten Verhältnissen herausgearbeitet hatte und nun ruhig weiter entwickeln konnte, kam wohl bald die Palmsonntagsfeier zur Einführung. Um dem gewöhnlichen Volke, das damals nicht lesen konnte und dem überdies das Lesen der Bibel verboten gewesen wäre, die Sache möglichst anschaulich zu machen und um einen tiefen, nachhaltigen Eindruck zu erzielen, brachte man den Einzug Jesu in Jerusalem durch einen feierlichen Umzug zur Darstellung.

Ah, das ist die feierliche Prozession am Palmsonntag, bei der die Geistlichkeit, die Bürger und das Volk mit geweihten Palmbüscheln in den Händen um das Gotteshaus ziehen!

Richtig! Und dabei hat man früher, um die Ausführung bis ins einzelne lebenswahr zu machen, vielerorts einen lebendigen Esel mitgeführt oder einen hölzernen, bemalten, reichgeschmückten, der auf einem Brette mit Rädlein stand, mit herumgezogen. Die erste verlässige Mitteilung über einen Umzug mit einem Palmesel findet sich in der Vita S. Udalrici.

Wie hielt man es dann mit der Darstellung des Erlösers? warf Gertrud darein.

Der Heiland oder Sankt Salvator, wie man ihn lateinisch nannte, war anfänglich ein kostümierter Ministrant oder Kleriker, später eine angekleidete Holzfigur, die man auf den Esel setzte. Beim Umzuge um die Kirche wurden — wie einst beim Einzuge in Jerusalem — Palmzweige gestreut und nach dem Esel geworfen. Das Ziehen des Grautieres besorgten auf Kosten der Stadtkasse oft die Torwärtel und Stadtknechte,*) oder die Metzger, oder Schulbuben gegen eine Entlohnung von etlichen Kreuzern oder Palmwecken. Mancherorts wieder galt das Ziehen (oder Tragen) des „heiligen" Grauschimmels als eine große Ehre und ein Verdienst für die Seele, so daß sich angesehene Bürger und Ratsherrn um die Gunst bewarben. Naogeorgus berichtet:

„Reich burger weiß ich, ehrlich frum, Haben ein geistlich hoffart drob,
die zu der Zeit gelt geben drum ... entfahen auch drum ehr und lob" ...

In vielen Orten zogen die Ministranten und Singknaben nachmittags noch eigens mit dem Palmesel von Haus zu Haus (schoben ihn in den Flötz), sangen den (ihnen vom Chorregenten oder Lehrer eingelernten) lateinischen Psalm „Gloria laus tibi rex", sammelten Gaben: Eier, Würste, Brot, Flachs, Kleingeld und tranken dargereichtes Bier 2c. So geschah es beispielsweise zu Beilngries im fränkischen Jura noch 1830, zu Kastl bei Neumarkt i. d. Oberpfalz noch Mitte des 19. Jahrhunderts. Ein Knabe ritt als Heiland auf dem Esel. (71) Im Waldgebirge an der bayerisch-böhmischen Grenze erhielt sich der Brauch noch länger. In Landshut durchwanderten zu Ende des 18. Jahrhunderts Ministranten mit dem Christusbildnis auf dem Esel unter dem Gesang „Pueri Hebraeorum" alle Gassen und Straßen der Stadt ... Kinder mit dem Schnuller im Munde wurden vor- und rückwärts der Eselin und dem Heiland aufgesetzt. Mesner und Kirchendiener besorgten das Auf- und Absteigen der kleinen Passagiere, wofür eine Station von 40—50 Schritten schon wieder bezahlt werden mußte, und so ging es am Vorabend, wie am Palmsonntag, in einem Trott fort. Christus wurde mit Sträußen und Blumen geziert und von den Bäckerfrauen mit Eierkränzen dicht behängt. Die Wirte boten Er-

*) Jesus zog ja einst auch durchs Tor in die heilige Stadt.

frischungen, daher es alle Jahre geschah, daß außer dem Heiland und Esel niemand anderer nüchtern zurückkam.(72)

Hör' Vater, das muß lustig gewesen sein! meinte die kleine Ella. So was kann man jetzt wohl nicht mehr sehen?

Kaum! Zur Ehre unserer Zeit sei's gesagt. Schon Seb. Brant rügt in seinem „Narrenschiffe", einem Buche aus dem Ende des 15. Jahrhunderts: „Den Esel wüste Rotten tragen, mit ihm die ganze Stadt durchjagen." Eben weil die Sache zu lustig war und nicht mehr dem Ernste und der Weihe der kirchlichen Feier entsprach, wurde der alte, an und für sich gute, aber veraltete Brauch am Ausgang des 18. Jahrhunderts „von Kirchen- und Polizeiwegen" abgeschafft. Die Kirchenfürsten von Salzburg, Passau, Augsburg, Würzburg, Mainz, Konstanz, Brixen, Wien, Prag 2c. eiferten in Hirtenbriefen dagegen; auch erließ Kaiser Joseph II. von Österreich Befehle gegen den Mißbrauch.

Zu lange ist dies also noch nicht her, etwas über 100 Jahre, sprach Walter nachdenklich.

In Salzburg wurde der Esel im Jahre 1782 zum letzten Male in der Prozession mitgeführt; in Tittmoning war das Herumführen des Bildnisses Christi auf einem Esel trotz der fürstbischöflich-salzburgischen Mahnung noch 1785 üblich. In München erging erst 1800 ein Verbot, den Palmesel in den Kirchen herumzuführen.*)

Da könnte man wohl noch in manchen Kirchen Deutschlands, wenn man gründlich nachforschen würde, alte Esels- und Salvatorfiguren von der Palmsonntagsfeier finden? Meinst du nicht, Vater? bemerkte Gertrud.

Kaum mehr. Eine große Zahl dieser Figuren ging schon gleich nach der Reformation und während des 30jährigen Krieges durch die Schweden zu Grunde, noch mehr wurden bei der polizeilichen Abschaffung des Brauches verstümmelt oder verbrannt. Hie und da blieb freilich ein Stück versteckt oder verschont. Stall-, Futter- und Pflegekosten benötigte der alle Jahre nur einmal dienstthuende heilige Esel nicht. Als Aufbewahrungsort für denselben diente zumeist der Dachboden der Kirche. Fischart erzählt wenigstens in seiner „Affenteuerlichen Naupengeheuerlichen Geschichtsklitterung: „Stehn nicht haylige

*) 1801 erschien dann das Verbot bei der Fronleichnamsprozession lebende Personen als Figuren umzutragen.

Palmesel gemeinlich auff der Borkirchen (Emporkirche) oder auff dem höchsten gewelb. Ich weiß, daß ich ihn an etlichen Orten hab gar ehrwürdig zu dem obersten Kirchthurm sehen herausgucken." Was an solch' kulturgeschichtlich merkwürdigen Gegenständen in unserer Zeit noch aufzutreiben war, befindet sich jetzt in städtischen oder Geschichtsvereinsmuseen, z.B. in Traunstein, Erding, Landshut. Etliches ist im „Germanischen Museum" zu Nürnberg und im Georgianum zu München (eine lebensgroße Palmeselfigur aus Kloster Scheyern, Kloster Polling, aus Neuburg a. d. Kammel und aus Altstätten bei Sonthofen im Algäu). Die Erinnerung an den Jubel des Tages hat sich übrigens im alten Kalendernamen des Festes erhalten: Palmarum Tralarum.**) — Ist die Kränkung wegen des Wortes Palmesel jetzt überwunden? wandte sich der Vater an den kleinen Fredi. Dieser lächelte und der Vater erzählte weiter: Das Unglück, als Palmesel bezeichnet zu werden, kann einem an manchen Orten (im Algäu) auch widerfahren, wenn man „als Letzter" zur Palmweihe in die Kirche kommt oder nach der Weihe „als Letzter" das Gotteshaus verläßt . . .

Also immer der Letzte! wiederholte Gertrud.

Vielleicht hat dies auf die sprichwörtliche „Bedächtigkeit und Langsamkeit des Esels" Bezug, die mit dem Feste in Zusammenhang gebracht wurde, an dem der Esel in auffälligster Weise vor der Gemeinde in Erscheinung trat. Wenn der Palmesel nicht geschoben oder gezogen wird, rührt er sich nicht vom Fleck. So rührt sich der Bequeme und Langweilige nicht, wenn er nicht fortwährend angetrieben wird. Hört! In der Rhön wird auch derjenige Knabe Palmesel genannt, „der — obwohl er schon in die Schule geht — dem Paten noch einen Palmzweig bringt, um beschenkt zu werden" (um Palmbrezen zu erhalten, also sich des Ortsbrauches unkundig benimmt, unklug ist).

Nun, dann ist der Name Palmesel doch kein Lob! behauptete Ella.

Ei der Tausend! rief der Vater scheinbar aufgebracht; willst du mit deiner Äußerung den Fredi schon wieder etwas in der Nase kitzeln? Etwas übler Beigeschmack mag dem Worte ja anhaften. Doch merke: Übrigens war es eine Eselin, worauf Jesus seinen Einzug in die heilige Stadt hielt. In vielen Orten unserer Alpen und des altbayerischen Vorlandes bezeichnen darum die Buben kurz

**) In Thaner bei Innsbruck soll heute noch die Palmeselprozession üblich sein, desgleichen im Kloster der Dominikanerinnen zu Lienz und zu Puch bei Hallein.

den Palmsonntag als „der Mädchen ihren Namenstag" und gratulieren ihnen zum Feste. Auch sagt man von Mädchen und Frauen, die sich mit Putz überladen und recht steif und dummstolz einherstolzieren, sie sähen aus wie der Palmesel.

Bravo, bravo! schrie der kleine Fredi und Walter ermunterte ihn.

Halt! gebot der Vater. Damit die Kehrseite nicht fehlt, muß ich aber gleich noch erwähnen: Die Mädchen sind dort auch nicht auf den Kopf gefallen und sagen von Pfingsten mit dem Pfingstlümmel, „das sei den Buben ihr Tag". Ihr seht also: Jedes hat sein Teil. Ihr könnt euch über gegenseitige Neckerei nicht beschweren. Darum Frieden, wie sich's unter Geschwistern geziemt, damit man nicht von eurer Eintracht sagen kann, was der urdeutsche Wiener Hof- und Sittenprediger Abraham a Santa Clara von der Redlichkeit einst behauptete: sie komme wie der Palmesel „alljährlich nur einmal ans Licht!"

Die letzten Tage der Karwoche.

Am Gründonnerstag

muß man zu Mittag etwas Grünes essen; umsonst hat der Tag ja nicht seinen Namen, pflegte meine liebe Mutter — streng an der altererbten Sitte festhaltend — zu sagen. Nun, ihr wißt ja, was wir an dem Tag immer genießen? hub der Vater zu plaudern an.

Spinatkrapfen. Mhm, die sind fein! rief Gertrud und schnalzte mit der Zunge.

Und daß demjenigen, der recht viel davon am Gründonnerstag oder Karfreitag ißt, das ganze Jahr das Geld nicht ausgeht, dies vergeßt ihr ganz! scherzte der Vater.

O, davon haben wir noch nie etwas gemerkt!

Ja, ihr ungläubigen Stadtfräcke! Ihr braucht dies ja nicht wörtlich zu nehmen. Die gefüllten Spinatkrapfen am heiligen grünen Donnerstag im Frühling sind dem Landvolk eben ein Symbol des reichen Bodensegens, der Fruchtbarkeit im kommenden Jahre. Bäckt man ja z. B. im Badischen auch mancherorts Küchein und meint dann, man habe das ganze Jahr hindurch immer Butter. Beliebte Grünspeisen am dies viridium — dem Tag der grünen Kräuter — sind bei uns auch der Brunnkreß, der Nißl- oder Feldsalat.

Und die Kräutlsuppe aus siebenerlei oder neunerlei Kräutern, die ich nicht mag, warf Walter darein.

So! Gerade von ihr, in der sich gleichsam die ganze frische Lebenskraft der Lenzerde vertreten findet, behauptet man seit alters her: Wer davon ißt, bleibt das ganze Jahr über vom Fieber und allen möglichen Krankheiten verschont. Diese Volksmeinung findet sich übrigens schon vor mehr als 300 Jahren in einem Büchlein festgelegt. Im „Froschmäuseler" von dem märkischen Rektor und Dichter Gg. Rollenhagen zu Magdeburg (1595) heißt es:

„Am grünen Donnerstag im Mai (Frühling)
kocht eine Bäuerin ihren Brei
von neunerlei Kohlkräuterlein,
sollt wider alle Krankheit sein."

In vielen Gegenden Norddeutschlands genießt das Landvolk am Gründonnerstag eine Speise aus neun Kräutern (eine Negen- oder Neunstärke, einen Sammel- oder Krüderkohl). Auch bäckt man dort mancherorts Brezeln oder Kringeln. Das charakteristische Gebäck für die vierzigtägige Fasten-, Trauer- und Bußzeit! Es kommt somit am Schlusse derselben nochmals zu besonderen Ehren. (78)

Daß an den letzten Kartagen, drei aufeinander folgenden Fasttagen, unsere jungen ersten Garten- und Feldkräuter eine besondere Wertschätzung und Verwendung erfahren, ist doch eigentlich etwas Selbstverständliches! versetzte Walter.

Gewiß. Das Volk, dieser erfindungsreichste Dichter, geheimnist aber gerne etwas in die Natur hinein. Es ist darum leicht begreiflich, daß es zu der Meinung kam, es sei nicht bloß gut, am Gründonnerstag Grünes zu essen, sondern auch Grünes anzubauen. Der Gründonnerstag gilt deshalb in manchen Gegenden als günstiger Säetag. Vornehmlich ist er zum Säen der Blumen sehr geeignet; auf sie überträgt sich dann die Fülle und der Farbenreichtum des Lenzes. Auch weiß man: Aus Eiern vom Gründonnerstag schlüpfen rotscheckige Hühner (Rheinpfalz), desgleichen aus Eiern vom Karfreitag. Doch lassen wir das! Die Kirche hat für den Namen Gründonnerstag eine andere, ernstere Erklärung. Für sie ist er ein „Antlaßtag", wie der altbayerische Volksmund sagt, ein Tag der Entlassung aus Sünden und Strafen mit dem Gang zum Tische Gottes, auf daß aus Büßern wieder frische, grünende Zweige am Baume des Christentums werden. In der Gegend von Erding heißt der Gründonnerstag kurz der „Speispfinzta".

Jawohl, erwiderte Walter verständnisvoll, an diesem Tag gehen

außer den Priestern viele Leute zur heiligen Kommunion, vornehmlich Hausfrauen und Hausväter. Bei uns sind es meist die Hausväter, glaube ich.

Freilich; die eifrigen Hausmütter haben ihrer österlichen Christenpflicht schon am Tag der schmerzhaften Mutter Gottes genügt, erklärte Gertrud.

Mancherorts im Algäu findet am Gründonnerstag wie in frühchristlicher Zeit die Feier der ersten heiligen Kommunion statt, die bei uns immer am ersten Sonntag nach Ostern, am sogen. weißen Sonntag ist und zu der alle Mädchen in weißen Kleidern erscheinen, erklärte der Vater. Der Beicht- und Kommuniontag für die Dienstboten und ledigen Burschen war schon der Palmsonntag. Nur die Säumigen verschieben ihre österliche Pflicht bis zum zweiten oder dritten Sonntag nach Ostern, dem letzten Termin, wann die Roßdiebe und Schelme beichten. Von ihnen gilt der Spruch: Was fürchten manche Bauernburschen am meisten? Das Roßbeschlagen und das Beichten. Eine andere Volksredensart heißt: Beim Gloria am Gründonnerstag fliegen die Glocken fort nach Rom — oder man sagt auch: Die Glocken sterben, um erst nach 48stündigem Schweigen wieder aufzuerstehen.

Der Hauptabendmahltag für die Protestanten ist

der Karfreitag,

in evangelischen Gegenden ein hochheiliger Tag mit gänzlicher Feiertagsruhe. Auch in katholischen Gegenden wird der Tag würdig gefeiert, aber man enthält sich dort nicht aller knechtlichen Arbeiten. Vielerorts wird am Karfreitag mit dem Säen begonnen. Könnt ihr erraten, warum?

Wahrscheinlich, weil man glaubt, daß auf dem Samen, der mit dem Herrn Jesu in die Erde kommt, ein besonderer Segen liegt, versuchte Walter zu erklären.

Brav! An den Tag knüpfen sich auch allerwärts wichtige Wetterregeln.

Ich weiß. Bei uns sagt man: Wenn es am Karfreitag regnet, gibt den ganzen Sommer über kein Regen mehr aus, versetzte Gertrud.

Richtig. In der rauhen, kalten Rhön ist mans zufrieden, wenn es recht trocken kalt ist. Da heißt es: Friert's in das Grab von unserm Herrn, hernach hoän mir ä schün Ärn' (Ernte). Dort gilt auch der

Karfreitagwind als derjenige, welcher das ganze weitere Jahr über vorherrscht. Die schneereiche Rhön, die mit der Witterung um sechs Wochen gegen das Gäuland zurück ist, bezeichnet die Kartage überhaupt als Witterungstage fürs ganze Jahr und dichtet ihnen denselben Prophezeiungswert zu wie man ihn in Niederbayern einst den Fastnachtstagen zuschrieb. Wie der Gründonnerstag, sagte man, wird das Frühjahr; wie der Karfreitag, so der Sommer; wie der Karsamstag, so der Herbst. Die Rheinpfälzer glauben, daß am Karfreitag die ganze Vegetation ruht, da „batt" selbst ein Regen nichts, d. h. er wirkt nicht. Bei Landshut ackerte man früher am Karfreitag bei Dämmerung auf dem Felde, bis die Sonne aufging. Nach allgemein verbreiteter Meinung der ländlichen Bevölkerung hatte der Karfreitag auch besonderen Einfluß auf das Wohlbefinden von Menschen und Tieren.

Das wundert mich. Ist denn der Freitag nicht immer ein Unglückstag? fragte Walter.

Schon! Der Karfreitag erfuhr aber als Todestag Jesu eine besondere Heiligung. An dem Tage nämlich, an dem unser Heiland mit Nägeln ans Kreuz geschlagen wurde, sein Blut vergoß und vom Fieberdurste gequält mit einem Schwamme getränkt wurde, glaubte man sich gegen allerhand Übel und Leiden feien zu können, wenn man zur Ader ließ, kein Wasser trank, sich die Nägel schnitt oder Nägel in einen Baumstamm schlug u. s. w. (Das Einpflöcken der Krankheit war eine alte, deutsche Sitte). Mancher meint heute noch: Wenn er sich am Karfreitag die Nägel an Händen und Füßen schneidet, bekommt er kein Zahnweh, keine bösen Händ' und Füß', d. h. keine Hand- oder Fußkrankheit. Wer sich des Wassertrinkens enthält, leidet den ganzen Sommer über, auch in der heißen Erntezeit, keinen Durst (Algäu), oder bleibt das Jahr über von Sod- und Magenbrennen verschont (Rhön). Wer die Obstbäume beschneidet, erhält sie gesund und fruchtbar. Umgekehrt behauptet man in manchen Gegenden Schwabens und der Oberpfalz ꝛc., man dürfe am Karfreitag „aus Ehrung des Leidens Christi" Haare und Fingernägel nicht schneiden lassen. Diese Ansicht dürfte sogar die ältere sein. (74)

Gelt, bei uns sagt man, am Karfreitag darf man nicht ins Wirtshaus gehen? erinnerte Walter.

Nun, der Grundgedanke, „Enthaltsamkeit zu üben und den Tag

würdig zu feiern", ist jedenfalls gut. Fasten ist ja auch Enthaltsamkeit. Früher trieb man diese Tugend so weit, daß man am Karfreitag in vielen Häusern gar kein Feuer zum Kochen anmachte und, wenn möglich, den ganzen Tag nüchtern blieb. Mancherorts im grünen, durch seine Viehzucht und Milchwirtschaft berühmten Algäu schnitt man den Jungrindern am Karfreitag 3 † ins Haar, um sie vor dem Rauschbrand (Flug) zu bewahren. Anderwärts reichte man dem Haus- und Hofhund ein Butterbrot, auf dessen Butter 3 † mit dem Messer eingekratzt waren, um ihn vor Tollwut, Sucht oder Räude zu sichern. In der Oberpfalz (Neumarkter Gegend) rupfte man einst am Karfreitag vor Sonnenaufgang allem Hausgeflügel je drei Federn aus und trug sie in eine andere Gemeinde. So glaubte man das Federvieh vor Fuchs, Habicht ꝛc. zu sichern.

Das geht wohl darauf hinaus, versuchte Walter zu erklären, daß man dem Kreuzzeichen und der Zahl 3 an dem Tage, an dem Christus das Kreuz heiligte, eine besondere Wirkung zuschrieb?

Der Vater nickte und fuhr fort: Weit verbreitet ist ferner die Meinung, daß man am Todestage Christi kein Tierlein töten darf, nicht einmal eine Fliege. Achtet man nicht darauf, wird man im Sommer vom Ungeziefer geplagt. Solcher Vorbeugungs- und Vorsichtsmaßregeln ließen sich noch Hunderte aufzählen. Schließlich sei aber bloß an die auserlesene Kraft erinnert, welche das Volk allerorts den am Gründonnerstag oder Karfreitag gelegten Eiern zuschreibt. Der Gründonnerstag heißt im oberpfälzischen Schwarzachtal kurzweg der Oarpfinzta (Eierdonnerstag). Die Antlaßeier (von diesen Tagen) heilen Blasenleiden und Brüche, oder machen, daß man keinen Leibschaden bekommt, verleihen ledigen Leuten besondere Stärke, faulen nicht leicht ꝛc. Von diesen Eiern, deren man bei der Speisenweihe am Ostermorgen sicher nicht vergißt, muß daher in Niederbayern und in der Oberpfalz jedes Familienglied genießen. Die geweihten Schalen des Fruchtbarkeitssymbols werden in die Felder gesteckt, um Saatenglück anzuregen. (Vergl. Das Feldpalmen!) In der Oberpfalz (Rötz) hängt man ein Antlaßei in den Stall. Das läßt kein „Ungeding" zu. Es schützt die Kühe vor Blutmelken und die Pferde vor dem von Druden oder anderen bösen Geistern verursachten Zopfflechten.(75) Genug des Weltlichen jetzt! Kehren wir im Geiste im Gotteshause ein! Wie es da aussieht, könnt ihr mir selbst beschreiben.

Weißt du, was da immer den meisten Eindruck auf mich macht? meinte Gertrud. Das nächtliche Dunkel und die Totenstille! Die Kirche ist ganz in Trauer gehüllt, sieht aus, als ob sie völlig freudlos wäre. Fenster und Altäre sind mit schwarzen Tüchern verhängt. Aus dem nächtlichen Dunkel leuchtet nur hell das heilige Grab, das ringsum mit buntfarbigen, glänzenden Glaskugeln verziert und wie in einen Blumenhain gebettet ist. Wüßte man nicht, daß die zwei römischen Krieger, welche davor Wache halten, auf Blech gemalt sind, man könnte sie fürchten, so finster schauen sie darein.

Recht! Eine zweite preiswürdigere Ehrenwache hat das heilige Grab aber in den Betern und Beterinnen, welche regelmäßig zum Stundengebet oder zu den Betstunden erscheinen. Vergeßt auch das Herrgottküssen an diesem Tage nicht!

Ei, du meinst das Herrgottabbusseln, wenn die Leute nachmittags zum Besuch des heiligen Grabes gehen! Ja, da verweilt alt und jung zuerst einige Minuten andächtig vor diesem, dann kniet man sich vor dem Kruzifixe nieder, das auf den Boden vor dem Hochaltare niedergelegt ist und küßt den Mund und die Wundmale des gekreuzigten Erlösers. Da richte ich es immer so ein, daß ich zur Trauermette nachmittags recht komme. Weißt, mir gefallen die Lamentationen, diese rührenden Klagelieder des Propheten Jeremias, so gut, und dann ist auch das allmähliche Auslöschen der Lichter auf dem zackigen schwarzen Holzleuchter so interessant.

Sag, was sollen denn eigentlich die brennenden Kerzen, von denen immer eine nach der andern nach jedem Psalme ausgelöscht wird, bedeuten? fragte Gertrud. Und warum löscht man denn die oberste davon nicht schließlich auch aus?

Die oberste versinnbildlicht eben den Heiland; die übrigen, die rechts und links emporlaufen, bedeuten die Apostel und Jünger, von denen bekanntlich einer um den anderen den Erlöser in seiner größten Not verließ. Das mißtönige Geräusch mit der Holzratsche am Ende der Trauermette, das immer — gesteht es nur! — eure Aufmerksamkeit in besonderem Maße erregt hat, soll die Störung der Natur beim Tode Jesu darstellen. (76)

Die große Holzratsche auf dem Kirchturme aber, fiel Walter darein, dient nur dazu, die Tageszeiten und die kirchlichen Andachten an den beiden Haupttrauertagen anzuzeigen. Als ich vor sechs Jahren

beim Onkel in Niederbayern in den Osterferien war, habe ich selber versucht, sie in Bewegung zu setzen. Da war sie auf dem Friedhofe. Die geht aber schwer!

Nun jetzt würde sie dir wohl keine Anstrengung mehr machen, scherzte Gertrud.

Weil man den Schall der großen Ratsche verhältnismäßig nicht weit hört, laufen außerdem, erzählte Walter weiter, Ministranten mit Holzklappern in den Hauptstraßen des Dorfes auf und ab, um die Zeit des Kirchenbesuches anzukünden. Vor jedem Haus wird eigens geratscht. Gewöhnlich werden die Meßbuben von einer Schar freiwilliger Gehilfen, denen der Vater oder Knecht eine Klapper mit 2—5 Hämmerchen gemacht hat, begleitet.

Sollte mich wundern, wenn du nicht auch mitgetan hättest! sagte der Vater.

Walter lächelte zustimmend.

Ja, der Brauch war früher in katholischen Dörfern Süd- und Nordbayerns, der Pfalz, Badens, Tirols, Steiermarks allgemein verbreitet, ergänzte der Vater. Die Ratscherbuben rufen beim ersten und letzten Umratschen mancherorts einen Spruch. So z. B. im Schwarzachtal in der Oberpfalz zum Anfang:

„Wir ratschen, wir ratschen den englischen Gruß,
den jeder katholische Christ beten muß."

Zum Schluß:

„Wir ratschen, wir ratschen das Gebet des Herrn
um die Eier."

Fast denselben Spruch sagen die Ratschenbuben in Steiermark: „Wir ratschen, wir ratschen den englischen Gruß, daß a jeder Christ weiß, was er beten muß." Ihren Gang machen sie gewöhnlich um 9 Uhr vormittags, 12 Uhr mittags und 7 Uhr abends.

Sehr oft hört man auch noch den Zusatz:

„Fallt nieder, fallt nieder auf eure Knie
und betet fünf Vaterunser und Ave Marie!"

In Ranschbach (bei Landau) in der Pfalz rufen die Buben, wenn sie mit den „Rätschen" am Gründonnerstag frühmorgens die Dorfstraßen durchziehen:

„Steht auf, ihr Leut,
's isch Betenszeit!
Der Tag fängt an zu bleichen
für die Armen wie für die Reichen.
Betglock!" (77)

Die badischen Ministranten oder Rätschbuben haben so viel Latein im Leibe, daß sie in den Orten, wo das Kerren noch gebräuchlich ist, beim englischen Gruß morgens 5 Uhr in der Kirchensprache singen:

Ave Maria, ave Maria, avo, ave, ave, ave, ave Maria,
gratia plena, Dominus tecum.

Am Karfreitag abends oder spätestens am Karsamstag vormittags sammeln die Ministranten mit einem Korb den Lohn für ihre außerordentliche Arbeit ein: gefärbte Eier, die sie gleichmäßig verteilen. Arme Kinder machen sich diese Gelegenheit auch oft nutzbar und treten als Eierbettler auf. Früher sollen sich auch, wie uns die Chronik von Mittenwald a. Isar mitteilt, die Rompilger solcher Holzklappern bedient haben. Wenn sie durch die Orte zogen, gaben sie vor jedem ansehnlichen Hause ihr Zeichen und sangen zum gleichmäßigen Taktschlage:

„Gib, gebt!
Für den Himmel gebt.
Wer nicht gibt, gebt
in der Hölle bebt.
Gib, gebt!" (79)

In Bamberg sangen früher die „Siechenklatscher", arme Leute, welche vor den Häusern bettelten, einen ähnlichen Spruch:

„Gib, gebt, weil ihr lebt!
Wenn ihr nimmer lebt,
könnt ihr nimmer sagen: Gib, gebt!"

Das Wort „Karfreitagratsche" hat im altbayerischen Volksmunde auch eine Bedeutung im übertragenen Sinne gewonnen.

Gertrud, horch, das dürfte für dich sehr interessant sein! neckte Walter.

O du! sagte die Schwester halb vorwurfsvoll, halb verächtlich. Ich weiß schon, wen der Ausdruck angeht: Geschwätzige Weiber, die gern auf der Straße stehen und ratschen, andere Leute ausrichten und den stillen Dorffrieden stören. Das paßt aber sicher nicht auf mich!

War jedenfalls auch nicht so schlimm gemeint, beschwichtigte der Vater. An dem Tage soll man in der Kirche ja nicht plaudern. In der Erdinger Gegend nennt man jene Person, die zuletzt aufsteht, Karfreitagratsche. Laßt euch nun weiter erzählen! Früher wurden am Karfreitag oder an einem anderen Kartage in vielen Orten Bayerns dramatische Vorstellungen des Leidens Christi — ähnlich dem Passionsspiele in Oberammergau — aufgeführt. Solche Leidensspiele

waren namentlich im Hochgebirge sehr beliebt (Oberstaufen, Immenstadt, Sonthofen, Oberstdorf, Mittenwald &c. hatten solche Spiele) und sie erhielten sich dort bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Nach dem Berichte von Augen- und Ohrenzeugen aus jener Zeit bildeten diese Aufführungen mit ihrem teils hochdeutschen, teils mundartlichen Texte und den mannigfachen örtlichen Anspielungen und Beziehungen eine Quelle des Genusses und andächtiger Erhebung.

Weißt du, was auf mich immer am Karfreitag einen sehr tiefen Eindruck macht: die herrliche Grabmusik nach der Grabpredigt abends! Ist es nicht wirklich herzergreifend, wenn durch die feierliche Totenstille der nächtlichen Kirche die sanften Töne von Haydns Werke „Die sieben letzten Worte" klingen? erklärte Walter.

Junge, mit dem Urteil sind wir alle einverstanden!

Es gab unwillkürlich eine Pause weihevollen Gedenkens.

Endlich fuhr der Vater zu erzählen weiter.

Der Karsamstag

bringt schon vor dem Frühgottesdienst zwei wichtige Zeremonien, woran sich die katholische Landjugend gern beteiligt.

Ich weiß, was du meinst: die Feuer- oder Scheiter- und die Taufwasserweihe, bemerkte Walter. Als ich vor etlichen Jahren beim Onkel in den Osterferien weilte, habe ich ja selbst dabei mitgetan.

Nun, so erzähl!

Ei, das ist sehr einfach! Du weißt es ja selbst. Jeder Bauer im Dorf schickt zum Judasbrennen durch seinen Buben — ein Stück Holz, oft noch den Stiel des Palmbüschels vom Vorjahre. Die Scheiter und Prügel werden vor der Kirchentüre zu einem Haufen aufgeschichtet. Nachdem alle Lichter in der Kirche, auch das ewige Licht, ausgelöscht worden sind, schlägt der Priester aus einem Stein „neues, reines Feuer". Dieses wird gesegnet und mit ihm werden der Scheiterhaufen und die Lichter des Gotteshauses entzündet. Nach der Weihe nimmt sich jeder Teilnehmer dann sein angekohltes Scheit und trägt es nach Hause.

Du hast vorhin die Scheiterweihe „das Judasbrennen" genannt, sprach der Vater. Diesen Namen hatte sie einmal in ganz Süddeutschland. In Altbayern und in der Pfalz heißt man die Feuerweihe heute noch den Judas brennen oder verbrennen. Früher wurde mancherorts eine wirkliche Holzfigur, der Judas, in das Feuer geworfen. In der

Rheinpfalz bringen die Buben zum Karsamstagsfeuer die alten Pfähle aus den Weingärten, die sogen. Wingertsstiefel, im Badischen Eichenpfähle oder Eichenscheite, also Holz vom einstigen Donarbaume. An diesem Morgen vergißt auch keine katholische Familie, vom neugesegneten Weihwasser (Ostertauf) ein Fläschlein wohl mit nach Hause zu nehmen. Habt ihr auch etwas Kohlen vom heiligen Feuer zusammengerafft und heimgetragen?

Jawohl! Die Tante schürte damit dann den kalten Hausherd an.

Siehst du! So sucht man nach altem Volksglauben die Feuerstätte des Hauses und die Speisen zu feien. Mancherorts werden auch etwas zerriebene Kohlen ins Viehfutter getan. Vom angekohlten Holz werden kleine Stückchen an verschiedene Orte des Hauses gesteckt, um dies vor Blitz und Feuergefahr zu schützen, außerdem werden aus dem geweihten Scheit kleine Kreuzchen geschnitzt, die beim „Feldpalmen", worüber wir später einmal sprechen wollen, zur Verwendung kommen.*) Mit dem Neufeuer (novus ignis de lapide excussus) und dem Neutauf anläßlich des Osterfestes trug die christliche Kirche jedenfalls altgermanischen Lenzbräuchen Rechnung und gestaltete sie nur in ihrem Sinne um. Denn daß Feuer und Licht und das von Eisesfesseln befreite Wasser bei dem

*) Für den Brauch des Judasverbrennens dürfte ein uraltes Kirchenlied dessen Weise schon im 14. Jahrhundert weite Verbreitung hatte, einige Aufklärung bringen. Der Gesang begann:

„Laus tibi, Christe, qui pateris
in cruce pendens pro miseris."

Die letzte Strophe lautete:

„O tu miser Judas, quid fecisti,
quod tu nostrum Dominum tradisti?
Ideo in inferno cruciaberis,
Lucifero cum socius sociaberis."

„O du armer Judas, was hast du getan,
daß du unsern Herrn also verraten hast?
Deshalb mußt du leiden höllische Pein,
Luzifers Geselle mußt du sein!"

Nach der Volksmeinung stand demnach fest, daß Judas bei dem Satan im höllischen Feuer brennen müsse. Die frommen Gemüter der Christen lebten sich damals zu Ostern in einen ganzen Ingrimm auf den bösen Erzschelmen Judas hinein. Luther erzählt in seinem Sermon von der Betrachtung des heiligen Leidens Christi 1519: Zum ersten bedenken etliche das Leiden Christi also, daß sie über die Juden zornig werden, singen und schelten über den armen Judas. — In Köln verbrannten die Kinder in der Karwoche eine Strohpuppe, Judas genannt. Mit dem Brauche hängt wohl die volkstümliche Redensart zusammen: „Der Jud muß verbrannt werden." Merkwürdig ist nun das Folgende, daß beim sogen. Todaustreiben um Mittefasten, dem bekannten Frühlingsumzuge, der älter ist als das

Frühlingsfeste unserer Altvordern eine bedeutende Rolle spielten, darf als zweifellos angenommen werden. Doch bleiben wir nach diesem kleinen Abstecher in die Heidenzeit in der christlichen Gegenwart. Wie ihr selber wißt, erklingen beim Gloria während des Karsamstagamtes zum erstenmal wieder feierlich und hell die Kirchenglocken.

Freilich, die Fasten werden ausgeläutet, versetzte Gertrud.

Richtig! So sagt der Volksmund bei uns und knüpft daran die kirchlich nicht approbierte Meinung: Wer krank oder schwach im Magen ist, darf jetzt schon wieder Fleisch genießen. Mit dem volltönigen Karsamstag-Glorialäuten hängt aber auch allerhand wunderlicher, ergötzlicher Aberglauben zusammen: Auf manchen Bauernhöfen Niederbayerns und des Algäu z. B. rannten die Stallmägde beim ersten Glockenklang sogleich in den Obstgarten beim Hause hinaus, um eine Schürze voll Gras zu rupfen; denn dann gibt das Futter das ganze Jahr über recht aus und das Vieh bleibt gesund und gedeiht. Fürsorgliche Hausväter umbinden und schütteln die Obstbäume. Um ihre Schönheit besorgte Dirnen aber waren darauf bedacht, während des Läutens schnell zu einem Brunnen mit laufendem Wasser oder zum Ortsbache zu kommen, um sich zu waschen. Nach dem Volksglauben steht nämlich bis zum Gloria der Heiland im Wasser. Alles Wasser ist jetzt besonders geheiligt; es vertreibt Sommersprossen, heilt Ausschläge, macht anmutig —.

Hörst du, Gertrud? neckte Walter.

Bitte, mit deiner Schönheit kann man's aufnehmen! erwiderte sie schnippisch.

Judasverbrennen, bei dem oft eine Strohpuppe verbrannt ward, mancherorts gesungen wurde:

„Nun treiben wir den Tod hinaus,
dem (oder den) alten Juden
(oder den alten Weibern, aus denen gewöhnlich die Hexen wurden)
in das Haus.

Hier darf wohl mit Recht vermutet werden, daß die ursprüngliche Sommertagfeier um die Osterzeit Züge des späteren Judasbrennens annahm. Waren doch Ähnlichkeitspunkte genug da, die ein Ineinanderschmelzen sehr erleichterten! — Der christliche Brauch, am Vorabend des Osterfestes neues Feuer durch Schlagen aus einem Steine hervorzulocken und zu weihen, soll zur Zeit des hl. Bonifatius in Deutschland aufgekommen und dann von der ganzen katholischen Kirche aufgenommen worden sein. Bereits im 9. Jahrhundert war die Austeilung des geweihten Feuers an das Volk üblich. (⁷⁰)

Der Vater gebot lächelnd Frieden und berichtete weiters: Karsamstagaberglaube ist nicht bloß beim weiblichen Geschlechte zu finden. In der Oberpfalz (Waldmünchener Gegend) goß z. B. der Hausvater während des Fastenausläutens einen Becher Wasser aufs Dach in der Überzeugung, daß dann das Haus nicht abbrenne, selbst wenn Feuer darin auskäme."

Da weiß ich aus meinem damaligen Osterferienaufenthalte beim Onkel auch etwas, versetzte Walter.

Also ein niederbayerisches Stückl! Nur heraus damit! ermunterte der Vater.

Der alte Knecht Valentin beim Onkel schlug während des Fastenausläutens mit wuchtigen Schlägen einen zugespitzten Pflock inmitten des Hofes ein — wähnend: So weit der Schall dringt, sei alles den Hühnern gefährliche Raubzeug, wie Fuchs, Marder und Habicht nun für ein Jahr vom Bauernhofe verbannt. Denn beim Fastenausläuten ist jeder Schall geweiht.

Gern bestätige ich dir diesen Bericht. Du hast Aug und Ohr wacker offen gehalten. Ein ganz ähnlicher Brauch, wie der vorerwähnte, war in manchen Gegenden der Oberpfalz schon am Karfreitag oder Faschingsdienstag in Übung. Vor Sonnenaufgang wanderte der Bauer auf seine Felder hinaus und trieb mit dröhnenden Schlägen Pflöcke am Rain seiner Äcker ein. „So weit der Hall der Hacke geht," glaubte er, „so weit können Maus und Maulwurf nicht zu."

Ein Heidenlärm und eine Heidenanschauung ursprünglich, nicht wahr? betonte Gertrud.

Sicherlich! Denselben Erfolg mit einem weniger geräuschvollen, aber sehr charakteristischen Mittel suchte man im Algäu zu erzielen. Dort lief man während der Auferstehungsfeier mit einem Besen, den man rittlings nach sich herzog, um den Hof herum und glaubte so, das Haus vor Mäusen und Ratten zu bewahren.

Gertrud mußte herzlich lachen und meinte dann: Nun, der Besen als Reinhaltungsmittel — das ist mir begreiflich.

Ei, sagte der Vater, denk auch an den Besen als Reittier in gewissen Nächten! Und merkwürdig ist dann auch das Umkreisen oder Einzirkeln des Hauses!

Will sich in dem Brauche nicht gar etwas vom alten Hexenglauben widerspiegeln? forschte Walter.

Eine Gegenfrage als Antwort, erwiderte der Vater. Weißt du nicht, daß man den Hexen und anderen bösen Geistern zudichtete, sie könnten Ungeziefer in die Häuser und Felder zaubern ꝛc. Ist es also nicht wohlüberlegt, daß man die Unholdinnen „auf ihre schelmische Weise“ abwehren wollte, indem man eben, um eine altbekannte Redensart zu gebrauchen, „den Teufel mit Belzebub auszutreiben“ suchte? Über die Hexen wollen wir uns aber gelegentlich der Walburgisnacht später einmal ausführlicher unterhalten. Hier möge nur nochmals der kurze Hinweis genügen, daß unsere christliche Hochgezit der Ostern jedenfalls an die Stelle eines altgermanischen Frühlingsfestes getreten ist, bei dem die Auferstehung der Natur zu neuem Leben und neuem Segen feierlich begrüßt wurde. Da fand der christliche Auferstehungsgedanke also reiche Anknüpfungspunkte. Und wenn bei der Auferstehungsfeier am Karsamstag abends dreimal das: „Christ ist erstanden! Alleluja!“ ertönt, immer um einen Ton höher und immer heller und freudiger gesungen, und wenn dann die Orgel in vollen Akkorden einsetzt, dann ist es jedenfalls natürlich, wenn in dem Christenjubel über die Erlösung der Menschheit auch leise Frühlingsfreude mitklingt.

Osterfreude.

Mir ist's, als knistere um Ostern überall in der Natur ein geheimnisvolles Regen, Weben und Leben; als zaubere das goldene Blut vom Sonnenherzen am Himmel auch in die Adern frische Kraft. Und doch sind es die alten Wunder des Frühlings und der Auferstehung! Das Eis ist aufgetaut; die Singvögel sind gekommen, bauen ihre Nester und zwitschern ihre Grüße; Vater Gyri, der Langbein, steht wieder am Bache; die Erde keimt und sproßt; die Bäume stehen nicht mehr wie nüchterne umgekehrte Besen da. Sie schlagen aus wie sie es seit Jahrtausenden getan haben. Es ist das alte Lied und doch bewegt es immer aufs neue, alle Jahre aufs neue, jedes Menschenherz und jedes Menschengeschlecht aufs neue, wie es dies schon seit Jahrtausenden getan hat! . . .

Unsere Altvordern stiegen am Ostermorgen vor Dämmerung freudig auf die Höhen und begrüßten mit Jubel die aufgehende

Sonne, die Licht- und Segensbringerin. Das Glück und die Seligkeit im Herzen war so groß und übermächtig, daß man einen Teil hievon auf die Sonne übertrug und von ihr behauptete, sie hüpfe am Ostermorgen beim Aufgehen dreimal vor Freude, — wie die christliche Sage später behauptete, aus Freude über die Auferstehung des Herrn, der durch seinen Erlösungstod selbst zur Ostersonne der Menschheit geworden. Man zündete auf freien Berggipfeln große Holzstöße an; aber auch auf den Deichen der Weser- und Elbemarschen (Dämmen gegen das Meer) ließ man überall mächtige Feuer auflodern und steckte brennende Teertonnen auf hohe Stangen. ([79])

Diese „Osterfeuer" leuchteten weit hinein in die Nacht und in die Täler und waren Boten und Sinnbilder der Freude, „die über die Einkehr der licht- und lebenbringenden Tage in aller Herzen glühte".

In der Osternacht blieb von Alten und Jungen wach, wer nur konnte. Man sang dem Morgen entgegen, sprang und tanzte um die Osterfeuer, warf Blumen und Heilkräuter in dieselben, um dadurch die Gesundheit zu sichern und Fruchtbarkeit im kommenden Sommer zu erzielen. Man braute heilsame Getränke am Osterfeuer und verzehrte die mitgebrachten Osterfladen.

Heute noch werden in der Altmark, im Braunschweigischen, Hannoverschen, in den Harzlanden und in Oberhessen vor den Dörfern Osterfeuer als Zeichen der Festesfreude angezündet. Von einem günstigen Aussichtspunkte im Harz können leicht an 100 solcher Feuer beobachtet werden. In Holstein werden brennende Strohbündel am Vorabend des Osterfestes auf die Viehweiden gesteckt. Dieses „Ostermaanlüchten" soll die bösen Geister vertreiben. In der Braunschweiger Gegend hießen die Osterfeuer einmal „der Bockshorn". Der volkskundliche Forscher Rich. Andree knüpft an diese Mitteilung die Folgerung:([80]) Die bekannte Redensart: „Jemand ins Bockshorn jagen" dürfte damit zusammenhängen, daß früher Bursche und Mädchen durch die Osterfeuer gejagt wurden. Am Harz wurde früher in das Osterfeuer ein Bockshorn geworfen. Der Bock war ein Opfertier der Germanen in der Sommerzeit. Vom Osterfeuer nahm dann jeder Hausvater ein brennendes Scheit und sprang, dasselbe schwingend, herum. So glaubte er die Felder vor Ungeziefer zu schützen. Auch wurde das Vieh durch das Feuer getrieben, um es vor Seuchen zu bewahren.

Daß auch in Bayern die Osterfeuer nicht ganz unbekannt sind, davon können wir uns auf einer Wanderung durch die Gaue des oberen Wörnitz- und Altmühltales überzeugen. Am Ostermontag nach dem Abendläuten zünden da die Buben auf den umliegenden Höhen Feuer an, wozu sie seit Neujahr alle alten, gebrauchten Kehrbesen, diese Lieblingsreitpferde der Hexen, ferner alte Zaunstücke, Wagenleuchsen, Brettertrümmer, strohene Brotwännlein, Holzscheite und Reisigwellen ꝛc. von den Familien im Dorfe (mit dem Heischeruf: Beisteuer zu den Osterfeuern!) gesammelt haben. 50—60 große Osterlichter flammen auf den Hügeln der Umgebung auf. Und dort gilt noch der Spruch: Wer recht viele Osterfeuer zählen kann, bleibt das ganze Jahr hindurch gesund; wer gar keines sieht, stirbt bald. Kranke und Gebrechliche, die ans Stüblein gefesselt sind, humpeln ans Fenster, um einen Blick zu den heilbringenden, segensvollen Feuern hinaufzuwerfen. Die Dorfbewohner spazieren vor den Häusern auf und ab, die Mädchen singen Lieder. Von den Höhen ertönt Jauchzen. Die Buben schwingen brennende Besen, daß sie Funken stieben und laufen den Hügelrücken entlang oder den Hang hinab. Nach etwa einer Stunde nimmt die Festesfreude ihr Ende. ([81]) (Vergl. Walburgisnacht und Sonnwendfeuer!)

Vor Jahrhunderten dauerte der Jubel bis in den Morgen hinein. Da nahmen auch die Frauen und Männer an dem Feste Anteil. Waren die Osterfeuer niedergebrannt, so stieg man durch den taufrischen Wald hinab zu den sonnenflirrenden Fluren und durchwanderte dieselben in langem, geschlossenem Zuge, heilwünschend und segenerflehend. Bei diesen Flurgängen wurden gemeinsame Gesänge angestimmt und es wurde Asche von den Feuern in die Felder gestreut, um denselben Fruchtbarkeit zu sichern. In Neunkirchen bei Erlangen ziehen noch heute in der Osternacht Mädchen herum und singen fromme Lieder. Da blieb also von den allgemeinen Flurumzügen nur das Ostersingen übrig. Ähnlich ist's im Brandenburgischen (bei Motzen). Da schreiten am Ostersonntag nachmittags nach der Predigt die Dorfjungfrauen in langem Zuge paarweise um die Saatfelder und singen Osterlieder. Die Ortsbursche läuten derweil mit den Kirchenglocken, so stark sie können. Glockenklang scheuen die bösen Geister.

„Das Christentum hat die aus dem ältesten Germanentum stammenden Flurgänge, welche die Abwendung von Mißwachs und

die Erzielung guter Ernte bezweckten, unter seine Obhut und Weiterpflege genommen und mit christlichem Geiste erfüllt; so leben sie fort in den Feld-Umgängen oder Bittgängen", sagt Dr. Karl Reiser in seinem Werke „Sitten und Gebräuche des Algäus". Hierher gehört auch der uralte Brauch des Osterreitens, das sich am längsten an der schlesischen Grenze, in der Lausitz erhielt. Am Ostersonntag bei Dämmerung oder nach der Nachmittagsandacht versammeln sich hoch zu Roß die Bursche des Dorfes, die sogen. Saatreiter, bei der Kirche. Unter Musik und Gesang ziehen sie dann durch die Straßen des Ortes hinaus ins Feld. Auf ihrem Umzuge werden sie von den Bäuerinnen mit Kuchen, Bier und Schnaps bewirtet. Anderwärts reiten die Bursche am Ostermontag dreimal um Dorf und Kirche. Berühmt war im Chiemgau einmal der Osterritt zu Wimpassing bei Tengling (Waginger See). Er fand vor Jahrhunderten in der Morgendämmerung mit Pech- und Kienfackeln statt. 1785 wurde der Brauch durch den Fürstbischof Hieronymus von Salzburg als „unzeitgemäß und kulturstörend" abgeschafft. Er lebte aber später wieder auf. Der Ritt bewegt sich von der Kirche zu Taching aus, es werden die vier Evangelien im Freien gelesen, die Felder gesegnet. Schließlich findet der Umritt um das Kirchlein St. Koloman, das eine Statue des hl. Leonhard birgt, statt, wobei die Pferde gesegnet werden.

Gleich nach Ostern, sagt eine alte Volksregel im bayerischen Walde, darf man ohne Schaden für die Gesundheit mit dem Barfußlaufen beginnen, denn dann ist die Erde geweiht.

Beim Auferstehungsfeste der Natur spielte selbstverständlich auch das von Fesseln befreite Wasser eine bedeutsame Rolle. Germanische Frauen und Jungfrauen wallten am Ostermorgen in aller Frühe, so lange sich die Sterne in der reinen Flut spiegelten, zu den fließenden Gewässern hinaus und wuschen sich stillschweigend Antlitz und Hände. Auch schöpften sie noch bei Dämmerung „Osterwasser" und trugen es behutsam nach Hause. Es galt als heilsam, befruchtend und segenbringend; überdies verlieh es Anmut und Jungendfrische. (Ostertau.) Im Bayreuthischen schmückt die weibliche Jugend am Ostermorgen die Brunnen mit Kränzen, Moos und Blumen. Die katholische Kirche, die altererbter Sitte soweit tunlich Rechnung trug, segnet am Vorabend des Osterfestes das Tauf- und Weihwasser; die griechische Kirche weiht zu Ostern alles Wasser. Im Thüringischen besprengt man mit

dem Osterweihwasser das Samengetreide vor dem Säen. Mancherorts tränkt man am Ostermorgen das Vieh mit eigens aus dem Bache geholtem Osterwasser. Um Gotha reiten die Bursche am Osterabend die Pferde ins Wasser. Wie sich altgermanische Vorstellungen bis in die Gegenwart treu erhalten haben, zeigt folgendes Beispiel: (82) „In Tauchersreut, einem Dörflein, drei Stunden nördlich von Nürnberg, in ziemlich entlegener Gegend auf einer Vorhöhe des fränkischen Jura gehen heute noch alljährlich am frühen Ostermorgen „vor Dämmerung die Bewohner talwärts zu einem Bache über den der Kirchenweg führt, also alle Taufen, Hochzeiten und Leichen ziehen, um hier einen Krug voll Wasser zu schöpfen". Schweigend muß das geschehen; unangesprochen muß man auf dem Wege bleiben. Nach der Heimkehr wäscht sich jedes Familienglied rasch mit dem heilsamen und reinigenden Osterbrunn. Hierauf eilen die Bewohner zu einem nahen Hügel und entzünden mit Reisigbündeln und Holzscheiten ein Osterfeuer. „Indes der Brand glüht, pilgert die ganze Gemeinde, fromme Lieder singend, durch die Fluren um das Dorf. Soweit der Rauch zieht und der Gesang tönt, kann Blitz und Hagelschlag, Mißwachs und Unheil nicht schaden. Vom niedergebrannten Feuer nimmt jeder Hausvater ein Häufchen Asche und etliche Stücke Kohlen mit und mischt sie unter Futter und Trank der Tiere. Bis die helle Morgensonne erwacht, liegt das Dörfchen wieder in friedlicher Stille."

Ein sehr beliebtes und weitverbreitetes **Osterspiel** war einmal „das Todaustreiben", das sich in manchen Gegenden Deutschlands bis tief ins 19. Jahrhundert erhielt. Aus Stroh wurde von der Jugend eine lebensgroße, den Winter darstellende Puppe gemacht. Diese trug man unter Gesang, nachdem man sie geprügelt hatte, durch das Dorf zum Ortsbache oder Flusse, wo man sie ins Wasser warf. Das Lied, das hiebei gesungen wurde, hatte etwa folgenden Inhalt:

„Jetzt treiben wir den Tod hinaus,
den alten Weibern in das Haus,
und bringen uns den Sommer 'rein,
den schönen Mädchen Blumen und Mai'n.

Sommerrad, Sommerrad,
Blümlein rot und grüne Saat,
des wollen wir uns freu'n!"

Im Thüringischen sang man:

„Wir alle, wir alle kommen 'raus,
und tragen heute den Tod hinaus.
Komm, Frühling, wieder mit ins Dorf,
willkommen lieber Frühling!" (83)

Der Sommer oder Frühling, den die Todaustreiber statt des Winters ins Dorf brachten, ward durch ein blühendes, blumengeschmücktes Mädchen dargestellt, die jüngste Braut im Orte, welche oft noch einen Maien trug. Sie wurde unter Gesang durch die Straßen geleitet und von der Bevölkerung als Sinnbild des frischen Lebens in der Natur und der bräutlichen, prangenden Erde (vgl. Maibraut) jauchzend begrüßt. In Eisenach (Georgenvorstadt) wurde das Todaustragen „Sommergewinn" genannt. — Unverkennbar haben wir in dieser Feier die gleiche symbolische Darstellung von Sommer und Winter vor uns, wie im Sommertagfeste. Für die Richtigkeit dieser Vermutung spricht der Umstand, daß in Gegenden mit milderem Klima und früherer Vegetation „das Todaustreiben" schon am Sonntag Lätare, dem sogen. Sommertag (d. i. drei Wochen vor Ostern) stattfand. Um diese Zeit ist nämlich die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche.

Um der übermächtigen Osterfreude auch in der Kirche den unzweideutigsten Ausdruck zu geben, war es im Mittelalter beim Osterfestgottesdienste Gepflogenheit, daß der Prediger von der Kanzel herab ein heiteres „Ostermärlein" erzählte. Dadurch sollten die Zuhörer nach der ernsten Buß- und Fastenzeit wieder fröhlich gestimmt und zu unschuldigem Lachen („Ostergelächter", Risus paschalis) angeregt werden. Welcher Art die österlichen Schnurren oder Schwänke waren, davon hier ein Beispiel von einem geistlichen Herrn, der (nach C. Schenkling) folgendes im Jahre 1399 von der Kanzel sprach:

> „Nun, liebe Leutlein, muß ich mich noch nach der Gewohnheit richten und Euch zur Lust ein Ostermärlein erzählen. Da mir aber nicht sogleich eines einfallen will, so beachtet dies: Welcher Mann Herr über seine Frau ist, der hebe jetzo beide Arme hoch und rufe: Juch! Da sich nichts regte, streckte der Geistliche seine Arme in die Höhe und rief: Juch! Ein allgemeines Gelächter erscholl und man ging vergnügt von dannen."

Am Ostermorgen werden in katholischen Gegenden die Speisen geweiht. Da läßt jede fromme Hausmutter ein linnenausgeschlagenes Körbchen mit Osterspeisen in die Kirche tragen. Zu den üblichen Weihespeisen gehören: ein Stück vom gestichelten oder geprickelten Osterfladen,([84]) das sinnbildliche Osterlämmchen, ein Stück Schinken

oder Rauchfleisch, mehrere Ostereier, Salz und Kren. Nach dem Gottesdienste erhält jedes Familienglied ein geweihtes Ei, ein Stücklein Brot, Fleisch u. s. w. Im einsamen Hochgebirgstale Jachenau wurde früher ein mit Buchszweigen geschmückter Opferwidder, dem die Hörner vergoldet worden waren, geweiht und hernach von den Gemeindemitgliedern gemeinsam verzehrt. Ob nicht aus solch' gemeinsamem Weihemahl der heutige Brauch der Speisenweihe jeder einzelnen Haushaltung hervorgegangen ist?

Nun dürfte euch vielleicht interessieren,

Wie der Osterhas zum Osterei gekommen ist.

Ja, das hat mir auch schon mancherlei Kopfzerbrechen gemacht, sagte Gertrud. Für gewöhnlich pflegt doch der Hase keine Eier zu legen! Dem Osterhasen scheint dies Geschäft aber merkwürdigerweise keine besonderen Schwierigkeiten zu bereiten. Wie läßt sich das erklären?

Ich glaube so, versetzte der Vater: Zu Ostern, unserm christlichen Auferstehungsfeste, lebt auch die Natur neu auf. Schon unsere germanischen Vorfahren freuten sich an diesem Wiedererwachen der Natur und feierten zu Ehren des Frühlings und der aufsteigenden Sonne ein großes, fröhliches Fest. Der Hase nun, damit wir wieder auf ihn und aufs Ei kommen, war wegen seiner außerordentlichen Vermehrung schon immer ein berühmtes Tier. Kaum sprossen nämlich die ersten, frischen Grashälmchen hervor und kaum können sich die Hasen auf saftigem Rasen vergnüglich tummeln, so wird auch schon bald darauf die Hasenfamilie durch ein Paar drollige Kinderlein beglückt. Das wiederholt sich dann im Laufe weniger Monate drei- bis viermal.

Der Has zieht selbander im Frühjahr ins Glück
und kehrt dann im Herbste zu fünfzehn zurück.

Oder:

Aus einem wackern Hasenpaar
wird sommersüber eine Schar.

Das Ei endlich ist seit alters ein Sinnbild der Fruchtbarkeit und des schlummernden Lebens im Keime. Es ist wie das Samenkorn „aller Entwicklung Anfang". Siebenerlei oder gar neunerlei Kräfte sollen nach dem Volksglauben im Ei liegen. Im Lenz aßen früher Männer, ehe sie an die Feldarbeit schritten, Eier und steckten die Schalen

ins Feld, um auf diese Weise sinnbildlich anzudeuten, die Erde möge fruchtbar sein. Beachten wir ferners: Die besten Eiermonate sind März und April, die Zeit, in welche der Frühlingsbeginn und das Osterfest fällt. Alte Bauernweisheit sagt: Wenn es Schnee gibt, setzen die Hennen mit dem Legen aus. Sobald er weggeht, fangen sie wieder mit dem Legen an.

Es liegt also ein feiner, Sinn und ein köstlicher Humor darin, daß der Volksgeist einst „Hase und Ei", die beiden Sinnbilder außerordentlicher, jugendlicher Vermehrungs- und Lebenskraft in der Natur, zu einer scherzhaften Idee vereinigt hat und daß man sich noch heute „Osterhaseneier" beim und zum Frühlingsbeginne spendet. Die Paten beschenken die Patenkinder, die Mädchen die Bursche. In Altbayern, Steiermark ꝛc. ist das Eierholen durch die Bursche geradezu ein Rechtsbrauch, den diese gewöhnlich in der Nacht vom Montag zum Dienstag ausüben. Bei ihnen stehen die roten Eier in besonderen Ehren; denn die rote Farbe ist ja ein Zeichen der Zuneigung. Wer seinen Eiern eine auserlesene Bedeutung verleihen will, versieht sie mit einer gereimten Widmung. Diese wird mit Scheidewasser, das hier aber zwei junge Leute nicht scheiden, sondern inniger binden soll, in die Farbe geschrieben und kann beispielsweise lauten:

„Nimm hin dies kleine Osterei
und denk, das beste ist dabei:
Ein Herz voll Lieb und Redlichkeit,
das treu verbleibt in Ewigkeit!"

oder:

„Wenn auch dies schwache Ei zerbricht,
doch unsre Liebe wanket nicht;
sie dauert fort all' Tag und Stund
bis zu unserm heiligen Ehebund." (85)

In manchen Gegenden Altbayerns (z. B. in der Hollertau, im Rottal) haben die Hausmägde, namentlich jene, welche das Geflügel füttern, an den letzten drei Kartagen das Recht, die Eier den Hennen auszunehmen und für sich zu verwenden. In einem großen Hofe kann da eine Magd schon 40—50 Eier erwischen. Sie läßt diese dann von der Bäuerin in kochenden Zwiebelschalen färben und verehrt sie ihrem Bräutigam. In der Geiselhöringer Gegend (Niederbayern) gehören die Eier vom Ostersonntag der Oberdirn, die Ostermontagseier der Underdirn und die Osterdienstagseier der Haus- oder DrittELdirn. Als erkenntlicher, nobler Mensch nimmt dann der Eierempfänger unberedet die Verpflichtung auf sich, die Geberin bei der Tanzmusik nicht sitzen zu lassen. (Der Volksmund bezeichnet dies als „dem Mädchen den

Hund ablassen." Verweigert ein Mädchen den Burschen den Tanz, so „ist ihm die Bocksbaut angehängt worden.")

Zu den allgemein verbreiteten und beliebtesten Kinderspielen der Osterzeit gehört das **Eierpicken oder Specken**, im Algäu Eierhücken, in der Pfalz Eiertupfen, im sächsischen Vogtland Eierhärten, in Steiermark Eiertutschen oder Eierschlagen, in Baden Eiertiken genannt. Ihr kennt es alle selbst und habt euch vielleicht schon genug geärgert, wenn ihr „Spitz auf Spitz", „Kopf auf Kopf", „Spitz auf Kopf" oder „Teufel auf Engel" verloren habt. Da hilft manchmal alle Probe an den Zähnen nichts, man mag die Eier noch so gründlich und vorsichtig betreffs ihrer Härte an die Zähne klopfen und auf den Klang horchen. Habt ihr nicht auch schon einen Schelmen kennen gelernt, der ein täuschend nachgemachtes Steinei oder ein mit Pech ausgegossenes Ei zum Spiele verwenden wollte? Wehe dem Betrüger! Ob euch die sinnbildliche Erklärung bekannt ist, welche man dem harmlosen Vergnügen des Eierpickens zugedichtet hat, nämlich, daß das gegenseitige Aufklopfen der Eier nichts anderes zu bedeuten habe als die Erweckung des Lebens aus dem Ei? — Ein verbreitetes, österliches Eierspiel ist auch das **Eierschupfen** oder Eierwerfen. Ein Ei wird in die Höhe „geschutzt" und muß mit der Hand (wie ein Ball) wieder aufgefangen werden. Gelingt das nicht, so ist das Ei an den Mitspielenden verloren. Oder zwei Partner lassen ein Ei einen Wiesenhang hinabrollen. Wessen Ei am weitesten läuft, ohne zu zerbrechen, gewinnt. Das ist das badische **Ostereierruggeln**. Beim steiermärkischen **Eierstecken** trachtet man auf das hingehaltene Ei des Mitspielers eine Kupfermünze mit der Kante so zu werfen, daß das Geldstück darin stecken bleibt. In die große Zahl der österlichen Eierspiele gehören ferner das **Eierschieben** und **Eierriseln** (in Steiermark). Bei ersterem machen die Buben in den Boden ein muldenförmiges Loch, in das sie ihre Eier wie beim Schussern durch einen Anstoß rollen;



bei letzterem lassen sie die Eier in einer hölzernen Rinne laufen. Auch die erwachsenen Bursche kennen Eierspiele. Interessant ist da bei uns in Bayern der Eierlauf zu Remlingen in Unterfranken am Ostermontag. Nach festlichem Aufzuge wird auf dem Festplatze eine Schnur ausgespannt. Dann werden längs derselben in gleichmäßigen Abständen (ein Birkenstäbchen von zwei Fuß dient als Maß) die gesammelten Eier aus dem Dorfe hingelegt. Es ist, wie die großen Marktkörbe andeuten, eine beträchtliche Anzahl, so daß der Sieg nicht zu leicht werden dürfte! Nun treten die zwei Partner vor, der eine trägt eine weißblaue, der andere eine weißrote Schärpe. Sie schreiten Hand in Hand die Reihe der Eier auf und ab und zählen diese. Darauf erhält der Weißblaue — der Läufer — ein rohes Ei, das er an einen fernen, doch allen Zuschauern sichtbaren Platz zu tragen und dort am Straßenstein zu zerschellen hat. Der Rotweiße — der Sammler — muß unterdessen die ausgelegten Gackerln unbeschädigt zusammenlesen. Wenn ihm das gelingt, ehe der Kamerad zurückkommt, ist er Sieger und bei seiner Gesellschaft zechfrei. Ihm steht auch der erste Ehrentanz zu. Die Sammeleier werden abends von der Wirtin zu einem riesigen Eierschmalz für die Jungburschenschaft in die Pfanne geschlagen. ([86]) Bei dem Leibgericht tätet ihr wohl gerne mit! — Ein Seitenstück zum Remlinger Eierlauf ist das Eierlesen im Schwarzwalde (Gebiet des Kniebis), auch ein Wettspiel zwischen Läufer und Leser. Mancherorts macht sogar noch ein Dritter, ein Reiter, den Wettkampf zwischen Läufer und Eierleser mit. Das Ostereirennen war einmal ein weitverbreitetes Spiel in Deutschland.

Damit ihr vom Osterhasen reich beschenkt werdet, richtet ihm ein feines Nestlein her! scherzte der Vater. Und wenn ihr mit mir in den nächsten sonnigen Lenztagen einen Spaziergang durch Feld und Flur macht, singt hell und fleißig das Sprüchlein:

„Osterhas, leg mir was!
Leg mir ein Ei — ins Nestlein von Heu!
Eins, zwei, drei!"

Ich will euch jetzt noch verraten, wo der Osterhase wohnt.

Beim Rübenfeld am Waldessaum,
da wohnt der Osterhase.
Der blaue Himmel ist sein Zelt,
ein Bett im weichen Grase.

Beim Feldkreuz unterm Lindenbaum
da wächst das „Farbenfutter":
das Gras so grün, der Klee so rot,
die Blumen gelb wie Butter.

Hieher kommt nach der Winternot
der Has in großen Sprüngen —
und spitzt die Löffel, wichst den Bart
und hört der Kinder Singen.

Da hüpft er sacht zur Stadt hinein,
schleicht sich zum weichen Neste
und legt den braven Kinderlein
Bunteier zu dem Feste.

Vivat der Osterhase mit seinen bunten Gaben! rief Walter, der Student.

Ja, vivat, der Osterhase! erklärte der Vater. In den Spruch werden übrigens auch die klugen Pfälzer Kinder miteinkommen, trotzdem sie schon so aufgeklärt sind, daß sie am Ostermorgen, wenn sie zum Eiersuchen gehen, rufen:

„Ich waaß, was ich waaß,
's Hinkel isch der Has.

Die Mutter färbt die Eier;
der Vater trägt sie ins Gras."

Erwachsene Leute, welche den Glauben an den eierlegenden Osterhasen ganz und gar verloren haben, behaupten, daß unser Ausdruck Osterhas-Eier aus Ostaras-Eier entstanden sei. Nun haben aber Gelehrte nachzuweisen vermocht, daß eine Frühlingsgöttin Ostara bei unseren Altvordern gar nie verehrt worden sei.(87) Sei dem, wie es wolle! Soviel steht fest, daß es schon vor 2000 und noch mehr Jahren Ostereier gegeben hat, und daß nicht bloß die alten Deutschen, sondern auch mongolische Völker (z. B. die Chinesen) den Gebrauch bunter Eier bei ihren Frühlingsfesten kannten, und daß schließlich diese Bunteier überall als Sinnbild der Fruchtbarkeit und im übertragenen Sinn als Sinnbild der zum Leben wieder erwachenden Pflanzen- und Tierwelt galten. Nach dichterischer Auffassung sollten die vielen Farben der Ostereier den bunten Frühlingsschmuck der Erde andeuten. Eine andere Erklärung meint: Im germanischen Heidentum galt „Rot" als die Lieblingsfarbe des Donargottes, der mit feuerrotem Blitzstrahl den Riesen bezwang, damit der Frühling seinen Einzug halten konnte. „Gelb" aber ist die Farbe des kräftigen Sonnenlichtes, welches neues Leben weckt. „Grün" ist die sprossende Erde. In altgermanischer Zeit mag das Ei, das im Frühling leicht und in Massen zu haben ist, das ursprüngliche Opfer- oder Seelenhuhn ersetzt haben (nach dem Grundsatze pars pro toto = der Teil fürs ganze). Es gibt heute noch Bauersleute, die in einen Neubau ein Ei vergraben und in die erste oder letzte Garbe auf dem Felde (zur Versöhnung der Geister und zur Erzielung einer nächstjährigen günstigen Ernte) ein Ei, das Fruchtbarkeitssinnbild, einbinden. Die österliche Benedictio ovorum „ne-

daemones aliquid potestatis sibi in ea usurpare possint" läßt auf ehemals heidnischen Brauch der Eier schließen. (Segnung der Eier, damit die Dämonen nicht darüber Gewalt haben.)

Christlicher Sinn machte das geweihte Osterei zum Symbol des im Grabe verschlossenen Heilandes, der die Fessel sprengte und siegreich daraus erstand. — Im 15. Jahrhundert wurde der Brauch, geweihte Ostereier auszuteilen, bei uns allgemein. Heutzutage sind die Ostereier bei allen christlichen Völkern der Welt verbreitet. — Besondere Kraft schreibt unsere ländliche Bevölkerung den am Gründonnerstag oder Karfreitag gelegten Eiern, den sogen. Antlaßeiern, zu. Ein Gründonnerstagsei übers Dach geworfen, bewahrt vor Feuerschaden; ein Karfreitagsei behütet vor Leibschaden, heilt Brüche ꝛc. Im Kirchengebrauche aber, sagt Pfarrer Schlicht, der das prächtige Buch vom Altbayernlande und Altbayernvolk geschrieben hat, „ist das Antlaßei zur Weihe nicht begehrt".

Beim Beichtzetteleinsammeln (dieser Nachprobe, ob jedes christkatholische Familienglied seiner österlichen Beichtpflicht genügt hat) bekommen Kaplan und Mesner in Südbayern rohe Eier oder anstatt derselben ein Geldgeschenk.

Vielerorts ist es in Oberbayern und Schwaben noch üblich, am Ostermontag oder Osterdienstag in ein benachbartes Dorf zu wandern, um Befreundete zu besuchen und „ein wengl" in Kirche und Wirtshaus zu gehen. Das nennt der Volksmund nach biblischem Muster „nach Emaus gehen".

Schließlich sei hier ein Brauch erwähnt, der sich als

das Feldpalmen

fast allerwärts im korngesegneten Niederbayern, hie und da auch im Schwäbischen findet und an die österlichen, segen- und heilerflehenden Flurumgänge der alten Germanen erinnert:

Am Ostersonntag oder Ostermontag nach dem Mittagessen zieht der Bauer mit seiner ganzen Familie und allen Ehhalten unter Abbetung eines Rosenkranzes auf seine Felder, „um die Weihe auszutragen". Dort steckt er an den Ecken einen Zweig vom Palmbüschel und etwas angekohltes Holz vom geweihten Feuer am Karsamstag ein oder vergräbt den Abbrand ganz im Erdboden. (Hat aus dem geweihten Scheit

der Oberknecht kleine Spankreuzchen geschnitzt und zusammengesetzt, dann werden diese in den Boden gesteckt.) Auch legt der Bauer ein „Bäuscherl Schalen“ von geweihten Ostereiern dazu und besprengt das Feld dann mit Weihwasser.*) Der Brauch hat folgende christliche, volkstümliche Bedeutung: Wie der ganze Palmbüschel nach uraltem Volksglauben das Haus vor Blitz und Feuersgefahr zu schützen vermag, so soll auch der geweihte Palmzweig die Felder vor Blitz und Hagelschlag bewahren. Und wie die Kohle, ohne zu verwesen, im dunklen Schoße der Erde ruht, bis sie endlich ans Tageslicht kommt, so soll die junge Saat unversehrt vor Abfraß im Boden liegen, bis sie einmal aufsproßt. (Die Kohle ist also auch ein Sinnbild der Auferstehung.) Die Schalen der Ostereier aber sollen die Fruchtbarkeit und reiche Erträgnismachung des Bodens andeuten. Die Besprengung mit Weihwasser bedeutet im allgemeinen die Segnung, insonderheit hier die Abwendung von Dürre und Mißwachs. [Das „nach Emaus gehen“ das man mancherwärts erst am Osterdienstag ausführt, war ursprünglich ein Eschgang.] (Warum man die Zweige vom geweihten Palmbüschel gerade an die Feldecken steckt, darüber gibt die folgende Sage Aufschluß.)

In vielen Gegenden Deutschlands, namentlich noch am slavischen Grenzstriche vom Fichtelgebirge längs des Böhmerwaldes herab bis in die gesegnete Kornkammer an der Donau findet sich allerwärts im Munde des Landvolkes die

Sage vom Bilmes oder Bilwitzschneider, auch Bilwitzreiter.

Der Bilmes ist ein abscheulicher Feldverderber. Die schreckliche Häßlichkeit seiner dicken, zottigen Gestalt wäre noch das Geringste und Erträglichste. Aber der Unhold trägt an seinen plumpen Bocksfüßen messerscharfe Sicheln. Mit diesen springt er in jedes Feld hinein, das nicht „gefeit“ ist — und „drittelt es“ d. h. er holt sich seinen dritten

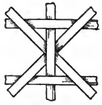
*) In der nördlichen Oberpfalz (um Bärnau) geschah das Kreuzltragen auf die Felder schon am Karsamstag. „Auf jedes dritte Beet, drei Schritt von der Abwand, wurde ein Kreuzchen und ein Palmzweigchen gesteckt. Hierauf wurde betend um die Äcker gegangen und Weihwasser auf dieselben gesprengt.“

Teil. Während er nämlich durch den Acker hüpft, schneidet er mit seinen Sicheln an den Klumpfüßen rechts und links Getreide ab und zwar soviel, daß es gerade ein Drittel vom Erträgnis des ganzen Feldes ausmacht. Seine Beute schleppt er, indem er sich von einem Sturmwind heimbringen läßt, in eine großmächtige Höhle, welche kein Menschenauge entdecken kann. Ist die Höhle so voll, daß kein Hälmchen mehr Platz findet, so hört der Unhold gleichwohl nicht auf, die Felder zu verwüsten. Nur tut er dies dann in etwas anderer Weise. Er



schneidet das Getreide nicht mehr ab, sondern tritt es, wenn er durch das Feld stapft, mit seinen Klumpfüßen in Schwadenbreite nieder. Ihm ist dabei ganz einerlei, ob die Saat erst in die Halme schießt oder ob die Ähren schon golden der Ernte entgegenwinken. Am ärgsten treibt er sein Unwesen gewöhnlich in der Nacht vor Walburgis und in der Johannisnacht. [„Als gefürchtete Freinächte für den Bilmes oder Binsenschneider galten mancherorts aber auch Sankt Veit und Sankt Peter und Pauli."]

Gottlob, daß man dem abscheulichen Gesellen das Handwerk legen kann! Der gespenstische Schnitter darf die Felder nämlich nur übers Eck betreten, niemals auf der Lang- oder Breitseite. Dies weiß jeder


Schrattgatterl aus geweihtem Palmholz gegen Alpdruck.

„gewürfelte" Bauer. Er steckt deshalb an den Ecken des Feldes ein geweihtes, angekohltes Stück Spanholz in Kreuzchenform vom Karsamstag und ein Zweiglein vom Palmbüschel in die Erde. Über etwas Geweihtes darf der Bilmes nicht springen. Also schützt der schlaue Bauer seine Äcker vor dem Bösen und wehrt sich die Feldverderbnis mit Glauben und Aberglauben ab. ([88])

Im Oberfränkischen sicherte sich früher der Bauer schon beim Säen gegen den Bilmesschneider, indem er beim ersten Handwurf der Körner sprach:

„Hier säe ich das Christi Blut,
daß mir der Bilmesschneider keinen Schaden tut."

Der erste April.

gilt nach altem Volksglauben bald als Geburts-, bald als Todestag des verräterischen Erzschelmen Judas. Diesen Tag rechnet man darum seit alters zu den Unglücks- oder doch wenigstens zu den verworfenen Tagen. Ein Tröpflein Blut von der Schelmennatur des Judas scheint ins menschliche Gemüt verspritzt worden zu sein. Denn am 1. April hält man seinen Mitmenschen gern etwas zum Narren. Groß und klein gefällt sich, dem Freunde eine Scherzlüge aufzubinden. Man sucht seinen Nächsten, auf dessen Albernheit bauend, zur Ausführung eines einfältigen, unerfüllbaren Auftrages zu veranlassen („in den April zu schicken"). „Am 1. April" — so gibt ein alter Volksspruch die Erlaubnis — „kann man seinen Narren schicken, wohin man will."

Die ältere Schwester sendet z. B. den jüngeren Bruder zum Goldschmiede oder Uhrmacher um ein goldenes Nichtschen oder ein silbernes Warteinweil. Die Köchin verlangt vom Hausmädchen, bei der Nachbarin ein Knödelsieb oder einen Wurstmodel zu leihen zu nehmen. Der Baumann oder Oberknecht läßt durch den Stallbuben beim Kramer nach Dukatensamen oder Buckelblau fragen. Ein Junge soll in der Apotheke um 10 Pfg. Schneckenblut, Muckenfett, Enten- oder Storchenmilch holen. Ein Mädchen wird um Tee aus dem heilkräftigen Kräutlein Owidumm oder Ibidumm geschickt. Oder man läßt Ado-

ramustee und Benedizimustee holen, wie ihn die Mutter Gottes Maria getrunken. Ein berühmtes Aprileigenmittel ist auch der seltene Maurerschweiß ꝛc. Welche Freude, welcher Spaß, wenn ein Aprilnarr auf den Leim geht! Er darf sich für den Spott aber, den man ihm angetan, schadlos halten und kann sich im Kramladen, wohin man ihn scherzweise gesendet hat, hernach eine Kleinigkeit (z. B. Guti) auf Rechnung des Spötters geben lassen.

Verschiedene Gegenden haben natürlich auch ihre verschiedenen, besonderen Aprilraritäten, um die geschickt wird. So z. B. das Algäu den Sonnenbohrer und Nebeltrenner ꝛc., die Offenbacher in der Pfalz die Dachziegelschere und den Strohbohrer ꝛc. Der Scherzbrauch ist übrigens nicht bloß in deutschen Landen, sondern auch in England (making an April fool) und in Frankreich (poisson d'Avril) allgemein verbreitet. Bei uns übt man den Brauch auch am letzten April. So sind sich dann Anfang und Ende des wetterwendischen, launischneckischen Monats, der uns immer zum besten hält, würdig;

denn „der April tut stets was er will".

Kinder, die am 1. April das Licht der Welt erblickt haben, geraten nicht leicht und sind schwer zu ziehen, behauptet alte Volksweisheit. Wer weiß hiezu schnell ein lebendes Beispiel? . . .

Am letzten April, dem Walburgistag, trieben ehedem in fränkischen Städtchen die Bursche allerhand Schabernack. Zu den ergötzlichsten April-Maistückeln gehörte das „Walbergehen". Ein Bursche vermummte sich ganz in Stroh und zwar so, daß die Halme wie eine Art Krone über den Kopf herausstanden. Ihm folgten andere Bursche als Handwerksleute verkleidet, welche unter Scherz die betreffenden Hantierungen der Dorfmeister nachahmten und das Material hiezu verstohlenerweise sich verschafften. ([80])

Walburgisnacht. (30. April/1. Mai.)

(Hexenkünste. Die Hexe auf der Milch. Hexenwetter. Hexentanzplätze. Drudenfuß. Hexenauspeitschen. Dorfhexe ꝛc.)

„Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre, wie 's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör! es splittern die Säulen
. . . .
Und durch die übertrümmerten Klüfte
zischen und heulen die Lüfte ꝛc."

So schildert Goethe in seiner gewaltigen Faustdichtung die Schauer jener Nacht, in der nach uraltem Volksglauben die Hexen zieh'n

auf Besen und Stöcken
auf Gabeln und Böcken

zum Blocksberge hin. „Die Saat ist grün."

Gruselt euch nicht, Kinder, wenn ihr solches vernehmet? Ihr lacht! Natürlich nicht über die prächtigen Verse. Ja, so ändern sich die Zeiten. Was vor etlichen Jahrzehnten noch abergläubische Gemüter mit Entsetzen erfüllt hätte, das erregt heute bei euch Heiterkeit. Wollen wir sagen „Gottlob!"

Sag' mal, Vater, was bedeutet denn eigentlich das Wort Hexen? fragte Walter.

Schnell und leicht gefragt, aber nicht so leicht geantwortet, heißt es da. So viel steht sicher, daß es mit unserem Worte Hag oder Hain zusammenhängt. Man leitet es von Hagaedisen ab, d. h. so viel als Hainbesucherinnen, worunter man die Anhängerinnen des alten Heidenglaubens verstand. Nach der Erklärung des Sprachforschers Weigand stammt es vom Ausdrucke haga-zussa = Hagweib, Waldweib, Waldgeist, beziehungsweise haga-sissa = das zum Hag oder Hain (also zum heidnischen Opferdienste) fahrende Waldweib her.

Nach dieser Auslegung hätte das Wort Hexe keine gar so schlimme Bedeutung, meinte Gertrud.

Ah! Also wärst du's zufrieden, wenn man dich eine kleine Hexe nennen würde?

So — wie du's sagst, wäre es jedenfalls kein großer Schimpf. Der Ton macht die Musik, sagst du immer.

Ja, aber auch schon in dieser Scherzäußerung liegt ein leiser Anklang vom Schlimmen: vom Sinnverwirrenden, vom Vorgaukeln, Betrügen, Zaubern —

Hör auf, Vater! Mir schwindelt.

Und wie viel Schlechtes hat man erst den armen Hexen an- und zugedichtet! Alles mögliche Unheil in der Welt sollte von diesen Unholdinnen herrühren. Sie konnten den Menschen bannen und lähmen, daß er sich auf einmal nicht mehr rühren konnte und „den Hexenschuß" bekam. Man dichtete ihnen zu, sie streiften von manchen Wiesen den erfrischenden und befruchtenden Tau und verdürben so die Fluren (daher der Name Taustreicherinnen), sie könnten ungemein schnell das Wetter machen, deshalb die Rede vom verdammten „Hexenwetter". Man ließ sie in der Nacht das Wasser peitschen, bis schreck-

liche Gewitter entstanden und sich Wirbelwind (Hexen- oder Drudenwind) erhob. Gewitter in der Nacht stammten darum nie von Gott, sondern stets von bösen Gewalten. Man beschuldigte sie, sie zauberten dem Vieh Krankheiten an: machten Pferde lungenfaul, Ochsen meerlinsig, drehten Gänsen und Hühnern den Hals um; sie wechselten die neugeborenen Kinder aus und legten dafür Wechselbälge in die Wiegen. Im Spessart, wo die mangelhafte Ernährung manchen Kretin verursacht, ist der Glaube an diese Unterschiebung von Hexenbutten heute noch ziemlich häufig. Man schrieb ihnen die Kraft zu, sie könnten sich unsichtbar machen oder in ein beliebiges Tier verwandeln (besonders in Kröten*) oder Katzen), sie könnten den Kühen die Milch plötzlich ausmelken oder in Blut verwandeln; die Kinder behexen, daß sie nicht mehr wachsen, Mäuse, Raupen und andere Ungeziefer in die Felder und Speicher zaubern, sich unter der Rinde der Bäume und Sträucher verbergen, weshalb z. B. der Maibaum und die Palmbüschelstange geschält oder geringelt werden mußten. Hans Sachs, der berühmte Volksdichter und Schuster des 16. Jahrhunderts, erwähnt in seinem Fastnachtspiel „Der Teufel mit dem alten Weib" diesen Brauch und läßt eine alte, als Hexe verdächtige Bärentreiberin fragen:

Was schältest du den Stab vor mir?

Darauf lautet die Antwort:

Wenn ungeschält der Stab hier wär',
so könntest du kriechen zu mir her
hindurch gar zwischen Holz und Rinden
und fangen mich sodann und binden.

Auch aus den Bastlösereimen, welche die Kinder beim Rindenabklopfen der Maipfeiflein (Sahlpfeifen oder Huppen) sprechen, blinzelt mitunter der Hexengedanke neckisch ein wenig hervor. So sagen z. B. die Jungen in der Dreisesselgegend:

Pfeifei, Pfeifi geh o (ab),
geh mit mir in Klee o (hinunter),
geh mit mir ins Sommerhaus,
schaut die Hex zum Fenster 'raus,
Dnitnau, Dnitnau!
Wo muaß ma 's Häusei hi(n)bau(en)?
Hintern Zau(n), hintern Zau(n)! ...

Im mittleren Wald (Regental) heißt es:

Pfeiferl, geh ober!
I gib dir an Schober (etwas Geschabtes, z. B. von der Rübe),
i gib dir an Brei,
aber mei' Pfeiferl muaßt sei(n). [Auch ein Löseopfer.]

*) Die Kröte oder Hetsche war ein beliebtes Hexentier.

Ein Sprüchlein aus der schwäbischen Donautalung war:

Pfeifle, i mai di(ch), Daß di(ch) die Hex nit reit',
Pfeifle, i schneid di(ch). wirst jetzt g'weiht. (Daraufspucken.)

Wer wollte alle Hexenkunststücke aufzählen? Doch auch den schlauen Unholdinnen flog ihre Meisterschaft keineswegs mühelos in den Schoß. Sie mußten dreimal sieben Jahre bei einer alten Hexe in die Lehre gehen; ihre Seele dem Teufel verschreiben ꝛc. Da erst bekamen sie von ihm den schwarzen Bocksfuß als Siegel aufs Kreuz am Rücken gebrannt.

Die Leute, die solches glaubten, waren aber doch recht ungeschickt, bemerkte Walter.

Kinder, Aberglauben hat es immer gegeben, so lange Menschen sind. Ein Gelehrter hat ihn „einen Nachhall des urzeitlichen Lebens in der Gegenwart genannt."*) (90) — Gefährlich wurde der Hexenwahn im

*) Hier mögen wir erwägen:

Aus der Lebensbeschreibung des hl. Eligius (von Noyon, der im 7. Jahrhundert lebte, und dann aus anderen Schriftwerken darf geschlossen werden, daß dem Sommergotte Donar im Mai besonders gehuldigt wurde. Ganz natürlich! Die Sommersaat auf dem Felde stand bei unseren heidnischen Vorfahren ja im besonderen Schutze Donars. „Der gewaltige Gott galt als immer hilfsbereit dem Feldbebauer." Die Mythe weiß zu erzählen: Während Wodan, der Göttervater, wenn er unter Menschen erschien, fast immer bei den Vornehmen Einkehr hielt, weilte der schlichte, derbe Donar am liebsten unter Bauern. Nach bäuerlicher Art aß und trank er unbändig. Er wanderte meist zu Fuß einher. Wenn er fuhr, war sein Wagen mit zwei Böcken bespannt. Er galt als der Beschützer gegen alle feindlichen Unholde und Riesen, war der Herr des Wildfeuers. Bei Thors oder Donars Siegesfest gab man sich im voraus schon mit Behagen und Frohsinn dem kindlich-zuversichtlichen Vertrauen hin, daß dessen starke Hand alle Gefahren des Hungers und der Not abwenden werde. Als das Christentum bei unseren Vorfahren zur Einführung kam, war es selbstverständliches Bestreben der Glaubensboten, die alten Heidengötter als machtlos und soweit möglich als verächtlich hinzustellen. Donar, der Blitzewerfer, mag da zum Fürsten des höllischen Feuers herabgewürdigt worden sein. Merkwürdig ist jedenfalls, daß in unseren Volkssagen der Teufel oft mit Bocksfüßen, Bockshörnern oder Bocksbart erscheint und Bocksgeruch hinterläßt. Auch Donars rotes Haar ist auf den Teufel übergegangen und heute noch im Volksmunde gebrandmarkt, was die sprichwörtliche Redensart beweist: „Rothaar und Ellernholz (Erlenholz) wächst auf keinem guten Grund." Ferner ist die Erinnerung an Donar mit seinem Hammer noch im Ausdrucke „Meister Hämmerlein" für Teufel erhalten, sowie in vielen derben Flüchen vom Donner, z. B. Donner und Doria (Tor)! ꝛc. Im Niederdeutschen flucht man geradezu: „Dat di(ch) de(r) Hammer!" Im Fränkischen beteuert man etwas

Mittelalter zur Zeit der Hexenprozesse. Damals wurden Tausende und Abertausende unschuldiger deutscher Frauen und Mädchen aufs grausamste gefoltert, gerädert und verbrannt und die Hexenseuche, die unser gutes Volk ergriffen hatte, wütete kaum weniger gräßlich als die Pest, welche ganze Gegenden entvölkerte. Das ist wohl verwunderlich, wenn wir uns hiezu das Zeugnis des Tacitus vergegenwärtigen, die Germanen glaubten, „daß den Frauen eine gewisse Heiligkeit und Sehergabe innewohne". Aus diesen Worten dürfen wir doch schließen, daß die germanische Frau (trotz ihrer untergeordneten Rechtsstellung) einst in hohem Ansehen stand! — Zur Zeit der ärgsten Verfolgungswut gegen die Hexen war es schon ein verdächtiges Anzeichen, die Erde zu küssen. Wer damals nicht an Hexen geglaubt hätte, lief Gefahr, selbst gerichtet zu werden. (Haeresis est maxima opera maleficarum non credere. Es galt nach dem Hexenhammer, dieser Anweisung zur Erkennung und Ergründung der Hexen, für Ketzerei,

mit „Donnerkeil!", in der Oberpfalz mit „Donner und Wetter!" In der Rheinpfalz schilt man einen „Du Dunnerscher!" Man war übrigens gegen die Göttinnen und ihr Gefolge nicht im geringsten rücksichtsvoller als gegen die Götter; auch sie wurden zu Unholdinnen gestempelt, wie der Ausdruck von des Teufels Großmutter anzeigt. Aus der Geschichte ist bekannt, daß unsere zähsinnigen Altvordern nur schwer von ihren Heidengöttern abließen. 662 verfiel z. B. der schon bekehrte Teil der Ostsachsen während der Pest wieder in den Heidenglauben zurück. Hier sei dann an die bedeutungsvolle Fällung der Donareiche bei Geismar durch Bonifatius erinnert. Im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts mußte Burchard von Worms noch gegen die heidnischen Donarfeste eifern. Es darf also angenommen werden, daß manche unserer Vorfahren trotz der Bekehrung zum Christentume, trotz der äußerlichen Taufe, insgeheim noch den gewohnten, vertrauten Heidengöttern anhingen, zu gewissen Zeiten deren Opferstätten besuchten und heidnisches Zauberwerk trieben, daß diese zähen Verehrer und Verehrerinnen der alten Heidengötter unter sich in Verbindung standen und nachts an bestimmten Orten ihre geheimen Zusammenkünfte mit Opfern und Liebesmählern rc. hielten. Alles dies interessiert uns hier insoferne, als wir sehen, auf welchem Boden der uralte Hexenwahn, dieses Gemisch von Hexen- und Teufelsglauben, üppig emporschießen konnte. Nach der Sage standen ja alle Hexen mit dem Teufel im Bunde und man schrieb ihnen die Fähigkeit zu, ihre Seele zeitweise vom Leibe trennen zu können; Voraussetzung für letztere Annahme mochte die Erkenntnis gewesen sein, daß die Seele oder der Geist des Menschen im Traume, wenn der Körper ruht, ein eigenes Leben lebt und die kühnsten Abenteuer auszuführen vermag. Im Volke lebte gar manche Sage, wornach die Seele im Schlafe den Körper als ein weißes Mäuslein, das aus dem Munde kroch, verließ, um nach einiger Zeit wieder zurückzukehren.

an die Werke der Hexen nicht zu glauben.) (91) Wie gut man sich damals über das Hexentreiben unterrichtet wähnte, geht daraus hervor, daß die Hexenrichter und Teufelsgelehrten des 15. bis 17. Jahrhunderts ganz genau die Kräuter angaben, welche die Zauberinnen zu ihren bösen Künsten verwendeten und daß man auch die Dinge kennen wollte, worauf die in allen Gegenden Deutschlands verstreut lebenden Hexen, nachdem sie sich mit Zaubersalbe bestrichen, zu ihren gemeinsamen Versammlungsorten durch die Luft dahinritten. So galt beispielsweise der Bocksdorn oder Teufelszwirn (Lycium barbarum) als berüchtigter Hexen(reit)besen. Als Böt- oder Opferberge der Hexen hatten bis fast auf unsere Zeit herauf einen gewissen Ruf: der Brocken oder Blocksberg im Harz, die Ehrenbürg oder das Walperla bei Forchheim im Fränkischen, der Heuberg bei Rothenburg ob der Tauber, die Tanzeiche bei Bischofsheim vor der Rhön, der Ringberg bei Egern am Tegernsee, die Scharnitzer Klause an der Tiroler Grenze unweit Mittenwald, das Speiereck (der Brocken des Lungau in Steiermark), der Kandelfels im Schwarzwald, der Hechelberg in Hessen, der Hörselberg und Inselsberg in Thüringen, der Büchelberg in Elsaß, der Schlernkofel in Tirol, der Pilatus in der Schweiz 2c. Die in Ringform ausgebrannten Bodenstellen, welche man wegen der dichten Belaubung häufig unter Eichen sehen kann, hießen Hexenringe und galten als Hexentanzplätze; das Hauptvergnügen der Hexen war ja der Tanz. Gern versammelten sich die Hexen auch unter einer Linde auf einer Bergwiese. Vom Festmahl, das sie in der Walburgisnacht im Hexenkessel kochten, war bekannt, daß die Unholdinnen als Lieblingsspeise Pferdefleisch, Aas, Schnecken, gesottene Kinderherzen 2c. und als Zaubersalat die lanzettförmigen Blätter der giftigen Herbstzeitlose genossen.*) All das würde auf goldenen oder silbernen Platten aufgetragen. Durch Verzehrung der vorgenannten Speisen erlangten die Hexen besondere Kräfte, vornehmlich die, sich unsichtbar zu machen. Die Zaubersalbe zu ihren geheimnisvollen Nachtfahrten hätten sie „deuffelisch von der feistigkeit der kinde, die gebradten und gesodten sein, und mit anderen vergifften dingen als schlangen, eidessen, krotten und spinnen" bereitet. Auch verwendeten sie hiezu (nach den Erforschungen der Hexenprozesse) den Saft vom Stechapfel, Nachtschatten,

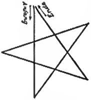
*) Als Heiden genossen die Germanen ja Pferdefleisch.

Schierling, vom Mohn, Bilsenkraut und von der Sonnenblume. Damit rieben sie sich die Glieder, die Herzgrube, die Achselhöhlen, das Kreuz und den Scheitel ein und sprachen, indem sie an die Schornsteinöffnung traten: Oben hinaus, nirgends an! Darauf sausten sie durch die Luft davon. Und von ihrem Opferdienste hatte man unter anderem in Erfahrung gebracht, daß die Hexenmeister gewisse Frühlingskräuter zu neuem Gebrauche weihten, besonders solche, die wegen ihrer rotgelben Farbe einmal dem rotbärtigen, flammäugigen Donargotte wohlgefällig gewesen waren, wie die Fetthenne (Sedum), das Johannis- oder 77-Löcherkraut (Hypericum), das Frühlingsruhrkraut oder Katzenpfötchen (Gnaphalium), die Donardistel (Eryngium) 2c. Hexensabbate, allerdings nicht ganz von der Bedeutung desjenigen in der Walburgisnacht, fanden auch in der Johannisnacht, in der Bartholomäusnacht und in den Zwölften statt. Als Angedenken für bewährte Treue und für fleißige Teilnahme an den Festen erhielten alte Hexen beim Abschiede vom Satan eine goldene oder gläserne Laus.

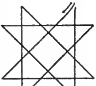
Wäre die Sache nicht so traurig, man wäre versucht, darüber herzlich zu lachen, rief Walter dazwischen.

Zu ihrem Glück hatten die Abergläubischen bald heraus: „Was den Hexen ein heiliges Mittel ist, das schützt zugleich in der Hand des Unschuldigen gegen ihre heimtückischen Werke.“ Söhns erzählt in seinem Buche „Unsere Pflanzen“ folgendes köstliches Beispiel: „Der feurige Drache (der als Helfershelfer in enger Verbindung mit den Hexen steht und eigentlich der Teufel ist), welcher in der Walburgisnacht umherfliegt, konnte dem Hause eines guten Menschen keinerlei Schaden zufügen, wenn vor die Türe ein Zweig des Donarkrautes gehängt wurde. Ja, wer einen Kranz vom Tausendguldenkraut (Erythraea centaurium) oder Gundermannkraut (Glechoma) auf dem Haupte trug, oder sich über und über mit Dost (Fetthenne Sedum) und Baldrian (Valeriana) umwand oder wer Bärlapp (Lycopodium) oder eine Johanniswurzel in die Tasche steckte, der durfte es sogar wagen, sich in der Walburgisnacht auf einen Kreuzweg zu stellen. Da konnte er die Hexen auf Ofen- und Mistgabeln, auf Besen, auch auf Böcken, Katzen, Ebern, Enten und in Mollen daherfahren sehen, ohne daß sie ihm schaden konnten.“ Wenn ein Rind nicht fressen wollte und recht wütete, also offenbar behext schien, so tat man wohl, es zu „würzeln“, d. h. ein Löchlein in das eine oder andere Ohr des

Tieres zu machen und ein Würzelchen hindurchzustecken. Sobald dies trocknete und abfiel, war die Hexe tot. Oder man schlug die Kuh mit einem Bocksdorn. Dadurch wurde die Unholdin sofort erkannt, sogar selbst getroffen und mußte elend zu Grunde gehen. Um die Stallungen überhaupt vor der Einkehr böser Geister zu bewahren, erachtete man es als sehr zweckmäßig, an die Stalltüre innen und außen den einfachen oder doppelten Drudenfuß in einem Fahrer zu malen. Seht so! Der Vater ließ sich von Ella einen Griffel geben und zeichnete auf deren Tafel vor.



a) einfach.


b) doppelt.

Wer kann das nachmachen?

Walter und Gertrud machten einen Versuch.

Gelt, es geht nicht so leicht! sagte der Vater lächelnd. Und doch ist es keine Kunst, viel weniger ein Zauber! Die Abergläubischen hielten aber an der geheimnisvollen Wirkung dieser Zeichen fest. Als wirksam galt auch, ein Hufeisen an die Stalltüre zu nageln, jeden Abend den Kehrbesen verkehrt an die Stalltüre innen zu lehnen, oder dem von der Hexe gefährdeten Pferde gegenüber ein feststehendes Messer, wie es die altbayerischen Bauernknechte stets bei sich tragen, mit der Schneide nach oben in die Mauer zu stecken und einen Spiegel daran zu hängen. Im bayerischen Walde geht heute noch der Spruch: Wenn einem eine Hexe begegnet, dann muß man ihr das Messer mit der Schneide entgegenhalten, so stirbt sie am dritten Tage und man kann sie auf diese Weise sicher erkennen. Die Schneide soll wohl Zauber und Leben abschneiden, wenn die Hexe gegen einen anrennt. Übrigens führst auch du, Gertrud, fast täglich einen Brauch gegen die Hexen aus, ohne es zu wissen.

Das wäre? fragte Gertrud erstaunt.

Du magst die Haut nicht, welche gekochte, stehende Milch macht.

Ah, die Hexe!

Ja, die sogen. Hexe, die du nach dem berühmten Vorbild unserer Magd, der Gretel, ins Feuer wirfst. Du verbrennst die Hexe. Schau, das gleiche tun die Bäuerinnen mancherorts in der Oberpfalz heute noch in bewußter Absicht! Sie meinen nämlich, daß sie dadurch ihre Kühe vor Hexen schützen und sich vor Milch-, Butter- und

Schmalzschaden bewahren; denn mit der Milchhaut verbrennt die Hexe, die dem Vieh geschadet hat oder schaden wollte. Wißt ihr auch, warum die Hexen so unmäßig viel Butter und Schmalz brauchen? Nicht? Weil sie alles in „Fett schwimmend" essen. — Damit die Bäuerinnen der nördlichen Oberpfalz ein gutes Schmalzjahr bekämen, liefen sie ehedem am Walburgistag vor Morgen auf den Anger hinaus, fuchtelten mit der Sichel dreimal in der Luft herum (gegen die bösen Geister), schnitten schließlich drei Grashalmen ab und raunten:

„O du guter Walberntau,
bring mir halt, soweit ich schau,
in jedem Hälmlein Gras
ein Töpflein Schmalz!" (⁹²)

Die Rhöner Bauern gaben früher beim Einkauf einer Kuh eigens noch 1 Pfg. über den Preis. Das war der sogen. Milchpfennig gegen die Hexe. Um Lichtenfels und in der Haßberggegend (nördlich vom Mittelmain) war es bis in die jüngste Zeit der Brauch, daß in der Walburgisnacht nach dem Gebetläuten, „die mannhafte Jugend mit langen Ackerpeitschen ins Feld rückte, um durch heftiges Knallen das windige Teufelsvolk, welches verderbend über die jungen Saaten ziehen wollte, zu verjagen. Bis nach Mitternacht, erzählt Ludwig Pfeiffer aus seiner Jugend, konnte man den seltsamen Peitschendonner der kühnen Streiter hören. Erst dann kehrten diese auf den nächsten Feldwegen ins friedlich daliegende Dorf zurück, um nun sicher zu ruhen. Der Erntesegen war nun wieder für ein Jahr gesichert". — Ein ähnlicher Brauch ist das „Hexenauspeitschen" im Regnitztal und fränkischen Jura. Am Vorabend des Walburgistages, wenn es „manlt" (mondet), knallen die Burschen im Dorfe straßauf und straßab und rufen: Hexen 'raus! Hexen 'raus! Mancherorts sammeln die Bursche dann Gaben für ihr mühevolles Geschäft. Auch das Hexenausblasen mit Schalmeien und Hörnern aus Weidenrinden, das Hexenausklatschen im Voigtland und am Fichtelgebirge, das Hexenaustuschen mit kreuzweisem Peitschen im Takte und das Hexenpleschen mit Schießen, wie es in der nördlichen Oberpfalz üblich war, gehört hieher. In die Geißeln wurden Schweifhaare von dem Rindvieh eingeflochten. Die Geißel selbst wurde später zum Binden des Kräuterweihbüschels verwendet. Das Hexenauspatschen findet da und dort auch beim erstmaligen Weidetriebe am 1. Mai statt. Wo man an diesem Tage Kücheln backt, läßt man das Schmalz recht prasseln, daß es den Hexen die Augen ausbrennt. Mancherorts, an der Böhmerwaldgrenze,

geschieht das Hexenauspeitschen am Pfingstvorabend oder schon am 1. April. Da legt man nachts auch frischen Rasen vor die Haus- und Stalltüre, um bösen Geistern den Eintritt zu wehren.

Ja wohl, Vater, ich entsinne mich, du hast uns schon gelegentlich der Rauchnächte erzählt, daß die heidnischen Germanen des Glaubens waren, durch ungewöhnlichen Lärm könnte man böse Geister abhalten oder doch verscheuchen, sagte Gertrud.

Ei, dann steht möglicherweise auch das Wetterläuten bei einem Gewitter im Sommer mit dieser alten Vorstellung im Zusammenhang? fragte Walter.

Junge! Das Christentum hat der ererbten Idee eine fromme Unterlage gegeben. (93) Das gewöhnliche Volk war vor einem Menschenalter noch mit Überzeugung der Ansicht, durch starkes Läuten könnte Einfluß auf das Gewölke wenigstens insoweit geübt werden, daß das Gewitter „anderswohin ziehe oder unschädlich werde". Im badischen Mittelland wurde im 18. Jahrhundert noch während des ganzen Mai nachts gegen die Fröste geläutet.

Vater, unsere frühere Magd tat immer, als ob sie in ihrer Heimat eine ganz eigene Hexe gehabt hätten.

Mädchen, in diesem Wahn war fast jeder Ort. Daher mag der feine Ausdruck „Dorfhexe" stammen. Mußte man doch für all' das Unglück im Ort jemand haben, dem man die Schuld zuschieben konnte, wenn Knecht oder Magd, Bauer oder Bäuerin in der Stall- oder Tierpflege lässig waren. Geradezu sprichwörtlichen Ruhm, der durch Jahrhunderte nicht erloschen ist, besaßen im altbayerischen Volksmunde einmal die Hexe von Dötting bei Freising, die Hexe von Menzing bei München und die Durlhexe von Hochwiesen bei Tölz.

Unsere Magd sagte, ihre Hexe daheim hätte vermocht, „durch Beschreien" der jungen Gänslein auf der Weide — (d. h. indem sie dieselben im Frühjahre beim Vorübergehen ob ihrer Schönheit und Größe recht bewunderte) zu bewirken, daß dieselben bald kläglich zu Grunde gingen („abserbten").

Ja, an diesen Aberglauben knüpft sich in Altbayern heute noch die Gewohnheit, beim Rühmen des guten und gesunden Aussehens sofort dreimal mit dem Knöchel an irgend einen festen Gegenstand zu klopfen und das Wort „unberufen" zu sprechen. Auf diese Weise erklärt sich auch die volkstümliche Redensart: „Du siehst ja aus, als

ob du vermeint (beschrien) wärest", wenn eine erwachsene Person plötzlich öfters die Farbe wechselt und recht kläglich dreinblickt. Ihr seht, es gibt des Hexenglaubens noch immer genug in der Welt und es täte oft not, daß ein geradsinniger und herzensstarker Pater Spee erstände, um in manchem Dorfe ein mannhaft Wort der Aufklärung zu sprechen. Ein Beispiel aus jüngster Zeit: Als ich vor etlichen Wochen eine Wanderung ins Altmühltal unternahm, besichtigte ich in einem Dorfe eine Schloßruine, von deren Verließ die Sage geht, daß dort einst viele Hexen eingekerkert worden waren. An Hexen glaubt ihr wohl nimmer? fragte ich lächelnd meine bäuerliche Führerin. — Nun, ich will nicht behaupten, daß es Hexen gibt, entgegnete die schlichte Frau aufgeklärt, aber daß einen Druden oder so was ähnliches elendiglich drucken können, das werdet Ihr nicht abstreiten wollen oder —? . . .

Du, Vater, sag mal, was sind denn Druden? fragte Gertrud.

Lächerlich! In den meisten Gegenden sind Druden und Hexen so ziemlich eins. Freilich, der Oberpfälzer weiß einen feinen Unterschied, indem er behauptet, „die Druden seien Menschen, bei deren Taufe ein Fehler gemacht worden sei". Ein Volksspruch heißt: Aus jungen Druden werden alte Hexen. Übrigens kennt der Volksmund noch eine andere Vorstufe zur Hexenschaft: den sogen. „bösen Blick", der jedermann und jeden Gegenstand „zu verneiden" vermag. Hierher zu rechnen ist auch der sogen. „böse Angang". Ihr selbst habt vielleicht schon irgend einmal die Äußerung gehört: „Heut früh ist mir zu Anfang ein altes Weib über den Weg gelaufen. Da hab ich mir schon gleich gedacht, daß das Geschäft oder der Gang nichts taugt (oder daß aus der Sache nichts wird)." Alte Weiber gelten eben als Unglückbringerinnen, ebenso gewisse Tiere, wie Hasen, Hunde, Katzen, Spinnen, Kröten, Elstern, Raben ꝛc. Man wähnt in jenen Tieren böse Geister, welche die Tiergestalt angenommen haben, oder verdammte Seelen, welche im Tierkörper stecken. Um die Wirkung des bösen Angangs aufzuheben, geht der Abergläubische drei Schritte zurück oder ganz nach Hause, um den Weg von neuem zu beginnen.

Du, Papa, unsere Magd sagte immer, die Weiber, welche Hexen seien, kenne man gleich; die seien schon gezeichnet. Woran sind sie denn äußerlich erkennbar?

Ah, du freust mich! Wofür rede ich denn?

O, sei unbesorgt, ich glaube doch nicht an Hexen! Ich wäre bloß riesig neugierig.

So?! Und dann würdest du dir deine dummen Verdachtsgedanken machen. Nein, dazu gebe ich mich nicht her, wahrhaftig nicht!

Ei, ich weiß ja doch schon etwas. Du hast nämlich im Laufe des Gespräches vorhin erwähnt, die Hexen hätten ein Siegel oder Mal auf dem Rücken.

Also brauchst du dir bloß jedes alte Frauchen schnell auskleiden zu lassen, scherzte Walter, der Bruder.

Nein, nicht notwendig, äußerte Gertrud schmunzelnd. Ich weiß von unserer Magd noch andere offensichtliche Kennzeichen: zusammengewachsene Augenbrauen, rote, triefende Augen, verwirrtes, struppiges Haar, gelbe Gesichtsfarbe, wackeliger, entenähnlicher Gang. Die Hexen können einem nicht ins Gesicht sehen, über keinen Besen gehen. Zum Erkennen gibt es auch besondere Hexenschemel aus neunerlei Holz, das keine Frucht getragen. — In der Christmette

Halt ein! rief der Vater fast erzürnt. Da haben wir ja den größten, offensichtlichsten Unsinn, um einen jeden ganz harmlosen Menschen zu verdächtigen. Es gibt wohl tückische und boshafte Menschen in der Welt, aber — Gottlob, keine Hexen mehr, die zaubern können. Merk dir das; sonst machen wir bei dir, du schlimme, kleine Hexe, die hinter meinem Rücken solches Zeug erforscht, mit dem Ausstaupen den Anfang!

Uh, ich fürchte mich schon vor mir selber! sagte Gertrud und sprang lachend davon.

Die Drud.

Eines Abends, nachdem die Magd ihre Arbeit getan hatte, ging sie in der Stube unruhig von einem Fenster zum andern hin und her, schaute hinaus und schien recht besorgt, daß es draußen so schlechtes Wetter war. Da sagte der Bauer, das Wetter könne ihr ja gleichgültig sein, weil sie nicht hinauszugehen bräuchte. O, gestand jetzt jammernd die Dirn, dem sei es nicht so; sie müßte heute noch fort. Als der Bauer und die Bäuerin darauf mit Fragen weiter in sie drangen, brachten sie (mit lauter Benzen) heraus, daß sie eine Drud sei und noch ins „Drucken" fort müsse. Der Bauer wollte solches nicht recht glauben, weil die Dirn sonst ein recht braves Ding war. Da bat das Mädchen:

Wenn ich dein Roß drucken dürfte, brauchte ich nicht fortzugehen und wäre erlöst. Aus Mitleid erlaubte es ihm der Bauer. Richtig, am andern Morgen ist das Roß tot im Stall draußen gelegen!

Erzählt von der Dienstmagd Marl im Wieshof im bayer. Walde.

Mai- und Pfingstbräuche.

Zu Ostern schlägt die Natur die Augen auf,
zu Pfingsten prangt sie im bräutlichen Schmuck!

Wenn der holde Blütenmai herankommt, da knospet einem das Herz auf vor lauter Freude. Und wenn die Vögelein hell und laut jubilieren in Feld und Wald, da treibt es einen hinaus zu fröhlicher Frühlingsfahrt, um auf waldumkränzter Höhe — wie es unsere Altvordern schon vor zwei Jahrtausenden getan — mit Jauchzen die Licht- und Lebensquelle am Himmel frühmorgens zu begrüßen, oder um in taufrischen Gefilden die ersten Wunder der blumenprangenden und früchteschaffenden Mutter Erde zu schauen. Seit unvordenklichen Zeiten ist der Mai eine Freudenzeit des germanischen Volkes. Zahlreich und mannigfach sind darum auch die Mai- und Pfingstbräuche in deutschen Gauen.

A. Wasserkult.

In den Walddörfern des Thüringer Waldes hüllen sich am 1. Mai halberwachsene Jungen vom Fuß bis zum Scheitel in frischgrünes Birkenreisig. In der Rechten tragen sie eine Haselgerte. So durchschreiten sie die Straßen des Ortes. Die Straßenjugend sucht diese „Laubmännchen" (Grünmännchen) zu haschen und in einen laufenden Brunnen oder in den Ortsbach zu tauchen. Denn

„ist der Mai recht frisch und naß,
füllt er dem Bauern Scheun' und Faß."

Die Maidarsteller lassen sich aber eine solche Behandlung nicht gutwillig gefallen. Es setzt von ihrer Seite manch' kräftigen Schlag mit der Lebensrute ab.

Eine ganz ähnliche Bedeutung hatte einmal „das Wasservogelspiel", das ehedem auf Südbayerns Hochfläche an Pfingsten veranstaltet wurde. Im Markte Wurmannsquick (bei Eggenfelden) im

gesegneten, niederbayerischen Hügelgebiete, ebenso in der hopfenreichen Hollertau (zwischen Ilm und Amper), ferner im oberen Donautal und in den angrenzenden Tälern der kleinen, schwäbischen Donauzuflüsse Zusam und Schmutter &c. erhielt sich das Spiel bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts.*) Am Pfingstmontag nachmittags vor oder nach der Vesper versammelten sich die jungen Bursche eines Dorfes und entschieden durch das Ziehen von Hölzchen oder durch Wettlaufen, wer der Wasservogel sein müsse. Es traf den letzten. „Dieser wurde ganz in frischgrünes Buchen- oder Birkenreis (die Lebenszeichen des Frühlings) oder auch in Binsen (die Wahrzeichen des Wassers) eingehüllt; zum mindesten mußte seine Kopfbedeckung (in Form eines Spitzhutes) aus Schilf und Moosröhricht sein." (94) (Vergl. Ausstattung bei der Sommertagfeier und beim Todaustragen!) Der so Verkleidete versteckte sich in einem nahen Bauernhofe oder wurde am Orte seiner Verkleidung von zwei Wächtern mit hölzernen Säbeln oder Spießen streng bewacht.**) Die anderen Burschen machten sich derweil beritten und sprengten heran, den Wasservogel zu fangen. Nach einer kurzen Gegenwehr, einem Scheinkampf, der selbstverständlich für den Wasservogel keinen Erfolg hatte, zog man zum Ortsbache oder Flusse. Dort sprach der Wasservogel einen Reim; seine Gegner erwiderten mit einem Gegenspruch. Darauf wurde der Arme ins Wasser gestoßen; „denn alljährlich will der Fluß sein Opfer haben," sagt dort das Volk. In der Augsburger ländlichen Umgebung war dabei einst folgendes Sammellied gang und gäbe:

„Pfingsten ist komme',
da freu'n sich Alte und Junge.
Wir reiten, wir reiten den Wasservogel:
Wir wissen nicht, wo er ist hingeflogen.
Ist er geflogen über das Ried (oder das Meer),
macht den Fischen das Wasser trüb,
so trüb, so trüb bis auf den Boden.
Da meinet die Mädla, wir sollet sie loben.
Wir lobet sie nicht, wir lobet sie nicht;
wir loben die schwarzbraunen Augelein
mit ihren schönen Kränzelein (das Zeichen der Jungfrau)."

---

*) Zu Sauerlach unweit München ward der Wasservogel noch 1840 gefeiert. Auf einer hohen, mit Bändern und Kränzen geschmückten Stange wurde von drei Burschen eine Puppe, welche den Wasservogel darstellte, einhergetragen und eine Bauernhochzeit in spaßhafter Weise nachgeahmt.

**) Konnte er entlaufen, rannte er schnurstracks ins Wirtshaus, wo die säumigen Wächter die Zeche zu bezahlen hatten.

Oder: „Wir singen und bringen den Wasservogel.
Kein Mensch weiß, woher er geflogen.
Er ist geflogen wohl über das Ried
und macht den Mägdlein das Wasser trüb,
so trüb bis auf den Boden &c."

„Und wenn die Bauern uns wöllet das Pfingstreiten verbieten,
nachher wöllet mir ihnen keine Roß mehr hüten (also ursprünglich ein Brauch der Pferdehirten!)
Kein Roß nie hüten, kein Füllen mehr treiben;
kein Korn mehr schneiden;
nachher wöllet mir alle gen Friedberg reiten (Städtchen mit Schloß bei Augsburg).
Gen Friedberg reiten ins obere Schloß,
da kommen die Bauern und holen die Roff'.
Und wann die Bauern die Roff' wollen haben,
nachher müssen sie einen Sack voll Taler mittragen.
Ein Sack voll Taler ist no(ch) nit g'nug,
Ein Hut voll Batzen (alte Münze) g'hört au(ch) dazu.
Ein Hut voll Batzen ist no(ch) nit g'nug,
ein Krätzen (Korb) voll Goißle (Geißeln) g'hört au(ch) dazu.
Ein Krätzen voll Goißle ist no(ch) nit g'nug,
ein Hafen voll Schmalz g'hört au(ch) dazu.
Ein Hafen voll Schmalz ist no(ch) nit g'nug,
ein Krätzen voll Eier g'hört au(ch) dazu &c.
Jetzt wollen wir den Bauern danken
mit lauter Schwaaben (reichlichem Wasseraufgießen, altbayerisch schwoab'n) und Schwanken (ähnl. Bedeutung. Man denke an Krug „ausschwanken").
Schwaaben und Schwanken sind uns wohlbekannt,
wir bieten der Bäuerin die rechte Hand. Ade!" —

Oder das Lied hatte folgenden Ausgang:

Wir wünschen dem Bauern a glückselige Stund!
A glückselige Stund isch no nöt gnua,
a Hafen voll Schmalz g'hört au derzua;
a Hafen voll Schmalz isch no nöt gnua,
a Krätza (Korb) voll Oir (Eier) g'hört au derzua;
a Krätza voll Oir isch no nöt gnua,
A Beut'l voll Taler g'hört au derzua;
a Beut'l voll Taler isch no nöt gnua,
a schöane Maia (Maibaum) g'hört au derzua;
A schöne Maia isch no nöt gnua,
's Himmelreich g'hört au derzua.
Jatz(t) isch gnua;
jatz(t) laufen die Buben 'm Wasservogel zua.
Oir, Schmalz und Geld
regiert die ganze Welt. (Zusam.)

In etwas anderer Form ging das Spiel in der Hollertau vor sich. Da war der Sammelplatz der jungen Bursche das Gemeindeholz. Jeder Bursch erschien in seinem Feststaat und beritten. Während

sich die Teilnehmer aufstellten, sammelten zwei Reiter, der eine dorfauf, der andere dorfab von den Bäuerinnen Geldspenden, Schmalz und Eier für die Wasservogelkasse. Endlich ritt der Zug aus dem Wäldchen. Lautes Freudengeschrei der Kinder verkündigte sein Nahen. Langsam bewegte er sich durchs Dorf zum Bache. Da hatten zwei Männer schon mit Brett und Faschine das Wasser etwas eingedämmt. Beim aufgestauten Tümpel standen zwei kräftige Dorfschöne, aber in ganz alten Werktagskleidern. Sie harrten des wilden Wasservogels.



Sein Gesicht war mit einer Rindenlarve bedeckt, hatte eine klotzige Nase und ein Nußknackermaul. Auf dem Leibe trug er ein struppig Gefieder aus Birkenreisig und Heidekraut, so daß ihn in seiner Vermummung niemand zu erkennen vermochte. Nachdem er in den Tümpel geritten war, schwang er sich vom Pferde. Die Mädchen fingen ihn auf, nahmen ihm die Larve ab und wuschen ihn. Darauf legte er seine Arme um den Nacken der beiden Mädchen und sie tauchten nun gemeinsam dreimal unter. Damit hatte die symbolische Handlung ihr Ende. Der Wasservogel bestieg wieder sein Pferd und sprengte mit seinen Kameraden um die Wette heimwärts. Als Wasservogel und als Taucherinnen wurden nur brave, tadelfreie, unbescholtene Leute gewählt. Ihr Amt war eine Ehre. Bei der Nachfeier im Wirtshause hatten die Helden des Spieles bei Schmaus und Tanz den Vorrang. Aus den reichen Eierspenden der Bäuerinnen wurde für Burschen und Mädchen die ländliche Lieblingsspeise, „das Eierschmalz", hergestellt. (95)

In anderen Gegenden (z. B. an der Kamlach) ging dem Spiel ein Wettritt um den Maien, ein mit Eierschalen und farbigen Bändern verziertes Birkenbäumchen, voran. Der Erste — der Sieger — trug dann das **Maienbäumchen**. Der Letzte — der Schwächste — mußte

der Wasservogel, Butz oder Lümmel sein. Auf der schwäbischen Alb wurde zuerst ein Ringen veranstaltet und der Unterliegende mußte den Pfingstvogel machen. Im oberen Neckartal, im württembergischen Schwaben, hieß der Pfingstheld „Pfingstreck", im Badischen auch „Pfingstdreck" oder „Pfingstg'häs" (wegen seiner sonderbaren Umhüllung, Häs, d. i. Kleid), oder Pfingstpflütter (Vögelchen, Nesthockerchen, das zuletzt ausgeschlüpft ist), in dem Westrichgebiet der Rheinpfalz „Pfingstquack", in der Schweiz „Pfingsthüttel".

Mit dem Spiele hatte es wohl folgende Bewandtnis: Bei unseren Altvordern war allgemein der Glaube verbreitet, daß jedes größere Wasser (jeder Strom, jeder tiefe See ꝛc.) „alle Jahre oder alle sieben Jahre sein Opfer fordere". Um jegliches Unheil abzuwenden, brachte man daher den Gewässern im Frühjahre, wenn sie am mächtigsten anschwellen, aber auch den größten Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Erde ausüben, versöhnende Opfer dar. „Flußopfer gehören zu den ältesten Zeugen germanischen Religionsgebrauches," erklärt J. v. Negelein in seinem Büchlein „Germanische Mythologie." Der Zweck des Brauches war wohl die Besänftigung der Fluten und die Erzielung größerer Fruchtbarkeit der Erde durch das erquickende und befruchtende Naß (gleichviel ob Regen oder Flußfluten). Bei den Slaven werden heute noch den Quellen Hühner und Tauben geopfert. Auch die spielende Verkleidung der alten Opfermenschen, die Verhüllung der „Pfingstlümmel" oder „Pfingstklötzel" (wie sie im Elsaß heißen) in Reisig und Laub, ist wesentlich. Man nimmt an, die merkwürdige Umhüllung hatte den Zweck, das Opferwesen in einer der Opfergottheit angenehmen Gestalt herzustellen, so daß es das Wohlgefallen der letzteren zu erwirken und diese zur Güte und Milde zu stimmen vermochte. Man feierte damit zugleich den Einzug des Maien (des Sommers) mit seinem neuen Leben in der Natur, mit neuer Fruchtbarkeit. Daraufhin weisen der Maienbringer oder Maibaumträger und die Eier und Blumen ꝛc., womit man den Maien schmückte. Wenn der Pfingst- oder Wasservogel, dieser letzte Bote ins Sommerland gekommen, ist's mit dem Winter endgültig vorbei.*) Die Symbolik des Wasseropfers „ist dem

*) Durch bischöfliche Verordnung wurde das Wasser- oder Pfingstvogelspiel im Bistum Eichstätt schon 1696 verboten und gesagt, es sei nicht gestattet, um milde Witterung für die Erntezeit zu erhalten, am Pfingstmontag einen in Reisig gekleideten Menschen ins Wasser zu werfen und dann in feierlicher Prozession um die Felder zu tragen

Menschengeschlecht so natürlich, sagt Elard Hugo Meyer in seinem trefflichen Buche ‚Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert‘, daß Slaven wie Hindus, Neger wie Indianer, bei anhaltender Dürre einen Menschen ins Wasser werfen.“

Was ist der Brauch des Hostienschutzens, das heute noch alljährlich im ehemaligen Schifferdorfe Oberndorf bei Laufen an der Salzach (unweit Salzburg) stattfindet, anders als ein ursprüngliches Flutopfer? Am Sonntag nach Fronleichnam veranstaltet die Schiffergarde von Oberndorf in roter Galauniform einen feierlichen Umzug zu Wasser. Während der Prozession werden vom Geistlichen Hostien in den ungestümen Salzachfluß geschleudert (geschutzt). Längst hat sich die einst äußerst rege Salzschiffahrt auf der Salzach aufgehört, die alte Sitte aber hat sich bis heute erhalten.

Auch die Ringopfer, die früher unseren größeren Seen (dem Walchensee, Ammersee u. a.) dargebracht wurden, sind zweifellos nichts anderes als Flutopfer. Von den meisten dieser Gewässer ging nämlich die Sage, daß sie im Falle eines Ausbruches das ganze umliegende Land weit und breit vernichten würden. Die Kirche nahm den alten Brauch auf und bildete ihn in christlichem Sinne um.

In manchen Dörfern genügte statt des Ins-Wasser-werfens oder Untertauchens, wie es mit dem Laubmännchen und Wasservogel geschah, das Übergießen mit einem Kübel Wasser. So z. B. wird im Oberpfälzer und im unteren bayerischen Walde der „Pfingstel oder Pfingstschwanz“ behandelt. Letzterer ist nichts anderes als ein zusammengeschrumpfter Pfingstputz- oder Wasservogelaufzug. Hier hat der Pfingstel zu seinem Strohkleide als besondere Auszeichnung einen langen Schweif erhalten. Mit ihm schreiten etliche Gefolgleute von Haus zu Haus. Zuerst treten nur die Begleiter in die Stube und sagen: (96)

„Wir treten ins Pfingstels sein Haus,
Da schaut der Herr Pfingstel zum Fenster raus.
Moant der Pfingstel, mir san die schlechten,
derweil san ma Pfingstels seine Knechten.
Der Erste is der Schadenfroh,
geiht in Stadel und schneid' a Stroh.
Der Zwoat' is der Langsam,
geiht in Stadel und kehrt 's Gso(d) z'samm!
Der Dritt' is der Mistfaul,
geiht in Stall und mist' sein Gaul.
Der Viert' is der Z'freß'n,
hat den Löffel im Maul vergess'n.
Der Fünft' is der Kochlöffelstiel,
wo er geiht und steiht, frißt und sauft er z'viel.

Der Sechst' is der Langkrag'n,
geiht in d' Kuchl und laßt si(ch) a
Wurst brat'n.
Der Siebt' is der Pfingstel.
Der Pfingstel laßt si(ch) beig'n und
schmeig'n
und in a kloans Haferl einscheib'n.
In a kloans Haferl gehit nöt viel 'ein,
als a paar Maß Schmalz und a paar
Schilling Oar.
Könnt ja nöt viel sein —
Pfingstel herein!"

Nach solcher Aufforderung wagt sich der Pfingstel in die Stube und ruft:

„Hopsassassa,
da war' i aa!
Heunt Nacht bin i auf d'r Ofenplatt'n g'sess'n,
hab' ma d' Ruff'n und Schwob'n a Loch in Fueß einig'freff'n.
Gebt's ma a paar Maß Schmalz und a paar Schilling Oa(r),
daß i ma mein Loch wieder zuheilen ko!
D' Ruff'n und Schwob'n san davo,
's Loch aber hab i no(ch)."

Die Bäuerin versteht die Mahnung, holt Eier und etliche Löffel Schmalz und reicht solche Spende dem Kürb'ntraga (Korbträger). Freudig bewegt sprechen die Gesellen zum Schluß:

„Habt Dank, habt Dank, ihr Herren und Frauen!
Wir wollen es schon vergleichen
mit Trommeln und mit Pfeifen,
mit Spießen und mit Stangen,
auf's nächst Jahr wieder etwas zu erlangen."

Originell ist besonders der Umzug, wie er im unteren bayerischen Wald, in der Waldkirchener Gegend, am Pfingstabend stattfindet. Ein Bursche macht den Pfingstel oder Moar (Meier) mit dem Sammelkorb; etliche Bursche laufen als des Pfingstels Knechte mit. Im Wechselgesange wird folgendes Lied vorgetragen: ([97])

Vorsänger: Wir reisen daher vom Abendstern
wohl in der heiligen Pfingstnacht.
Chor: Z'abends schlaft's nöt, z'abends wehr, reisen wir daher.
Vorsänger: Wir reisen über a grüne Wies',
begegnet uns der Herr Jesu Christ.
Chor: Z'abends schlaft's nöt, z'abends wehr, reisen wir daher.
Vorsänger: Wir reisen über a grüne Au,
begegnet uns uns're liebe Frau.
Chor: Z'abends schlaft's nöt ꝛc.

Nach dieser christlich-frommen Einleitung kommt ein Lob auf den Bauernstand, dann beginnt das eigentliche Wasservogellied:

Vorsänger: Wir san no bresltrucka
als wie a Ofagluca.
Chor: Z'abends schlaft's nöt ꝛc.
Vorsänger: Der Bauer hat a faule Dirn,
weil wir no koa Wasser g'spür'n.
Chor: Z'abends ....
Vorsänger: Der Bauer hat an hohen Schrot (eine hohe Altane)
und a große Wassersnot.
Chor: Z'abends ....
Vorsänger: Floigt a Käwerl übers Da(ch)
es wird uns doch nöt regna a(b).
Chor: Z'abends ....
Vorsänger: Tuat's nur fleißi(g) giaß'n,
es tuat uns nöt verdriaß'n.
Chor: Z'abends ....
Vorsänger: Wir haben einen solchen Moar (Maier = Meister)
der tuat so wild um Oar (begierig nach Eiern).
Chor: Z'abends ....
Vorsänger: Dreißge war'n (wären) ja gar nöt viel;
vierzga war' (wäre) das rechte Ziel.
Chor: Z'abends ....
Vorsänger: I hör' scho(n) d'Schlüssel klinga;
sie wern (werden) uns glei was bringa.
Chor: Z'abends ....

Die Bäuerin willfahrt dem Ansuchen und spendet Eier, gießt aber mit der anderen Hand zugleich eine Kanne Wasser über den Pfingstel. Auch beim Austritt aus dem Hause kann es ihm passieren, daß er noch von der Altane aus von einer Dirne, die sich versteckt hält, rasch einen Guß kühlen, gewünschten Wassers erhält.

Im Isargauland und Abenstal lautete das Pfingstellied einmal kurz und gut:

„Pfingstl ha, Pfingstl ha! Der Pfingstl is da!
Nehmts a Krüagl voll Wasser und schütt's eahn brav a (ordentlich an)!
A Krüagl voll Wasser is no nöt gnua,
a Brocken Schmalz wie a Roßkopf g'hört aa dazu,
und a Schilling Oar und a Laib Brot,
so hat der Pfingstl koa Not —" (und die Ernte wird reich sein).

Die badischen Pfingstreckaufzüge, bei denen außer dem Pfingstling auch Tauträger, Reifheuler ꝛc. auftraten, zeichneten die Situation bündig mit den Versen:

„Der Winter ist vorbei. Der Sommer ist do.
Der Pfingstreck muß zum Baden goh ..."

Zu Wirschleben im Anhalt'schen werden am Donnerstag nach Pfingsten zwei Mädchen mit Musik zum Saalefluß hinausgeleitet und dort untergetaucht oder bloß übergossen. In Steiermark (bei Cilly) hüllt man nach andauernder Trockenheit einen Jungen in Laub und läßt ihn von der Dirn im Hause mit Wasser übergießen. (98) In vielen Orten des fränkischen Jura begießt man heute noch die Mädchen, die im Mai zum ersten Male Grünfutter heimholen. Die Mädchen legen zu diesem Gang ihr schönstes schwarzes Mieder an. Sehnsüchtig spähen sie am Rückweg hinter Zaun und Hecken, ob wohl der Bursche wartet mit dem frischen Naß. Listig lauert er und vollzieht an Dirn und Grün eine reiche, frohe Frühlingstaufe. In der Geiselhöringer Gegend bei Straubing, dem Herzpunkt der bayerischen Kornkammer, wird der Knecht, wenn er im Frühjahr zum erstenmal ins Feld fährt, bei der Rückkehr an der Hofeinfahrt von den Weibsleuten tüchtig mit Wasser begossen, „damit er nicht schwarz wird, d. h. unter der Sonne zu sehr leidet." Alles deutet darauf hin, daß wir diesen Brauch als ein Befruchtungssinnbild, als einen Regenzauber zu verstehen haben. Man verehrte durch ihn gleichsam die wachstumfördernde Kraft des Wassers, das als Regen auf die durstigen Fluren niederströmt oder als Tau allmorgentlich die Auen erquickt. „Die Berührung des irdischen Wassers mit Erdengrün galt dem himmlischen Wasser zur Nachahmung; man wollte durch das gras- und laubverhüllte Opfer, das mit Wasser begossen wurde, befruchtenden Regen auf Weide und Wald herablocken. „Der Sinn der Handlung ist klar," sagt Grimm, „es ist die geheime, echte, symbolische Beziehung des Mittels auf den Zweck." — Wasser erfrischt, nährt, reinigt. Denken wir beispielsweise an das Untertauchen bei einem Sommerbad, das reinigt und neue Kraft und Stärke gibt! (Dieser Gedanke der Reinigung, Erlösung, Versöhnung, Kraft und Stärke findet sich in der christlichen Taufe, ebenso wie im heidnischen Untertauchen.) Einen ähnlichen Zweck wie das Untertauchen und Begießen hatte ehemals das Wälzen der erwachsenen Jugend im frischen Maitau, das unter dem Namen „Madlenbaden" im vorigen Jahrhundert noch lange im Vintschgau und (bei Marburg) in Steiermark üblich war. Die Jungfrauen wendeten es hauptsächlich an, um Anmut und Lebenskraft zu erlangen. (Wechselwirkung zwischen Vegetationskraft der Erde und Jugend.) Der Regenzauber (der Regenbrauch) galt stärker als der Tauzauber. Allgemein verbreitet ist

heute noch der Glaube: Wenn der Priester beim Messelesen ein grünes Gewand anhat, gibt es bald Regen.

Dem Maienregen schreibt das Volk eine besondere Kraft zu. Von ihm sollen bekanntlich die Haare recht lang wachsen. Er ist überhaupt nicht bloß dem Gedeihen und Wachstum der Fluren, sondern auch der Jugend außerordentlich förderlich. Muntere Kinder springen gern in den warmen Maienregen und lassen einen kleinen Guß über sich ergehen. Ein uralter Volksreim mahnt:

„Regen, Regentropfen,
die Buben muß man schopfen"
(beim Schopf in die Höhe ziehen [beuteln]
zum Zeichen des Wachsens).

Oder: „Rege', Rege' Tröppche'
fall mer uff mei Köppche',
fall mer nit daneme,
daß ich länger leme!" (Pfalz.)

Wie sehr die Naturvölker den befruchtenden Regen schätzen, dafür gibt uns eine Stelle in Dr. Karl Doves Reiseschilderung „Südwest-Afrika" einen köstlichen Beweis. Dort wird nämlich erzählt, wie ein Dorfältester zu dem Gelehrten kam und diesen — für einen Regenmacher (Wetterzauberer) haltend — herzlich bat, „es auch in diesem Jahre reichlich regnen zu lassen, damit ihr Mais und ihre Kürbisse gedeihen, ihr Viehstand wachsen möchte und ihre Herzen fröhlich werden könnten".

Ein uralter, deutscher Pfingstbrauch, dessen Wurzeln sicher bis in die Zeit des Heidentums zurückreichen, ist auch die Schmückung der laufenden Dorfbrunnen und Quellen, wie dies namentlich noch im Thüringerwalde geschieht. Da ziehen am Vorabend des Festes Bursche in den Bergwald, um die vom Förster angewiesenen Zierbäume (meist Lärchen) zu fällen und heimzuschaffen. Die Mädchen haben schon Tage vorher Kränze und Girlanden gewunden und lange Ketten aus ausgeblasenen, farbigen Eiern und bunten Papierstreifen hergestellt. Im Verein mit den Burschen richten sie nun die Bäume auf, ziehen Girlanden zum Brunnen, bekränzen diesen, daß er wie in einem grünen Baldachin erscheint und schmücken hierauf festlich das ganze Dorf. Die Brunnen bleiben aber die Hauptzier des Ortes. Fröhlich hüpft und tanzt die Jugend um die Spender des erquickenden Nasses. Von den seligen Kinderherzen ahnt wohl keines, daß deutsche Knaben und Mädchen schon vor vielen Jahrhunderten ähnliches getan haben und daß ihre Feier nur der Nachklang eines Freuden- und Dankfestes ist, das einst zu Ehren heidnischer Wassergeister fast

allerwärts in deutschen Landen veranstaltet ward, wenn Quelle, Bach und Strom, aus Eisesfesseln befreit, wieder munter dahinflossen und die Erde befruchteten. (Die Quelle dringt als eine Art lebendes Wesen im Frühjahr mit frischer Kraft aus Berg und Erde.) Ihr werden die Blumenopfer dargebracht. Im Schwäbischen wurden (wie eine alte Beschreibung der Stadt Memmingen erzählt) die Brunnen am 1. Mai bekränzt; auch wurden in den Straßen Maien (Birken oder Tannen) aufgesteckt.

Der allgemeinen Festesfreude gab man durch Singen und Musik am Maimorgen lebhaften Ausdruck (Maiansingen und Maianblasen).

In Würzburg wie in ganz Franken war der Maiengang und Maiensang bis Ende des 18. Jahrhunderts allgemein üblich. „Die Mädchen", erzählt Schöppner, „sammelten sich am 1. Mai in kleinen Chören und zogen von Haus zu Haus. Eines trug ein Birkenbäumchen, das man den Maien nannte und das mit bunten Bändern geschmückt war. Um diesen Baum tanzten sie — Hand in Hand verschlungen — singend einen Reihen. Dann empfingen sie an jedem Hause eine Kleinigkeit an Geld, das gesammelt und zur Veranstaltung eines festlichen Abendschmauses verwendet wurde." Das Lied der Mädchen lautete:

„Der Maie, der Maie,
ist gar 'ne schöne Zeit.
Da soll man lustig und fröhlich sein
lustig und fröhlich:
die Jungfrau und der Ehelich!
Das Patschen, das Patschen
gefällt uns gar wohl;
es muß ein reicher Kaufmann sein,
der uns ernähren soll.
Laßt die Jungfern springen;
laßt die Vöglein singen!
Der Maie, der Maie,
ist gar 'ne schöne Zeit."

In etlichen Gegenden Mährens und Böhmens soll das Maianblasen in der Nacht zum 1. Mai noch üblich sein.

Hier sei auch gleich an das Pfingstschießen erinnert, das vor einem Menschenalter in der Oberpfalz noch sehr gebräuchlich war. Unangesprochen schlich sich der Bauer frühmorgens vor Sonnenaufgang auf seine Felder hinaus. Dort schoß er dann kreuzweise (gegen den Bilmes) über den Acker, oder er ging um die Felder und machte bei jedem Acker einen Schuß (gegen Hexen und böse Geister). Der Hexenaberglaube machte sich auch darin bemerkbar, daß man an Pfingsten wie in der Nacht zum 1. Mai drei geweihte Stückchen Hauswurz über die Stalltüre innen hing.

Am 1. Mai oder um diesen Zeitpunkt (von Georgi, dem 24. April, bis zum „alten Maitag", dem 12. Mai) fand früher regelmäßig der

erste Weideaustrieb mit Umblasen des Gemeindehirten statt. Dieser Tag ist vielerorts noch ein halber Feiertag, an dem die ganze Dorfjugend hilfreich auf den Beinen ist. Die Maibräuche sind zum Teil uralte Bräuche aus dem Hirtenleben. Ein unverfälschter Hirtenbrauch hat sich noch in manchen Gegenden Altbayerns (z. B. im Bezirk Aichach) erhalten: das sogen. Hörndlabschneiden. Ende April oder anfangs Mai wird frühmorgens im Dorfkirchlein eine Hütmesse gelesen, wobei der Hirte, der sonst nicht die einflußreichste, geachtetste Rolle in der Gemeinde einnimmt, als erster zum Opfer geht. Nach dem Gottesdienste schreiten Hirte, Bürgermeister und Gemeindepfleger von Bauernhof zu Bauernhof und sägen den Rindern die während des Winters scharf gewordenen Spitzen der Hörner ab. So kann sich dann das Vieh auf der Weide durch Stoßen nicht so leicht Schaden zufügen, wenn es in den ersten Tagen des Auslassens und Zusammengewöhnens der Übermut quält. Als Lohn für das Hörndlabschneiden spendet die Bäuerin für jede Kuh ein Ei. Die gesammelten Eier werden nach Beschluß des Geschäftes von den dreien gleichmäßig verteilt. Dann wird ins Wirtshaus gegangen, wacker gezecht und über den mehr oder minder besseren Viehstand der verschiedenen Höfe Unterhaltung gepflogen. (In manchen Orten der Rheinpfalz geschieht das Hörnerabsägen und Klauenabschneiden durch den Hirten schon an der Fastnacht.)

Der Pfingsttag bietet dem Dorfhirten im niederbayerischen Hügelgebiet erwünschte Gelegenheit, sich an der faulsten Dirne im Orte ein wenig zu rächen. Wenn nämlich mittags das Vieh ausgelassen wird, hängt er einer alten Kuh aus jenem Stalle, wo die Magd besonders lässig war und ihn durch ihre Saumseligkeit am meisten ärgerte, einen großen Spottkranz um. Jedermann im Dorfe weiß, wie diese Schmückung heute aufzufassen ist und wem er damit eigentlich „eins hat anhängen wollen". — Im Fichtelgebirge rufen die Hütbuben demjenigen Jungen, welcher an Pfingsten zuletzt austreibt, den Namen „Pfingstlümmel" zu. Der erste aber führt den ganzen Sommer über den Ehrentitel „der Frühauf". — Der Neckruf „Pfingstlümmel, Pfingstel oder Pfingstschwanz" für denjenigen, welcher an Pfingsten, wenn die Sonne am frühesten aufsteht, am spätesten aus den Federn kriecht, ist fast allerwärts bekannt und beliebt. Begierig erkundigen sich die Jungen der Nachbarhäuser: „Wer ist denn bei euch Pfingstel

worden? Im oberpfälzischen Schwarzachtal höhnt man ihn mit dem Spruche:

„Pfingstschwanz, wärst vert g'storm (verwichenes Jahr gestorben),
wärst heuer der Pfingstschwanz nöt wor'n."

Im Westfälischen ruft man:

„Pingsterblome, fule Suge (faule Sau)!
Harstu eher uppestaun (aufgestanden)
har et di(r) keen Leid etaun (getan)".(⁹⁹)

Ehemals war der feierliche Schulbeginn in Stadt und Land am 1. Mai. Viele unserer Schul- und Maifeste sind ihrem Ursprunge und ihrem Grundgedanken nach nichts anderes als alte Frühlingsfeste. Schon die Namen Ruten-(Rueten-)fest, Virgatum (virga = die Rute), In die Grüne gehen, Stabenfest u. s. w. deuten das an.

B. Baum- und Waldkult.

Das Wiedererwachen der Natur zeigt sich besonders deutlich am Aufleben, am frischen Grünen des Waldes. Wald und Baum waren unseren germanischen Altvordern etwas Heiliges. Verehrten sie doch in den Bäumen des Waldes und im Walde selbst lebende Wesen! Gewisse Bäume waren den Göttern geweiht. (Donareiche!) Bäume und Wälder galten ihnen als Wohnsitze von Schutz- und Ahnengeistern. Zu diesem Glauben konnten sie leicht kommen, da unsere Vorfahren in uralter Zeit die Gestorbenen (in Tücher oder Tierhäute eingewickelt) in Baumsärgen bestatteten. Unter mächtigen Bäumen des Waldes und der Au wurde geopfert. Ist es da verwunderlich, daß unsere Altvordern zu gewissen Festzeiten heilige Bäume aus dem Walde ins Dorf hereinholten und sie vor dem Heim, vor Ställen und Scheunen aufstellten? Solche Veranstaltung bedeutete früher also viel mehr als einen bloß häuslichen Schmuck oder ein Zeichen der Festesfreude; sie galt auch der Abwehr böser Geister. Als ein Überbleibsel der ehemaligen, hohen Baum- und Waldverehrung dürfen wir sicherlich auch das Setzen des allgemeinen Dorfmaibaumes betrachten. In Südbayern geschieht dies gewöhnlich am 1. Mai, und zwar in der Hollertau noch alljährlich wie früher, im Alpenvorland nur mehr alle 3 bis 4 Jahre. Als Maibaum wird in der Regel eine recht hohe, stattliche Fichte, die mit ihrem grünen Wipfel weit über die Dächer des Dorfes hinausragt, verwendet. (Früher wurden auch Linden, Tannen,

Buchen und Birken als Maibäume aufgerichtet). Die Mädchen gaben hiezu Geld aus ihren Ersparnissen, die Bäuerinnen Eierspenden. Wie der Schutzbaum mit seinen Ästen das einzelne Haus schirmt, so schirmt der Maibaum gleichsam das ganze Dorf. Heutzutage kommt er gewöhnlich vor das Wirtshaus (beziehungsweise vor die Wirtshäuser) des Ortes zu stehen, wo beim Aufrichten gleich der Freitrunk eingenommen werden kann. Mit der Festlichkeit ist regelmäßig Musik, Freitrunk und Freitanz verbunden. Ehemals wurde der Maibaum auf einem kleinen erhöhten Anger im Dorfe, oder nahe beim Dorfe, auf dem sogen. Maihäusel, aufgestellt und im Tanz die aus den schönsten und tugendhaftesten Mädchen des Ortes erkorene Maikönigin geehrt. Ein richtiger, altbayerischer Maibaum muß folgenden Schmuck tragen: Unten Kirche und Wirtshaus, die wichtigsten geistigen und körperlichen Labstätten des Ortes, ferner Hansel und Gretel, beziehungsweise Bräutigam und Braut oder Bauer und Bäuerin,*) dann Fähnlein und vier Armbrüste, die Zeichen, daß der Bauer ein wehrhafter Mann ist, endlich Figuren von landwirtschaftlichen Geräten, als Pflug, Egge, Sense, Rechen, Gabel, Drischel, Wagen, schließlich schwebende Kränze — so groß wie Räder — um den grünen Wipfel, den sogen. Maibüschel, das Zeichen frischen Lebens in der Natur. Der Maibaum ist aber auch schon christlich gemacht worden und man sieht an ihm mitunter sogar alle Werkzeuge des Leidens Christi. Der Maibaum ist ein Symbol der Lenzesfreude und Lenzeskraft. (Warum der Maibaum bis zum Wipfel entrindet sein muß, s. S. 151!) Zur rechten Maifeier gehörte früher überall ein Wettklettern (zu den Preisfähnchen rc.) am glatten Stamme hinauf. Man hieß dies im Algäu das Maienherzen. — Im Thüringischen wird die Dorfmaie (ein schnurgerader Fichtenstamm) erst am Pfingstvorabend gesetzt. In die Zweige des Wipfels haben die Mädchen allerlei begehrenswerte Preise gehängt: Tabakspfeifen, Taschenspiegel, Zigarrenbünde, Geldbörsen, Taschenmesser, Taschentücher u. s. w. Wer von der männlichen Jugend dann Mut, Kraft und Geduld genug hat, mag es wagen, den glatten Stamm emporzuklettern. Wenn auch viele sich vergeblich mühen und — oft schon dem Ziele nahe — unter dem Gelächter der

*) Im Schwäbischen (Hauenstein) wird der Ausdruck Hans kurz für den Ausdruck Herzliebster angewendet.

Zuschauer in einem Sauser den Stamm herabgleiten, etlichen gelingt es doch, sich die Stücke zu holen. Ist das dann eine Ehre! An den beiden Pfingstfeiertagen findet unter dem Maibaum für die Erwachsenen Musik und Tanz statt. Da schwebt der Dampf der beliebten, heimischen Rostwürste über den Festplatz. An den nächsten Sonntagnachmittagen werden auf einer schnellgezimmerten Bühne unter der Maie Maifestspiele aufgeführt. Heutzutage sind dies meist Scherze über Ortsverhältnisse ꝛc.



In Mitteldeutschland ist es zu Pfingsten in vielen Gegenden auch üblich, Häuser, Stuben und Kirchen mit Maien (Birken) zu schmücken. „Ohne den Pfingstmaien kein Pfingstfest!" lautet dort ein Spruch. Drum singt auch Agnes Franz:

„Bald kommt das Pfingstfest, dann wirst du sie sehen vor jedem Hause als Zierde stehen".

Namentlich gilt das für Häuser, wo junge, heiratsfähige Mädchen sind. Am Pfingstheiligabend schleichen deshalb, wenn alles schlafen gegangen ist, junge Burschen in den Wald, um sich ein recht schönes Birkenstämmchen zu holen, das dann als Zeichen der Verehrung und Zuneigung vor die Haustüre oder an das Fenster der Holden gebunden wird. Da es nun schon vorgekommen ist, daß „der Maie" von einem Mißgünstigen gestohlen wurde (Maibaumraub = Brautraub), so läßt es sich mancher vorsichtige Bursche nicht verdrießen, die ganze Nacht über vor dem Hause seiner Braut zu wachen. In der Frühe nimmt dann das Mädchen den Maien in die Stube herein und freut sich mit nicht geringem

Stolze des schmucken Frühlingszeichens wie auch des schmucken Spenders. Herrlicher Lenz, goldene Jugendzeit![100] Jedes ehrsame Mädchen im Dorfe, erzählt Ludwig Pfeiffer aus seiner fränkischen Heimat in den Haßbergen, muß seinen Maien bekommen; schlimme, mit unlauterem Lebenswandel erhalten ein dürres Reisigbündel aufs Dach gesteckt (einen Trutzmaien, Trutzwalber), was so geschieht, daß das Zeichen der Schmach nicht leicht entfernt und von den ersten Kirchenleuten noch gesehen werden kann. Im Algäu bestand der Trutzmaie gewöhnlich aus einem möglichst häßlichen Strohmann — einem Tattermann mit zerlumptem Gewande. — In diesem Sinn sind die Verse des schwäbischen Dichters Ed. Mörike in seiner „Idylle am Bodensee" zu verstehen:

> „Aber der Gertrud will ich und ihrem Kauz (verächtliche Bezeichnung für ihren Bräutigam) einen Maien
> stecken — er soll sie nicht freuen!" . . .

Zum Zeichen des Schimpfes wurde das Wipfelchen der Trutzmaie mitunter mit Strohbüschelн behangen.

In Altbayern, wo das Setzen von Pfingstlümmeln heute noch hier und da üblich ist, versteht man darunter, wie im Algäu, einen ausgeschoppten, mit altem Gewand bekleideten Strohmann, den junge Burschen in der Pfingstnacht auf das Dach des Hauses stellen, in dem ein Mädchen wohnt, an dessen Unbescholtenheit zu zweifeln sie Grund zu haben glauben. Nicht immer ist sittliche Entrüstung, sondern sehr oft persönliches Interesse (die Rache für die Abweisung durch eine spröde Jungfrau) bei diesem „öffentlichen Schimpfantun" im Spiele. Der Lümmel sitzt da meist nicht auf dem Dache, sondern hat sich nach seiner Rächung heimtückisch entfernt.

In der Rheinpfalz, am Mittelrhein und in den angrenzenden Rheinlanden kamen die jungen Bursche eines Dorfes in der Nacht zum 1. Mai oder am ersten Maimorgen früh zusammen und erkoren einen Maikönig oder Maigrafen. Dieser hatte das Vorrecht, sich unter allen Mädchen der Gemeinde seine Maibraut oder Maikönigin auszuwählen. Dann rief er jeden anwesenden Jüngling beim Namen auf und sprach ihm ein unbescholtenes Mädchen für den Sommer über als Mailehen (Maibraut) zu. Der Bursche hatte über den guten Namen der Jungfrau, die „seinem Schutz und seiner Ehre anvertraut" wurde, zu wachen. Die Auserwählte war bis zum nächsten Jahr seine Tänzerin. Er mußte ihr einen Maibaum an die Türe stecken und sein Mailied unter ihrem Fenster singen. Da und dort wurden die Mädchen nicht vom Maikönig zugesprochen, sondern ausgelost oder versteigert.

Das Aufrichten eines Maibaums ist übrigens nicht bloß bei den deutschen Volksstämmen, sondern (nach Ch. Täuber) auch bei slavischen Nachbarvölkern ein weitverbreiteter Brauch. Die Südslaven in Österreich (Kärnthen und Krain) tanzen um den hochragenden Maibaum und feiern den Ersten des Wonnemonds kaum weniger lebhaft und fröhlich als wir Deutsche. Die hübscheste und tugendhafteste Jungfrau des Ortes wird zur Maikönigin erwählt, mit Blumen reich geschmückt und mit Ehren überhäuft. Bei ihnen erzählt man sich folgende Legende über den Ursprung des Maibaumes.

Am Morgen des ersten Mai einmal kam die hl. Walburga mit ihren Brüdern Willibald und Wunibald auf frommer Pilgerschaft in ein Dorf. Die Bevölkerung, welcher der Sinn unschuldsvoller Einfalt nicht im Herzen wohnte, nahm Anstoß daran, daß die ehrwürdige Frau mit zwei Männern herumzog und machte sich darüber lustig; ja, sie rief ihr sogar grobe Spott- und Schmähreden zu. Da stieß Walburga in heiliger Entrüstung ihren Wanderstab in den Boden und flehte: Himmlische Mutter mit dem göttlichen Kinde, sei mir Zeugin, daß ich eine tugendsame Jungfrau bin! Laß als unwiderlegliches Zeichen grünen den dürren Stock! — Alsbald sproßte junges Laub am Stab hervor. Im ersten Augenblick wußten sich die Leute vor Verwunderung kaum zu fassen. Später betrachteten sie den frischgrünenden Stab als Sinnbild des wunderbar wieder erwachten Frühlingslebens in der Natur. Seit der Zeit setzen sie zum Andenken einen Maibaum. — Also Christliches und Heidnisches wieder gemischt! — (In katholischen Gegenden Süddeutschlands findet die Schmückung der Häuser mit Maien am Fronleichnamstage statt.)

Nichts anderes als ein ursprünglicher Maibaum ist auch der sogen. Questenbaum auf dem Questenberge im Harz (unweit des Kyffhäuser). Man sieht da auf kahler Kuppe einen etwas über 10 m hohen, knorrigen entrindeten Eichenstamm in den Boden eingepflockt. Oben trägt er in Kreuzform einen Querbaum, „von dessen Enden lange Büschel von Birkenzweigen (Quasten) herabhängen. Die Mitte des Kreuzes aber schmückt ein mächtiger Birkenkranz von 3 m Durchmesser“. Mit diesem Questenbaum hat es, wie uns Hans Hoffmann in seinen Harzwanderungen erzählt, folgende Bewandtnis:

„Alljährlich am dritten Pfingsttage wird seine Schmückung von den Bewohnern des Dorfes Questenberg mit feierlichem Aufzuge bei Musik vorgenommen, woran sich dann ein großer Tanz mit freiem Questenbier schließt. Die Umwohner strömen hiezu in Scharen zusammen. Besonders festlich gestaltet sich der Zug, wenn ein neuer Baum aufgerichtet wird; das geschah früher alljährlich, dann alle zwei Jahre, jetzt nur noch dann, wenn der alte nicht mehr brauchbar befunden wird. Das Holz hat die Stolberg-Roßlaer Forstverwaltung zu liefern. Dann wird der alte Stamm in frühener Morgenstunde herausgehoben, ein Feuer angezündet und das alte Laubwerk

verbrannt. Den Sonnenaufgang begrüßen die Männer mit ernstem Choralgesang. Nach einem besonderen Questenfestgottesdienste zieht die Mannschaft mit Fahnen wieder auf den Berg, wo nun der neue Baum aufgerichtet und mit neuem Birkenlaub geschmückt wird. Karl Meyer in Nordhausen, der eine geistvolle Studie über den eigentümlichen Festbrauch geschrieben, meint, daß dieser als ein altes deutsches Maifest zu Ehren der Hochzeit des Sonnengottes mit der Erdgöttin aufzufassen sei. Der große, runde Kranz sei einst ein Sinnbild der Sonne gewesen. Die christliche Kirche hat dann den alten Gebrauch nicht ausgerottet, sondern in ihrem eigenen Sinne umgewandelt: die Maifeier wurde an das Lichtfest Pfingsten angelehnt."

Daß Vorstellungen von einer Vermählung im Lenze mit der Erde im Geiste unserer Altvorderen lebten, dürfte richtig sein. Es finden sich diesbezüglich zu viele Erinnerungen in alten Bräuchen. In manchen Dörfern des Thüringer Waldes kann man z. B. zur Pfingstzeit Kinder im schulpflichtigen Alter sehen, die singend ein Mädchen umtanzen, das mit Blumen geschmückt ist und einen Kranz frischen Birkenlaubes im Haar trägt. Es ist das sogen. Pfingstbräutchen (vergl. Maikönigin, Pfingstkönigin), das — von seinen Altersgenossen erkoren — unter Absingung von Liedern, welche dem Lob der Liebe gelten, von Haus zu Haus geleitet wird. Die Hausbesitzer, die sich durch Gesang und Tanz der Jugend geehrt fühlen, spenden den Kleinen eine freundliche Gabe. — Ein Brautspiel zur Pfingstzeit knüpft sich auch an den mindestens aus dem 15. Jahrhundert stammenden Pfingstritt zu Kötzting im bayerischen Walde. (Der erste Teil des Festes am Morgen ist eine christliche Bittprozession zu Pferde nach dem Kirchlein zu Steinbühl, dessen Türen um und um mit Hufeisen benagelt sind; der zweite Teil ist die Nachahmung einer Hochzeit mit Brautwahl, Burschenzug, Mahl, Musik und Ehrentanz.) Noch deutlicher tritt die ursprüngliche Bedeutung des Brautspiels in der sogen. Pfingstlhochzeit im bayerischen Vorwalde hervor. Am Pfingstmontag nach der Nachmittagsandacht erscheint auf der Dorfstraße vor dem Wirtshause ein wunderlicher Aufzug. Voran schreiten drei Bursche, deren mittlerer ganz in frischgrünes Laubgezweig vermummt ist. (Vergl. Laubmännchen, Wasservogel!) Er hat ein riesiges Maul und hält einen Schöpflöffel in der Hand. Das ist der durstige und hungrige Hochzeiter oder Pfingstl mit seinen zwei Beiständen. Hinter ihnen kommen drei Bursche als Jungfrauen verkleidet. Jede schleppt zum Gabensammeln einen Armkorb. Die Mittlere ist um und um mit Feldblumen und Bändern geschmückt. Man errät sogleich, daß dies

die Pfingstlbraut oder Hochzeiterin ist und daß ihre Begleiterinnen die Brautjungfern darstellen. Damit die Nachahmung des Hochzeitszuges vollständig ist, geben den Hauptpersonen noch weitere zehn Paare das Ehrengeleite. Die Schar bewegt sich unter fröhlichem Jauchzen — wie solches markig und ohrengellend nur eichenen Stimmstöcken in ländlichen Kehlen zu entquellen vermag — von Haus zu Haus. Vor jeder Türe leiert einer der Beiständer seinen Spruch ab:

San unser drei Pfingstlknecht —
lauter Noarr'n, lauter Noarr'n!
Heunt Nacht san mer erst zeiti woarn.
Der Erst' is' der Vorreiter;
der Zweit is' der Begleiter;
der Dritt' hot den Löffelstiel (den Schöpfer),
wo man den hintuat, frißt er viel.

Mit diesen Worten wird schon auf die Freigebigkeit der Geehrten angespielt. Der Schlußvers macht dies vollends unumwunden klar:

Jetzt tun mehr halt den Vetter und d'
Basl schön begrüaß'n,
daß s' uns a paar Batz'n heraschiaß'n.
A paar Batz'n san no nöt gnua,
a paar Schilling Oar (Schilling = 30 Stück
Eier) g'hören aa dazu.

(Vergl. die Schlußverse des Wasservogelliedes!)

Nun begibt sich die ganze Hochzeitsgesellschaft in die Stube und führt nach den Klängen einer Mundharmonika etliche Tänze um den Pfingstl auf. Haben Bauer und Bäuerin ihre Gaben gereicht, wird weiter marschiert. Der Umzug endet in der Hochburg aller leiblichen Dorffreuden: im Wirtshaus, wo das Geld rasch Füße bekommt.(101) — Von einer Frauensperson, die überreich mit Bändern, Blumen auf dem Hut 2c. aufgeputzt ist, sagt der altbayerische Volksmund: sie ist aufgedonnert wie eine Pfingstbraut. Drastischer klingt der Vergleich im Braunschweigischen, wo es von einem solchen Mädchen heißt: sie hat sich „upefliet" wie „ein Pfingstochse". Dort war es nämlich früher Metzgerbrauch, zu Pfingsten den fettesten Dorfochsen, den man an den vergoldeten Hörnern mit Blumenkränzen und Tüchern 2c. schmückte, durch die Straßen des Ortes zu treiben.

Das Bräutleinspiel zur Maienzeit war in Deutschland einmal allbekannt. Für Anspielungen auf bräutliche Verhältnisse bestand bei unserer ländlichen Bevölkerung von jeher große Geneigtheit. Ja, es dürfte nicht zu weit gegangen sein, wenn man sogar — wie es Professor Kauffmann in seiner „Deutschen Mythologie" tut — auch unser altes, liebliches Märchen vom Dornröschen in der Auffassung nimmt, als versinnbildliche es die Erweckung der bräutlichen Erde zu neuem

Leben durch den Königsprinzen Lenz. Nach uraltem Mythus waren Himmel und Erde das älteste Götterpaar. — Hier fällt einem auch des Dichters Logau trefflicher Sinnspruch vom Mai ein:

„Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
daß sie — jetzo eine Braut — künftig eine Mutter werde."

Zu Pfingsten waren in Deutschland früher vielerorts feierliche Ritte oder Gänge um die Gemarkung im Brauche, wobei fromme Lieder gesungen und um Beschützung der Feldfrüchte gebetet wurde.

„Der Umzug der Maikönigin oder Pfingstbraut läßt sich," sagt E. Mogk in seiner vortrefflichen germanischen Mythologie, „dem Umzug der heidnischen Ackergöttin Nerthus zur Seite stellen. Gleichwohl dürfen wir diese Veranstaltung nicht als Überrest des altgermanischen Nerthusfestes nehmen; sie mag aber wohl mit diesem aus gleicher Wurzel hervorgegangen sein. Von allen altgermanischen Gottheiten, deren die Römer gedenken, wird uns der Kult (religiöse Dienst) keiner klarer geschildert als der der Nerthus. Sieben Völker Norddeutschlands hatten ein gemeinsames Heiligtum, das auf einer fruchtbaren Tafel lag (? Seeland). Hier verehrten sie die Nerthus, id est „Terram matrem" (die Mutter Erde). Ihre große Bedeutung erhellt schon daraus, daß ihr Menschenopfer gebracht wurden. Im heiligen Hain stand der heilige Wagen der Göttin, mit Tüchern behangen. Ihn anzurühren war nur dem Priester gestattet. Sobald dieser an gewissen Zeichen die Anwesenheit der Gottheit gemerkt hatte, ward der Wagen in der Amphyktionie von Ort zu Ort gefahren. Überall waren frohe Feste, bis der Priester den Wagen dem Heiligtum zurückgab, nachdem er denselben vorher noch an geweihter Stätte gewaschen und die Knechte, die ihm bei der Prozession beigestanden, im Wasser ertränkt hatte. Es darf als ausgemacht gelten, daß wir es in dieser Umfahrt mit einer Prozession zu tun haben, die der neuerwachten Mutter Erde galt. — Die Sitte der Mai- oder Pfingstbraut, wie auch des Maibaumes, läßt sich quellenmäßig bis ins 12. Jahrhundert zurück verfolgen. In einer aus dem 13. Jahrhundert stammenden Schrift (des Aegidius) wird der niederländische Brauch des Einzuges der Pfingstkönigin aus dem 12. Jahrhundert geschildert und dabei erwähnt, daß man die herumziehende Königin noch wie eine Göttin verehrt habe."

In manchen deutschen Gegenden wurde statt der Maikönigin oder Pfingstbraut ein Maigraf oder Maikönig, der mit Blumen und

frischem Laub geschmückt war, feierlich in den Ort eingeholt. So erzählt Terpager, „der Chronist der jütländischen Stadt Ripen aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, daß man den Maigrafen (comes aestivus) schön geziert und in feierlicher Prozession durch die Stadt geführt habe und das habe man genannt ‚den Sommer in die Stadt führen' (at fore Sommer i By)." Hierher zu rechnen sind zweifellos auch „der Blumengraf" in Schweden und viele andere deutsche, blumengeschmückte und laubverkleidete, männliche Frühlingsgestalten, die in fröhlichem Aufzuge aus Feld oder Wald ins Dorf eingeführt wurden. [„Der Fistemeier", „Graskönig", „Lattichkönig", „Latzmann", „Sommergewinn" (in Eisenach) ꝛc.] Die uralten Maigrafenspiele brachten den Kampf zwischen Sommer und Winter zur Darstellung und hier berühren sich die Bräuche der Sommertagfeier mit denen der Mai- und Pfingstbräuche als Frühlingsfeste. In manchen Gegenden ließ man vielleicht aus diesen oder jenen Gründen im Laufe der Zeit ein Stück der ursprünglichen Feier weg, z. B. das Kampfspiel zwischen Sommer und Winter — und so blieb nur mehr der festliche Einzug des Sommers übrig.

Zutreffend sagt E. Mogk: „Das Herbeiholen und Aufpflanzen des Maibaumes oder der Pfingstmaie mit den Maibraut- und Maigrafenumzügen ꝛc. und all der gemeinsamen Lust und Freude an der wiedererwachten Mutter Erde gehört in den Kreis der Frühjahrsfeste." Von Wesensbelang für diese Frühlingsfeste sind die drei Kernpunkte: Schmückung einer auserwählten Person, feierlicher Umzug und frohes Gelage. — An Ostern und Pfingsten, die christlichen Hauptfeste im Frühling, lehnten sich die uralten Lenzfeiern ganz natürlicherweise an . . .

Ostern und Pfingsten sind darum dem gemütvollen Deutschen außer hohen Kirchenfesten seit jeher auch große Naturfeste — und trotz eines Zeitunterschiedes von vielen Jahrhunderten sind wir mit tausend geheimnisvollen Fäden mit der altersgrauen Vorzeit verknüpft.

Wie einmal der Teufel den Maibaum gestohlen hat.

Etliche Bursche wollten einen Maibaum setzen. Sie gingen darum ins Holz hinaus und schlugen in einem „G'füchs", wo die Bäume recht dicht stehen, einen Stamm ab. Darauf huben sie „'s Rindeln" an und schälten den Baum vom Boden (von unten) herauf. Schon war diese

Arbeit zur Hälfte geschehen, da stand unvermutet ein jagerisch Gekleideter vor ihnen und sagte: Die Müh mit dem Abrindeln könnt ihr euch ersparen, packte den Baum beim Krotzen (Gipfel) und eilte damit davon — durchs Dickicht, daß das Geäst gerade brixnt (gekracht) hat. Jetzund haben die Bursche gemerkt, daß es der böse Feind war. Keiner getraute sich, ihm nachzulaufen; sie gingen verwundert und bestürzt nach Hause.

Erzählt von Sepp Liebhaber.

Christi Himmelfahrt.

In manchen Kirchen des bayerischen Hochgebirges, des altbayerischen Unterlandes und des Algäu war es bis vor 20 oder 25 Jahren Brauch, die Himmelfahrt des auferstandenen Erlösers der versammelten, andächtigen Gemeinde sinnbildlich vorzuführen. Zwei Engel mit brennenden Kerzen wurden nach dem Nachmittagsgottesdienste an einem Seile aus einer Öffnung des Kirchengewölbes herabgelassen. In ihrer Begleitung wurde dann das Bildnis des Herrn in den Kirchenhimmel emporgezogen. Mit Rührung hingen aller Augen an der entschwebenden Gestalt Christi. Witterungsbesorgte vergaßen dabei aber nicht, genau darauf zu achten, wohin der Herr bei seiner himmlischen Auffahrt sah; denn aus dieser Richtung sollten nach der Volksmeinung im Hochsommer die meisten Gewitter kommen. Im niederbayerischen Kornland und im bayerischen Walde aß man am Himmelfahrtstage gewöhnlich nur „fliegendes Fleisch" (Henne, Taube, also Geflügel), zweifelsohne im Hinblicke auf die Bedeutung des Festes mit dem Wunsche, daß auch alle Christgläubigen für eine Himmelfahrt einst befähigt sein möchten.*) Statt des fliegenden Fleisches gab es mancherorts im Algäu sogen. Brotvögel. In Oberstaufen und Röthenbach ist dies noch der Fall. Aus weißem Mehle werden Brote in Form von Vögeln gebacken. Nach der feierlichen Nachmittagsandacht besuchen die Eltern mit ihren Kindern das Gasthaus, woselbst dann der Wirt die Brotvögel der Jugend verehrt. In Röthenbach werden die Brotformen in der Kirche geweiht und unter die Schulkinder ausgeteilt.

*) In der Gegend von Eggenfelden verschob man den Genuß „fliegenden Fleisches" auf den Pfingstsonntag.

Die alten „Kalennermänner“ in der Rhön, deren jedes größere Dorf ein paar hat, wissen für **Christi Himmelfahrt folgende Wetterregel:**

„Wird am Christi Himmelfahrtstag dem Herrn (Pfarrer) sein Chorrock naß, nachh' gibts viel und guten Flaäs (Flachs).“

Sonnwendfeuer. Johanniszauber.

(Feuerkult.)

Ehret, was die Kraft jungsprießenden Lebens versinnbildlicht!

A. Um Johanni ist die Zeit der sommerlichen Licht- oder Sonnenwende. Die Sonne hat den Sieg errungen und schreitet prangend am Himmel dahin, das jetzt zur Reife führend, was ihr belebender Strahl auf dem Frühjahrslaufe aus der Erde lockte und fröhlich sprießen und wachsen ließ. Schon im grauen Heidentum begingen die Germanen diesen wichtigen Wendepunkt im Jahre mit einer großen, festlichen Veranstaltung. Von dieser hat sich das Sonnwendfeuer durch Jahrtausende bis auf die Gegenwart **in vielen deutschen Berggebieten** erhalten. Hirten und Holzknechte oder andere junge Bursche tragen etliche Tage vor dem Feste dürres Astholz, Prügelwerk und Reisig zusammen und schichten es auf. Am Johanniabend werden dann die Holzstöße angezündet. Da kann man von den Spitzen und Hängen der Berge durch die dunkle Nacht weit in das flache Land hinein riesige Feuerbälle leuchten sehen. Früher einmal nahm auch die weibliche Jugend der Dörfer an diesen Freudenfeuern teil. Singend und jauchzend und mit gefaßten Händen wurde um die wabernde Lohe gehüpft und getanzt. Blumen, Heilkräuter und Wacholderdaas (Reisig), zu Kränzlein gebunden, wurden in dieselbe geworfen. Der Rauch und die sprühenden Funken verbreiteten deren Segen weithin. Je größer der Rauch war, desto größer galt der Segen für Feld und Vieh. Und war schließlich die helle Glut etwas niedergebrannt, so ward über dieselbe zu Paaren Hand in Hand oder Arm in Arm gesprungen, um vom Fieber und anderen „schelmischen Krankheiten“ befreit zu bleiben. Denn die Flammen des Sonnwendfeuers, das zu Ehren des Licht- und Sommergottes entfacht wurde, besaßen nach dem

Glauben unserer Altvordern (luft)reinigende Kraft und vermochten Krankheitskeime, die man sich als böse Geister oder Schelmen dachte, auszutreiben. Es ist ja bekannt, daß im Hochsommer gern Seuchen bei Menschen und Tieren auftreten. Unsere heidnischen Vorfahren wähnten darum die Luft in dieser Zeit besonders vergiftet.

Ein Buch aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts(102) gibt vom Sonnwendfeste folgende anschauliche Schilderung: „Männer und Frauen springen um das Feuer bis sie ganz matt sind. Auf dem Kopfe tragen sie Kränze aus Beifuß (Artemisia) und Eisenhart (Verbena), in der Hand Blumensträuße aus Beinwell (oder Rittersporn). Durch die Ritzen des Straußes sehen sie von Zeit zu Zeit ins Feuer, weil sie glauben, sich so für das ganze Jahr gegen Augenkrankheiten schützen zu können. Wer vor dem Erlöschen des Feuers sich entfernen will, wirft seinen Kranz und Strauß in die Glut und spricht dazu:

„Wie dieser Kranz mög' all' mein Mißgeschick
verbrennen und in nichts zergehen!"

Der Sprung übers Johannesfeuer diente der heiratslustigen Jugend auch als Orakel. Wenn sich die Paare beim Sprunge durchs Feuer nicht losließen, so war das ein gutes Zeichen, und deutete sicher auf Hochzeit. Nach dem Sonnwendfeuer führten die Bursche die Mädchen zum Met, um Schönheit und Stärke zu trinken. Am Lechrain sangen die Bursche beim Feuerspringen oder Feuerjucken folgenden Spruch:

„Unterm Kopf und überm Kopf
tu i mein Hüt'l schwingen;
Mädel, wenn du mich gern hast,
durchs Feuer mußt mit mir springen." (103)

Im Stiftsland der nördlichen Oberpfalz (Waldnabgebiet) stimmte der Bursch, wenn er seine Partnerin bei der Hand gefaßt hatte, nachstehendes Johannesliedlein an, das dann von allen Zuschauern laut mitgesungen wurde:

„Wöll ma 's G'hannesliedl singa,
über's G'hannesfeuerl springa,
daß Sank' G'hannes uns tut deut'n
ob ma 'n Weg zum Ehstand b'schreit'n.
Stieb'n die Flamma lusti für
kumma ma vor d' Heiertstür;
sengt das Feuer goua d' Houa (Haar; die Mädchen trugen darum
beim Sprung ein Kopftuch),

heier ma (heiraten wir) im annern Jouha (Jahr);
kummt der Rauch von unten raus,
wird's nix mit am Hochzetsschmaus.
Hupf nur, Moidl, saa nit schoich (sei nit scheu),
wacheln (wehen) aa dei' Röck in d' Höich!
Spring nur zu; i halt di scho! (Hier wurde der Sprung ausgeführt.)
Hopla! schau, scho san ma do!" (104)



Bei Niederalteich in Niederbayern rief der erste Springer:

„I spring übers Sonnwendfeuer!
Alle Nachbarn sind mir teuer.
Springt's mit mir allz'samm,
So wird der Haar (Flachs) recht lang!"

Von der Höhe des Sprunges hing es ab, ob der Flachs in diesem Jahre recht lang gerate.

Im Schwäbischen sprach man:

„Flachs, Flachs, daß der Flachs
des Jauhr 7 Ellen lang wachs!"

Heute noch behaupten die Bauern im altbayerischen Hochlande, der Sprung über die Flammenlohe sei sehr wirksam gewesen gegen das Kreuzweh, das sich beim Kornschneiden leicht einstellen könnte. Hohes Springen ward zur Ehre angerechnet. Von diesem Brauche mag die Redensart herstammen, „mit einem durch Feuers gehen"

oder „für einen durchs Feuer springen", also so viel Zuneigung zu jemand haben, daß man um dessen Wohl keine Gefahr scheut.

An der Glut des Sonnwend- oder Simetsfeuers wurden früher auch Wurzeln und Kräuter gekocht, um durch deren Genuß die Gesundheit zu sichern. In manchen Gegenden ließ man zur Erhöhung der Feier von den Berghängen brennende, mit Pech bestrichene Fässer oder Reife herabrollen. Diese, beim Überschlagen immer hell aufsprühend, boten den Anblick feuriger Räder (und erinnerten an das licht- und segensprühende Sonnenrad). Auch Holzfackeln wurden angezündet und damit Räder geschwungen.*) Einstmals waren die Sonnwendfeuer auch in der Ebene allgemein verbreitet. Noch vor einem Menschenalter (50—60 Jahren) war es z. B. beinahe in jedem Einödhofe des Rottales (in Niederbayern) der Brauch, zu Johanni ein Sonnwendfeuer „aufzumachen" und über dasselbe zu springen.(105) In geschlossenen Ortschaften wurde zu einem großen, gemeinsamen Feuer von den jungen Burschen Holz gesammelt und dabei vor den Häusern, vor denen vorgesprochen wurde, ein Vers gesungen.(106) Jedes Mitglied der Gemeinde mußte sein Scheit Holz beisteuern. Wer die Gabe verweigerte, dem wurde sie genommen und mitunter die Drohung zugerufen:

„Wollt ihr uns kein Steuer geben,
sollt ihr's Jahr nimmer daleben!"

Oder: „Gebt ihr euer Steuer nöt,
so lebt ihr euer Jahr nöt!"

Mancherorts — doch nur selten — trug den Sammlern der Holzsteuer ein Knabe einen geschmückten Maibaum voran.**)

In der Dingolfinger Gegend (nördlich von Landshut) lautete der Sammelvers folgendermaßen:

„Hl. Florian — zünd uns dös Feua au!
Hl. Veit — gib uns a Scheit!
Hl. Mirl (Maria) — gib uns a Bürl (Weidenbürd)!
Hl. Jakob — gib uns an Hackstock!
Hl. Gang (Wolfgang) — gib uns a Stang!
Große Steua, kloane Steua — kemmt's fei g'wiß zun Sonnwendfeua!"

*) Das Volk verknüpfte damit die Meinung, so weit das Feuer leuchte, so weit würden die Gewitter nicht schaden. Eine erkleckliche Anzahl von Bergen hat heute noch nach den Sonnwendfeuern, die dort einmal regelmäßig angezündet wurden, den Namen (Simmetsberge).

**) In Steinkirchen bei Aßling, in Buchloe rc. ist das Johannisfeuer heute noch üblich.

Hier sehen wir also die ursprünglich heidnische Feier in den Schutz fast sämtlicher christlicher Sommer- oder Feuerheiligen gestellt, wie ja auch in manchen Gegenden Niederbayerns, wenn das Feuer am Erlöschen war, die Zuschauer sich um die Stätte sammelten und gemeinsam den „Engel des Herrn" beteten.

Die Bamberger Jugend sang, beziehungsweise singt noch heute bei ihrem Holzsammelgange von Haus zu Haus nachstehenden Spruch:

„Lustig Buben am heutigen Tag!
heunt is der Johannistag,
wölle mer Frühling-Sommer singa,
übern Ghannesfeuer springa.
Is a guter Herr im Haus,
langt (gibt) er a Scheitla Holz heraus;
is kaner drinna,
wer mer die Holzlag finna.
Ho, ho, Stuhlpatron (Johannes)
zünd mein Madla 'n Rocken an,
daß sie nimma spinna kann.
Ihr Leut, sett (seid) net so stolz,
gebt uns a Büschela Holz;
ihr Leut, sett net so geizig,
gebt uns a Büschela Reisig!" ([107])

Das erbettelte Holz wird im Freien zu hohen Stößen aufgetürmt und verbrannt.

Gleiches geschieht fast noch überall in dem (an Bamberg angrenzenden) Regnitztal, beziehungsweise im Berggebiet des fränkischen Jura. In Gräfenberg (westlich von Erlangen) z. B. singt die männliche Jugend beim Holzsammeln:

„G'hannes-, G'hannesfeua!
Wollt ihr uns geb'n ka Steua?
Wollt ihr uns ka Steuer geb'n,
sollt ihrs Gahr (Jahr) nimma daleb'n.
Kuhlmo, Kuhlmo (Kohlenmann),
zünd der Fra(u) ihren Rocken o (an),
(oder: zünd der Frau ihr Haus nöt an),
daß sie nimma spinna ko.
Is a guete Fra(u) im Haus,
langt sie uns zwa Scheitla raus.
Ist nemez (niemand) drinna, —
'n Holzstauß (Holzstoß) wer' ma(n)
scho(n) finna.
Juh! Juh!"

Früher schwärzte sich einer der Buben als Kohlemann wie ein Meilerknecht sein Gesicht und schob einen Karren vor sich her, worauf er das gesammelte Holz lud.

Auch die Spessarter im Maingrund feiern noch die Sonnenwende. Die Stadtprozeltener Bursche rufen, wenn sie das Holz sammeln:

„G'hannesfeuer,
der Haber ist teuer.
Wer kein Holz zum Feuer gi't,
erreicht das ewige Leben nit."

Das Johannisfeuer wird am Kircheneck, einem Abhange der Mainleite abgebrannt. Ein angekohltes Stück vom Stoß wird mitheimgenommen und unter das Dach gesteckt, damit das Haus das

Jahr über von Feuersnot verschont bleibe. Früher sprang man mit einem Rittersporn in der Hand übers Feuer. Dann — wähnte man — bliebe man vor Augenübeln bewahrt.*)

In der **Rhön** zog, wie uns Leopold Höhl im sogen. „Rhönspiegel“ erzählt, „die männliche Jugend am Johannistage mit einem großen, aus Feldblumen gewundenen Kranze, der an einer Stange getragen wurde, von Haus zu Haus. Dabei wurde gesungen:

„Vi — Va — Veit!
Johannes ist nicht weit.
Ist ein reicher Bauer im Haus,
langt einen Arm voll Scheit heraus!“

Wenn die Jungen nichts oder wenig erhielten, stimmten sie den Spottvers an:

„Fi — Fa — Fix,
wir haben noch gar nix.
Kommen vor eine Tür,
steckt der Riegel für;
für steckt der Riegel,
Bank ist kei' Ziegel
Ziegel ist kei' Bank,
Glöckle geht im Gang;
im Gang geht das Glöckle,
Tuch braucht man zum Röckle,
zum Röckle braucht man Tuch.
Der Keller (Amtmann) liest im Buch,
im Buch liest der Keller.
Stai liegt auf der Eller (Hutplatz, Heide)
auf der Eller liegt a Stai',
da hüpft die alte Schindmähre
auf 3000 Bain.“

Angebrannte Holzstücke vom Johannisfeuer steckte man in das Flachsfeld. So lange das Kohlenstück war, so lange sollte der Flachs gedeihen. Kohlen legte man unter die Dachsparren, damit der Blitz nicht einschlage.“

Im **Schwäbischen** (Algäu) war folgender Spruch gang und gäbe:

„Heunt isch Sankt Johannista!
keit (werft) a Scheit vom Lada ra!
(Sankt Veit Gloria!)
Zu unsers Herrgotts Fuirle
gebt uns au a Stuirle:
a Prügale, a Scheitle —
oder an gstumpata Besa!
Himmel, Himmel Fuirle,
geant (gebt) uns au a Stuirle!
Wöllnt ihr uns koi Stuirle geba,
lant uns do mit Freude leba!
Scheitle raus, Scheitle raus,
geh ma in a anders Haus!“

*) Auch gegen die Pest wurden Feuer abgebrannt. Als im Jahre 1606 im Spessartdorfe Damm die Pest wütete, haben die Einwohner — wie eine alte Urkunde berichtet — in höchster Not auf den Freytag vor Michaelistag zu Gott dem Allmächtigen gebetten .... vndt die Feuer all ausgeleschet im Flecken (Orte), ein Zugfeuer (durch Reiben hervorgebracht) gemacht vndt diesen obgedachten Freytag Gott gelobt zu einem heiligen Feyer zu ewigen Tagen zu fasten vndt zu feyern. — Noch ein Beispiel: Als 1563 die Pest in London schrecklich grassierte, wurde geboten, dreimal täglich Feuer in den Straßen der Stadt anzuzünden. (Diary of Henry Machyn etc. 1563.) ([106])

Kohlen, Asche oder angebrannte Holzstücke vom Johannis- oder Muckenfeuer, (Muckenrauch), wie es da vielerorts genannt wurde, galten auch dort als wachstumfördernd, ungezieferabwehrend und wurden in Getreide- und Flachsfelder gesteckt, damit Blitz und Hagelschlag ferngehalten bleiben.

Wie der heidnische Brauch des Sonnwendfeuers zu einem ganz und gar christlichen wurde, können wir im Walsertal (Algäu) sehen. Dort wird an einem recht schönen Abend in der Zeit um Johanni auf einer Almweide ein großes Feuer aus Reisig angezündet. Alle Leute, welche zur Alm gehören, setzen sich um das Feuer. In dieses wird der Rest vom geweihten, vorjährigen Kräuterbüschel geworfen; dann besprengt man das Feuer mit Weihwasser und betet, während eines ein geweihtes Wachslicht hält, einen Rosenkranz für die armen Seelen. Nun wird in die Sennhütte zurückgekehrt. Da kommt schließlich doch die jugendliche Freude und Fröhlichkeit zu ihrem Rechte: man singt und tanzt.

Sonnwendfeuer kennt man heute noch in den Bergen Thüringens. Im Fichtelgebirge waren sie noch vor 30 Jahren allgemein üblich. Der Dichter Sudermann erzählt (im Roman „Frau Sorge") aus seiner Heimat in Ostpreußen, daß dort in der Johannisnacht „Teertonnen" angezündet wurden und auf dem Anger Knechte und Mägde tanzten. Weithin lohten die Flammen über die Heide.

Sogar auf den Marktplätzen der Städte wurden ehedem (im Mittelalter) Sonnwend- oder Johannisfeuer angezündet und das versammelte Volk tanzte einen Reigen um dasselbe. Hernach erquickte man sich beim Trunk süßen Mets. Eine uralte Münchener Urkunde aus dem Jahre 1401 berichtet von der „Sunbentnacht, da Herzog Stephan (der Kneyßl) und sein Gemahel (Elisabeth von Cleve) und das frawel auf dem margkt (wohl dem heutigen Marienplatz) tanzten mit den purgerinnen bei dem Sunbentfewr." Von König Friedrich III. ist bekannt, daß er gelegentlich des Reichstages zu Regensburg 1473 sich mit schönen Frauen um das Feuer auf dem Marktplatze im fröhlichen Reigen schwang. Zu Augsburg auf dem Fronhof wurde 1497 in Anwesenheit des Kaisers Maximilian I. der Tanz um das Sonnwendfeuer aufgeführt. Da tanzte Erzherzog Philipp mit der schönen Jungfrau Susanna Neithart, welche den Holzstoß angezündet hatte. (In München-Au erhielt sich der Brauch bis Mitte des 19. Jahrhunderts.)

Ist heute auch die Bedeutung des ehemaligen Sonnwendfeuers im Volke fast geschwunden, die ländliche Freude an den Bergfeuern blieb. An hohen kirchlichen oder patriotischen Festtagen werden sie als Ausdruck der Begeisterung, als Freudenfeuer, gerne abgebrannt.

Im steierischen Oberland ist mancherorts am Sonnwendtag bei Burschen und Mädchen das Scheibentreiben oder Radschlingen üblich. Eichene Scheiben werden, nachdem sie glühend gemacht worden sind, auf einem Haselstecken in die Luft geschleudert, oder den Berghang hinabgeworfen. Aus der Richtung, wohin sich die Scheibe wendet, kommt Braut oder Bräutigam. Mädchen, welche am Sonnwendtag neun Feuer sehen, bekommen bald einen Mann.

B. Zur Zeit der Sommersonnenwende genoß, wie wir aus Vorstehendem ersehen haben, vor allem das Feuer eine hohe Verehrung; doch auch des Wassers, das ja im Sommer um diese Zeit eine besondere Segenswirksamkeit zu entfalten vermag, wurde nicht vergessen. Unsere heidnischen Vorfahren zogen zu den Quellen und wuschen sich dort. Auch wurden Eier und Brot an den Quellen niedergelegt und als Speiseopfer dem Quellengeiste geweiht. Gewisse Quellen blieben durch Jahrhunderte herauf dem Volke heilig. Noch heute beleuchten die Leute im Sechsämterlande (Fichtelgebirge) zur Zeit der Sommersonnenwende die Quellen und Brunnen und bekränzen dieselben mit Blumen, damit das Wasser nicht ausbleibe. In der Gegend von Kreuznach werden um Johannis die gemeinschaftlichen Brunnen geschmückt, unter den Kindern die neuen Brunnenmeister gewählt, dazu die Brunneneierliedlein gesungen. — Viele Bräuche des heidnischen Sonnwendfestes vermischten sich aber im Laufe der Zeit mit dem nahen christlichen Lichtfeste Pfingsten und wir finden daher, daß mancherorts die Schmückung der Dorfbrunnen und Quellen schon zu dieser Zeit vorgenommen wird (Ober- und Niederhessen). [S. S. 170.] Klimatische und Vegetationsverhältnisse (ein etwas früheres oder späteres Sprießen, Wachsen und Blühen hier oder dort) mögen dabei nicht ohne Einfluß gewesen sein. (Im Zellertal in der Oberpfalz geschah die Schmückung der Brunnen, die sogen. Brunnenkrönung, schon auf Christi Himmelfahrt.)

C. Um die Sommersonnenwende (beziehungsweise Pfingsten) steht die Natur in ihrer üppigsten Entwicklung. Tausend wundersame, geheimnisvolle Kräfte regen sich und schaffen unausgesetzt. Auf Feld und Au, in Hain und Garten quillt und schwillt es von strömendem

Saft. Dem Volke gilt der Johannistag geradezu als ein Wendepunkt im Wachstum des Grases. Der Pfälzer drückt dies mit dem Spruche aus: Vor dem Ghannestag Gras, nach dem Ghannestag Gräsel (wegen der Hitze). Die Kräuter und Blumen duften da am stärksten und würzigsten. Balsamischer Wohlgeruch durchzieht die laue Nacht. Johanniszauber! Was Wunder, wenn unsere Vorfahren den Blumen und Kräutern um diese Zeit eine erhöhte Heil- und Zauberkraft zuschrieben und wenn sie deshalb an Johanni damit die Häuser schmücken und diese zu schützen suchten! Das geschieht beispielsweise fast allgemein noch in der Vor- und Hinterrhön.

Da wird „der obere Balken der Türe mit einer Girlande von Kornblumen, Johanniskronen, Pfingstrosen und Feuerlilien umwunden", oder wir sehen über dem Eingange den sogen. Dost. Zu diesem Kranze verwendet man die Blüten des gelben Mauerpfeffers (Fetthenne, Sedum), der massenhaft auf dem Gestein des Kreuzberges ꝛc. wächst. Kinder holen etliche Tage vor Johanni die sattgelben Blüten heim. Der Kranz blüht 4—6 Wochen an der Wand fort und bildet einen billigen Schmuck der oft ungetünchten Rhönhäuser. Doch das ist nicht die Hauptsache! Nach altgermanischem Volksglauben war nämlich der Mauerpfeffer, wie viele andere feuerrote und gelbe Blumen, einmal ein dem flammäugigen, rotbärtigen Donnergotte geweihtes Kraut, dem man die Kraft zuschrieb, daß es das Heim gegen Blitzschaden zu schützen vermöchte.

Im bayerischen Walde (Regen) macht man noch heute zum Sonnwendtag aus Zittergras (Sonnwendschepperln), Johannisblumen (Arnika), weißem und rotem Klee und Haselnußreisig Sträußchen und hängt sie an die Fenster. Auch aus dem roten Thymian (Kronkrautarat) vom Kranzltag (Fronleichnam) werden Kränzchen geflochten und damit das Kruzifix zu Hause und die Feldkreuze gekrönt.

In der Steiermark nimmt man zum Sonnwendbuschen Pfingstrose, Frauenmantel, Skabiose, Johanniskraut, Feuerlilie, Maßlieb, Wetterdistel, Thymian, Bergkraut, Butterblümel (Dotterblume), Eichenlaub, Zittergras und Sauerampfer (13erlei). Sehr beliebt ist auch folgende Zusammensetzung: Johanniskraut, Frauenhaar, Wucherblume, Thymian, Dotterblume, Bocksbart, Rotklee, Vergißmeinnicht und Haselnußzweige (9erlei).

Noch wirksamer als Mauerpfeffer und Thymian gegen Wildfeuer galt in alter Zeit die fettblätterige Haus- oder Dachwurz (Sempervivum tectorum). Besonderer Ruhm war ihr auch als Heilmittel

gegen Brandwunden zuteil. Ich selbst entsinne mich noch aus meiner Jugendzeit, daß wir bei Brand- oder Schnittwunden rasch die kühlende Haut der Hauswurz ablösten und auf die Wunde legen mußten; sie wirkte gleich einem englischen Pflaster. In den Wurzgärten oder in erdgefüllten Ziegelscherben auf den Dächern der Bauernhöfe ist die Hauswurz mancherorts heute noch zu sehen. Kaiser Karl der Große, der sich um die Einführung und Verbreitung aller Gartennutzgewächse verdient gemacht hat, soll die Anpflanzung des heilsamen Krautes geradezu befohlen haben.*) In Steiermark hat die Pflanze den charakteristischen Namen „Donnerbart" (bei den Römern hieß sie Jovis barba, Jupiterbart, nach dem unserem Donar entsprechenden römischen Donnergotte Jupiter.) Die Hauswurz besaß nicht bloß die Kraft, den Blitz Donars vom Hause abzuwenden, sondern auch Seuchen und Hexen abzuhalten. Nicht ohne wohlweisliche Überlegung pflanzten unsere Vorfahren daher das Wunderkraut auf den Dächlein der Kamine an; durch den Schlot ging ja bekanntlich der Lieblingsweg der Unholdinnen. In hohem Ansehen stand die immergrüne Hauswurz auch als Lebensorakel. Von ihrem mehr oder weniger üppigen Wachstum und Aufblühen zog man Schlüsse auf das Gedeihen und Absterben der Menschen, ja des ganzen Geschlechtes, über dessen Haus sie grünte. Das deutet auf Donar als Gott des absterbenden Lichtes, des Todes und der Unterwelt.

Im Fichtelgebirge und in der nördlichen Oberpfalz (Steinwaldbezirk) verwendet man statt des Mauerpfeffers die sonnengelben Blüten der heilkräftigen Arnika. Mit ihr schmückt man am Johannistage Fenster und First des Hauses, die Türen der Scheunen und Ställe, um Blitzgefahr und Unfälle hintanzuhalten. Allenthalben steckt man da auch an den Anfang und das Ende der Äcker, namentlich der Kartoffel- und Flachsfelder, welche ja die Hauptsache des dortigen Landwirtschaftsbetriebes bilden, Arnikabüschel, damit reicher Ertrag den Fleiß des Landmanns lohne.

Eine hübsche Anzahl Pflanzen, die mit dem Feste und Namen des hl. Johannis verknüpft wurden, waren in heidnischer Zeit dem Donar geweiht. So der Bärlapp (Lycopodium clavatum), den man an Stalltüren nagelte, in Schlafkammern aufhing, auch als Gürtel um

*) Ille hortulanus habeat super domum suam Jovis barbam; jener Gärtner soll den Donnerbart auf seinem Hause haben. (109)

den Leib trug; der **Beifuß oder Johannisgürtel** (Artemisia vulgaris), womit man sich in der Johannisnacht bekränzte oder umgürtete, der nicht müde werden ließ, wenn man ihn in den Schuh tat; das **Johannisblut** oder der Knauel (Scleranthus annuus); das **Eisenkraut** (Verbena), von dem man meinte, daß es das Eisen über alle Maßen zu härten vermöge und daß es alles „zusammenziehe, was zerrissen sei, gleichviel ob Wunden, die durch Eisen geschlagen worden, oder Menschen, die uneins geworden"; auch sollte es die Kraft besitzen, einem die Menschen geneigt oder hold zu machen. Als Zauber- und Heilkraut um die Zeit der Sonnenwende stand aber immer obenan das **Johanniskraut** oder 77 Löcherkraut (Hypericum perforatum). „Es heilte Krankheiten, es verjagte böse Geister, es schirmte im Kriege, es feite." Heiratslustige Bursche und Mädchen befragten es als Orakel. Mädchen pflückten es mitten in der Johannisnacht und streuten es ins Wasser. Aus dem Aufblühen oder Verwelken erkannten sie, ob sie demnächst einen Freier bekommen würden oder nicht. Bursche rieben das Kraut und achteten auf die Farbe des Saftes. Rötliche Farbe bedeutete Gunst, grüne Untreue. Mädchen riefen auch den Kuckuck an:

„Gugg, auf allen Krautgarten,
wie lang muß ich noch auf den Bräutigam warten?"

So oft der Gauch darauf hintereinander antwortete, so viel Jahre sollte es noch bis zur Hochzeit dauern.

Nach dem Glauben unserer Vorfahren war die Johannisnacht fast so reich wie die Walburgisnacht mit gutem und bösem Zauber erfüllt. Hexen und unholde Geister trieben ihr Unwesen. Ein alter Volksspruch behauptete geradezu: An Johanni ertrinkt eins, verbrennt eins und derfällt eins (fällt sich eines tot. Also Unglück in Wasser, Feuer und Luft). Darum hatte auch der Voksmund für die Johannisnacht den Mahnspruch: „Ihr Läufer, ihr Schwimmer, ihr Klimmer habt acht!" Doch auch Elfen und Heinzelmännchen gingen um und zeigten den Menschen, denen sie wohlgesinnt waren, die Spuren verborgener Schätze. Darum blühte in dieser Nacht die **Schatzgräberei**. Leichtgläubige vergruben sogen. **Glückstöpfe**, damit diese die guten Erdgeister mit Gold füllen sollten. **Kranke** stapften auf nahe Höhen, schleuderten ihre alten Kleider den Hang hinab und murmelten geheimnisvolle Sprüche, um Genesung zu erlangen. In vielen Gegenden fanden auch gemeinsame **Flurumgänge** statt.

Ja, um die Sonnenwende ist eine wunderbare Zeit. Da zeigt sich auf der Erde Gold und Segen in Hülle und Fülle. Achtet nur aufs Rechte: es ist Saatengold und Brotsegen!

Die Deutung, daß die sommerlichen Sonnwendfeuer ursprünglich zu Ehren des „sterbenden" Lichtgottes, der an diesem Tage der Nacht zu unterliegen beginnt und in Helas dunkles Reich hinabtaucht, abgebrannt wurden und daß diese Opferfeuer die Flammen des Scheiterhaufens versinnbildlichten, welche die Leiche des schönen Lichtgottes verzehrten, klingt etwas zu dichterisch, um ganz volkstümlich und wahrscheinlich zu sein. Diese Feuer dienten wohl in erster Linie zur Abwehr des Bösen. Um allem Unheil in Gestalt wilden Feuers (Blitz, Feuersbrunst, Fieber, Rotlauf, Milzbrand, sogen. fliegendem Feuer ɪc.) vorzubeugen, zündete man die Opferfeuer an. Diesen schrieb man zugleich die Kraft zu, daß sie gegen Ungeziefer und Hagelschlag (Hagelfeuer) hälfen. Auf St. Johannis folgt im christlichen Kalender der Allerherrn Wettertag, der gefürchtetste Wettertag des Jahres, St. Johann und Paul. Auch an diesem Tage abends wurden in manchen Gegenden (z. B. im Süden des Fichtelgebirges, im Inntal in Bayern) Feuer abgebrannt. Desgleichen wurde am Veitstage und am St. Markustage, dem volksmundlichen „Abfraßtage", an dem man mit dem Kreuze betend durch die Felder zieht, ehemals Kronawittfeuer entzündet.

Alte Bräuche in volkstümlichen Redensarten.

Hans Dampf und Hans Wurst.

Jedenfalls habt ihr schon einen von der Sorte kennen gelernt! Vielleicht ist euch schon selber einmal diese liebenswürdige Titulatur zu teil geworden, was euch aber nicht sonderlich erfreut haben wird? Und doch hängen diese epitheta ornantia mit zwei großen Heiligen unserer christlichen Kirche zusammen! Unmöglich! wollt ihr erwidern. Gewiß ist es so! sage ich darauf. Freilich haben diese Ausdrücke einen etwas übertragenen Sinn erhalten. Ihre Spuren sind jedoch unverkennbar. Sie weisen Nr. 1 auf St. Johannes den Täufer, dessen Fest in die Zeit der wichtigen Sommersonnenwende fällt, die bereits die heidnischen Germanen mit großem Gepränge und reichen Tafelfreuden feierten und anläßlich der unsere christliche Vorfahren in Altbayern stets neunerlei Küchel (Fastenspeisen) buken, so daß die Küche, ja der ganze Bauernhof in „Schmalzdampf" gehüllt schien. Noch heute ist der Sommerjohannitag ein Fest in Dampf und man begreift es, wenn





der bündige Volksmund schließlich den charakteristischen Namen erfand: „Hans Dampf.“ — Sie weisen Nr. 2 auf St. Johannes den Evangelisten, den jungfräulichen Jünger, den sogen. Winter- oder Kaltjohann, dessen Ehrenfest in die Zeit winterlichen Einschlachtens, in die Aera der Mettwürste fällt. — Zur Aufhellung dieser Gabelfrage ist weiters die Mitteilung dienlich, daß beim fastnachtlichen, Schembartlaufen der Nürnberger Metzger — wie es vom 14. bis zum 17. Jahrhundert stattfand — von einem Burschen als Handwerkszeichen eine riesige Wurst an einer Stange herumgetragen wurde, und daß ferners beim mittelalterlichen, deutschen Policinellospiel neben der Gretl in der Butten der Hans mit der (langen und dicken ledernen) Wurst eine wichtige Rolle spielte. In Seb. Brants „Narrenschiff“ (aus dem Ende des 15. Jahrhunderts) finden wir merkwürdigerweise, obwohl in dem Büchlein aller möglichen Hanse Erwähnung geschieht (hübscher Hanse, d. i. Stutzer, großer Hanse, d. i. mächtiger, einflußreicher Herren, Hans Eselsohr, Hans Achtseinnit, Grobjohann) keinen Hans Wurst. Luther gab 1541 eine derbkörnige Streitschrift heraus, betitelt „Wider den Hans Wurst.“ Er wendet da den Namen bereits in übertragenem Sinne an und erklärt, daß das Wort nicht von ihm erfunden, „sondern von anderen Leuten gebraucht wird wider die groben Tölpel, so klug sein wollen und doch ungereimt und ungeschickt zur Sache reden und tun“. Hieher paßt gleich der volksmundliche, ironische Ausruf der Verwunderung: Ist das eine gescheite Wurst! Der Ausdruck Hans Wurst ist dem Dichter und Schuster Hans Sachs schon ganz geläufig.

Wie aus dem Hans (mit der) Wurst oder Wurstnarr der Hans Narr beziehungsweise Hans Kasperl auf dem Theater wurde und wie die verschiedenen anderen Hansnamen: Hans Leard, d. i. Hans Leonhard (ein einfältiger Mensch), Hans Dampf, Hans in allen Gassen, Hans ohne Sorgen, Hans Guck in die Welt, Hans Adam, Fasel- und

Prahlhans ꝛc. ꝛc. entstanden sind, wäre eine literar- und kulturgeschichtliche Horn- und Spießfrage für sich. Wir sehen, der Name Hans wurde mit der Zeit zum reinsten Gattungsbegriff. Daher auch der beteuernde Ausruf im Volksmunde: Da will (oder soll) ich gleich Hans heißen! Johannes war eben wie St. Michel ein großer Lieblingsheiliger der Deutschen. „Liebe weiß viele Namen", ist erfinderisch; sei's auch bloß im Necken. Daß das Volk Neigung zu Spitznamen-Witzen hat, zeigen die in Steiermark verbreiteten Ausdrücke „Weinhansel" für Johannes Ev., „S . . tonerl" für den hl. Antonius von Padua als Patron des Borstenviehes und „Methansel" für Johannes den Täufer, der sich bekanntlich in der Wüste von wildem Honig nährte und an dessen kirchlichem Ehrentage (dem 24. Juni) Ledige und Verheiratete mit Vorliebe Met trinken, was dem Kreuzweh und ähnlichen Schmerzen vorbeugen soll.

Hier sei schließlich noch kurz erwähnt: Fast alle Sänger kennen die Bezeichnung der Tonleiterstufen durch die Silben „Ut re, mi, fa, sol, la, si, do." Wie viele aber wissen, daß dies die Anfangssilben eines uralten, lateinischen Hymnus auf St. Johannes den Täufer, den Rufer in der Wüste (den Patron der Sänger), sind? Der Lobpreis soll von dem longobardischen Geschichtschreiber Paul Warnefried stammen und lautet folgendermaßen:

„Ut queant taxis
resonare fibris
mira gestorum
famuli tuorum.

Solve polluti
labi reatum
S. Johannes."

In mittelalterlicher Zeit wurde das Lied von Sängern und Priestern „als Mittel gegen Heiserkeit" gesungen.(110)

Johann von Nepomuk, der in der Moldau ertränkt wurde und dessen Fest am 16. Mai gefeiert wird, ist Brückenheiliger. In altbayerischen Brückenkapellen (Nepomukkapellen) bewahrte man früher mancherorts ein hölzernes Johannishaupt auf. War jemand ertrunken, warf man den Holzkopf ins Wasser, „um durch sein Stillstehen zu ergründen, wo der Verunglückte lag."

Vom neunten Suppenschnittchen her verwandt.

Wie oft kann man diese Redensart vernehmen und doch wie wenige wissen sie zu deuten! Wer darüber Aufschluß haben will, kann sie in einem uralten Rechtsbuche finden. Der „Sachsenspiegel" nämlich erklärt, daß sich unsere Vorfahren eine ganze Verwandtschaft als einen leiblichen Organismus vorstellten (eine Magschaft). Mann und Frau (die Eltern) bildeten das Haupt. Im Halse standen die Kinder. Wo die Schulter und der erwerbskräftige Arm zusammenstoßen, begann die erste Sippezahl der Magen oder Verwandten (Bruderkinder- und Schwesterkinder). Im Ellenbogen war die zweite Sippezahl (Geschwisterenkel), im Handgelenke die dritte, in der Handwurzel die vierte und in den Gliedern der Finger die fünfte und sechste Sippezahl. Am Nagel endete im siebten Grad die Magschaft oder der Gang des Erbes. 2 + 7 Sippengrade = 9. So konnte man also tatsächlich von einer „Verwandtschaft vom neunten Suppenschnittchen her" reden.

Gottlob, auch für die Langschläfer gibt es einen Patron, an den sie sich vertrauensvoll wenden können, den

hl. Veit (15. Juni).

Er ist der Torwart bei den längsten Tagen und so an das Licht, an das Langaufbleiben und Frühaufstehen gewöhnt, daß er zum „christlichen Wecker" wurde. Wer fürchtet, er könnte bei der frühen Sommerarbeit oder bei einem anderen wichtigen Unternehmen verschlafen, betet zu ihm:

„Heiliger St. Veit, weck' mich nöt zu früh und nöt zu spot,
weck' mich mit der Weid; daß i nöt komm in die liebe Not!" (Altbayern.)

In Steiermark lautet der Stoßseufzer unter Angabe der genauen Stunde, wann man geweckt sein will:

„Heiliger St. Veit, nöt z'fruah und nöt z'spat,
weck' mich auf zur rechten Zeit; wann der Hammer (viere, dreie) schla(g)t!"

St. Veit, der nahezu das Unmöglichste möglich macht, nämlich die Faulen und die Langschläfer aus dem Bett zu bringen, gilt auch als Patron der — Bettnässer, die er „rechtzeitig" wecken muß.

St. Magdalenentag. (22. Juli.)

Am Sonntag nachmittags vor dem Magdalenentag bewegen sich in den Straßen Münchens gegen Nymphenburg hinaus Menschenscharen, die selbst für eine Großstadt ungewöhnlich sind. Vor dem Kgl. Lustschlosse zu Nymphenburg ist anläßlich des Skapulierfestes Kirchweihdult. Da kommt vor allem die Jugend zu ihrem Vergnügen. Um 10 Pfennig kann ein verzehrbarer Ablaßrosenkranz aus süßen Biskuitlaibchen erstanden werden oder eine andere Herrlichkeit, wonach das Verlangen steht. In den Wirtschaftsgärten nebenan ist Musik und wenn auch die Wogen der Lustbarkeit bei diesem Feste nicht mehr so hoch gehen, daß um 200 Taler Trinkgeschirr zerschlagen wird, wie dies anläßlich der ersten Kirchweih vor fast 200 Jahren geschah, an Gemütlichkeit bei solch einem Volksfest fehlt es den Münchenern heute noch nicht. Im Volksgarten ist eine Rodelbahn, so daß man sich das Vergnügen des Schlittenfahrens (auf Eisenschienen) bergab mitten im Hochsommer leisten kann. Doch der volksfestartige Jahrmarkttrubel ist für die Mehrzahl der lebenslustigen, aber auch frommen Münchener nicht die Hauptsache. Ihr Herz drängt sie zur Andacht.

Hinten im Schloßparke rechts ist eine alte, der hl. Magdalena geweihte Kapelle, von hohen Eichbäumen beschattet. Ihr gilt heute der massenhafte Zulauf. Das Äußere des einsamen stillen Gotteshäusleins macht keinen besonderen Eindruck. Der Bau zeigt handbreite Risse und Sprünge und der Verputz ist nicht mehr im besten Zustande. Vom Innern aber, das heute im hellsten Kerzenglanze erstrahlt, flutet festlicher Lichtschimmer bis ins Freie. Welche Überraschung, wenn man das Kirchlein betritt! Aus Felsstücken von Tropfsteinen, aus Muscheln und künstlichen Seegewächsen ist hier eine Halle mit Grotte nachgebildet, in deren Hintergrund die hl. Magdalena als Büßerin vor dem Kreuze kniet. Zu Füßen des lebensgroßen Bildnisses (eines Werkes des Bildhauers Valpini) ist ein Wasserbecken, in das ein Heilbrünnlein rinnt. Das Kirchlein ist gedrückt voll Andächtiger, durch die man sich kaum hindurchzuwinden vermag. Nach kurzem Gebete knieen sich die Frommgläubigen beim Brünnlein nieder, feuchten die Fingerspitzen und damit die Augenlider oder Augenbrauen an, daß sie das Jahr über von allen tückischen Augenübeln verschont bleiben.

St. Magdalena am Quell
mach (oder erhalt) meine Augen hell!

50 000 Menschen aus Stadt und Umgebung — es sind leicht noch mehr — halten heute bei der hl. Magdalena, die mit ihren Tränen einst die Füße des Erlösers genetzt hat, Einkehr. Von frühmorgens bis tief in den Abend hinein lösen sich die Beterscharen im Kirchlein ab. — Wer nach gepflogener Andacht noch geschichtliches Interesse bekundet, kann die fürstliche Einsiedelei im Anbau des Kirchleins beschauen. Dort wollte nämlich nach der Sage der kriegerische Kurfürst Max Emanuel nach den Wirrnissen des Lebens seine Tage „in beschaulicher Abgeschiedenheit unter Gebet und Bußwerken beschließen". Indessen, es kam nicht dazu. (Diese Eremitage zeigt einige beachtenswerte alte Stiche, welche Begebenheiten aus dem Leben heiliger Einsiedler darstellen.)

[Ein Heilbrünnlein mit Magdalenenverehrung ist auch auf dem St. Ottilienberg bei Biesenhofen im Algäu.]

Im Algäu verehrt man die hl. Magdalena als Wettermacherin.

„St. Magdalen
mach's Wetter schön!"
(d. h. um die Zeit ihres Festes sind in der Regel heitere Tage).

An der fränkisch-württembergischen Grenze aber und zum Teil auch in Baden gilt St. Magdalena, die schöne Büßerin, die mit ihrem üppigen Haare die gesalbten Füße des Herrn getrocknet hat, als Patronin des Flachsbaues und des Haarwuchses. (Bekanntlich hat der Flachs im Munde des Volkes auch den Namen Haar.) Am Magdalenentag werden von mancher Mutter die Zöpfe der Mädchen gekürzt, damit diesen die Haare recht lang und stark werden. Auch besucht manche Bäuerin ihren Flachsacker und spricht:

„Ich grüß' dich Flachs, daß du recht wachst,
so lang und klar — wie der Magdalena ihr Haar."

Mit dem üppigen Haar mag es auch, wie eine Bäuerin meinte, zusammenhängen, daß die Heilige (vereinzelt) als Schutzpatronin gegen das — Ungeziefer gilt.

Die Kräuter- oder Wurzbüschelweihe am 15. August.

(Vergl. hiezu den Artikel in „Bayerisch Land und Volk" S. 89!)

Ein „regelrechter" Wurzbüschel oder Würzwisch, wie man in der Pfalz sagt, hat nach alter Überlieferung außer den drei wichtigsten Gartengewächsen (Zwiebelblüte, gelbe Rübe und Knoblauch), etlichen Haselzweigen mit Laub und Nuß und den Vertretern der heimischen Getreidearten mindestens „neunerlei Nutz- und Heilkräuter" zu umfassen. Die Zahl 9 ist seit alters beim gewöhnlichen Volke, wie die 3 und 7 eine gar bedeutungsvolle, geheiligte Zahl. Bei der Aufzählung der neunerlei Weihkräuter kann man in den verschiedenen katholischen Gegenden Deutschlands allerdings mancherlei Abweichungen hören. Übereinstimmend werden jedoch fast überall genannt:

1. die Wetter- oder Königskerze (Verbascum),
2. das Johanniskraut (Hypericum),
3. das Tausendguldenkraut (Erythraea),
4. die Kamille (Matricaria), beziehungsweise Schafgarbe (Achillea) und 5. der Wermut (Artemisia).

Bezüglich der übrigen Nummern schwankt die Wahl zwischen Baldrian, Pfefferminze, Meisterwurz, Speck, Fingerhut, Arnika oder Wolferlei, Rosmarin, Raute, Jakobskraut, Wohlmut (Waldmajoran oder Daust), Malve oder Bräunrose, Beschrei- oder Berufskraut (Ziest), Leinkraut oder Löwenrachen, braunem Wiesenknopf, Rainfarn oder Wurmsamen rc.

Im Algäu wird der Sangenbüschel (er hat diesen Namen, weil die Weihpflanzen zum Versengen beim häuslichen Ausräuchern dienen) gewöhnlich aus folgenden Kräutern zusammengestellt: aus der Königs- oder Wetterkerze, dem Johanniskraut, der Schafgarbe, dem Tausendguldenkraut, dem Rosmarin, dem Bohlerkraut, dem Wermut, der Pfefferminze und dem Speck, beziehungsweise dem Waldmeister.

Die oberbayerische Gebirgsbäuerin liebt zu ihrem Weihbüschel den Himmelbrand oder die Königskerze, das Johanniskraut, die Schafgarbe, das Tausendguldenkraut, den Wermut oder Gärtler, die Kreuzraute, das Jakobs- oder Frauenkraut, den Wohlmut, beziehungsweise Majoran, die Kamille, die Meisterwurz, das giftige Bittersüß und das Bandgras.

In der Oberpfalz verwendet man zum Frauenwisch in der Regel den Kalmus, den braunroten Wiesenknopf oder die Braunelle, den Sauerampfer, das Beschreigras, den Wermut, das Teufelskraut, das Neunauge, den Schmeller und die Drachenschure.

Manche von diesen Kräutern künden wohl schon durch ihren merkwürdigen Namen ihre Bedeutung an.

Die katholischen Franken in der Diözese Eichstätt, Bamberg und Würzburg binden ihren Kräuterbüschel aus der Königskerze, der Maive, dem Tausendguidenkraut, der Minze, dem Wermut, dem Rhabarber, der Sonnenblume, dem Ginster.

Am weitherzigsten ist man betreffs der Zusammenstellung des Kräuterbüschels im gesegneten Gartenlande der Pfalz. Da kann man im Würzwisch außer der Wollblume (Kunkel) oder Königskerze, dem Johanniskraut, dem Tausendguldenkraut, der Schafgarbe, beziehungsweise Kamille, dem Wermut und Wohimut, beziehungsweise Majoran, noch die Donner- oder Wetterdistel (Eberwurz), den Eibisch, die Malve, den Ehrenpreis, das Beschrei- oder Berufskraut (Zieft), die Weinraute, den Wiesenblutknopf, den Wiesenfuchsschwanz, das Leinkraut oder Löwenmaul, die Gretel im Busch, das Liebstöckel, den Odermennig, den Osterluzei und den Rainfarn finden. Gerade im Dom zu Speyer aber sah ich auch so einfache Wurzbüschelchen wie nirgend anderswo, Kräuterbüschelchen, die nur den Wiesenblutknopf in großer Anzahl, Wurmsamen- oder Rainfarnblätter, wilden Lavendel und das Johanniskraut enthielten.

Besonders feierlich wird der Frauenkräutitag in der Stadt der Gärtner, in Bamberg, begangen. Nach der Weihe findet eine Festprozession statt, wobei das Bildnis Mariens, der schönsten, himmlischen Rose, geschmückt umgetragen wird.*)

Über die Verwendung des geweihten Kräuterbüschels ist folgendes zu sagen:

Ein geweihter Wurzbüschel muß ein ganzes Jahr reichen. Erkrankt ein Stück Vieh im Hause, ist eines trächtig oder am Kälbern, so wird etwas Gesegnetes in das Futter oder in den Trank getan. Dasselbe geschieht beim erstmaligen Austreiben des Viehes. Hier hat es den Zweck, das Vieh vor Krankheiten und Unfällen zu bewahren. Ist ein schweres Gewitter im Anzuge, wirft die Bäuerin ein Stückchen vom Kräuterbüschel ins Feuer. Solches Opfer (Kräuter-, Ähren- und Blumenopfer aus Garten, Feld, Wiese und Wald) soll Heim und Flur vor Blitz und Hagelschlag, vor Wasser- und Sturmschaden bewahren. In den zwölf Rauchnächten (25. Dezember bis 6. Januar) wird noch in manchen Haushaltungen abends mit den Resten des Kräuterbüschels und etlichen Wachholderkörnern ein „Glütl" gemacht. Mit dem rauchenden Brande (in der Schaufel oder Kohlenglutpfanne) wird dann betend durchs Haus und die Stallungen gegangen, um Unglück von Haus und Vieh fernzuhalten. Der Kräuterbüschel, der gesegnet wird, versinnbildlicht gleichsam die üppige Pflanzenkraft des Hochsommers als

*) Der schwarze Umgang, wird er in Mittenwald a. d. Isar genannt, weil da die Leute von der Heuernte ganz verbrannt sind.

Gegenstück zum Palmbüschel, welcher das erste, hoffnungsvolle Sprossen des Frühlings andeutet, das die Kirche weiht.

An Mariä Himmelfahrt nimmt der sogen. Frauendreißiger (unser vrouwen drîzigest) seinen Anfang; er endet nach Mariä Geburt am Feste heiliger Kreuzerhöhung (14. September), an dem man aufhört, „die Wetter zu segnen". In dieser „Dreißgenzeit" war nach altem Volksglauben „die ganze Natur dem Menschen am freundlichsten gesinnt"; die Gottesmutter Maria weihte die ganze Natur vom Himmel aus. Heilkräuter, die in diesen Tagen gesammelt und im Schatten gedörrt wurden, galten besonders wirksam. Man schrieb ihnen die Kraft zu, gegen jedes Ungemach zu helfen. Berühmte Dreißgenpflanzen waren der Allermannsharnisch oder die Siegwurz, (deren Wurzel Kriegsleute hieb-, stich- und schußfest machen, den Mädchen aber zu einem Bräutigam verhelfen sollte und darum als Amulett um den Hals getragen wurde), der Kreuzenzian, der Immergrün oder Singrün und das Haarmoos oder Berufkraut („Unser lieben Frau Haar"). Wer im Frauendreißiger einen Haselstab mit drei Zweigen in Gabelform fand, das mittlere Reis herausschnitt und unter das Bett legte, konnte die Drud sehen.

Im Niederbayerischen pflegte man in dieser Zeit Wiesel zu fangen und auszubalgen. Es bestand da der Aberglaube: Wenn man mit dem Fell dieses Schöntierleins oder Nümeleins, das ein grimmiger Feind aller Nattern ist, das geschwollene Euter von Kühen oder die steifen (rehkranken) Beine von Pferden rieb, konnte man die Krankheit vertreiben. Alter, verflossener Hexenwahn!

Noch heute halten die Bäuerinnen sehr viel auf die schönen Dreißigsteier und auf die während dieser Frauentage ausgebrüteten Dreißigsthühner, denen sie besondere Sorgfalt zuwenden. Nun, das läßt sich hören!

Vom täglichen Brot.

Einmal saßen Eltern und Kinder abends traulich in der Gartenlaube vor dem Bauernhause, wo sie in der Sommerfrische weilten. Vom Felde herein hörte man das lustige Zirpen der Grillen. Die Familie hatte heute im Freien gespeist. Der kleine Fredi, dessen Augen

in der Regel größer zu sein pflegten als der Magen, hatte sich nach reichlichem Abendessen oder Abendbrot, wie die Norddeutschen zu sagen pflegen, noch ein Stück Brot herabschneiden lassen, das er nun unachtsamerweise verbröckelte und zu Kügelchen formte, womit er spielte. Da wurde die Mutter heftig: Kannst du auf die Gottesgabe nicht besser achthaben? Warte nur, daß du nicht einmal hungern mußt und um jeden Bissen froh wärest, den du jetzt leichtsinnig vergeudest! Weißt du nicht, daß das Brotwegwerfen eine arge Sünde ist?

Ach, Mutter, mischte sich jetzt der 16jährige Walter darein, der sich gern als Beschützer des Brüderleins aufwarf, die etlichen Brosamen machen doch kaum ein Bröckchen aus so groß wie zwei Zuckerstückchen!

Die Mutter hat völlig recht, hob drauf der Vater an. Ei, wenn du Ältester so unvernünftig redest, da ist es wahrhaftig Zeit, daß wir Gesättigte statt noch vom Brote zu essen — einmal gründlich davon sprechen. Gerade deshalb auch, weil es etwas so Alltägliches ist, daß man es kaum mehr recht zu schätzen weiß. Merkt euch: Ein guter Mensch behandelt das Brot stets in Ehren. Habt ihr schon bemerkt, was die Mutter immer tut, ehe sie den Brotwecken anschneidet?

Sie macht drei Kreuze aufs Brot, riefen die Kinder fast gleichzeitig.

Wißt ihr auch, was das bedeuten soll?

Ei, das ist eine christliche Sitte, die früher allgemein verbreitet war, versetzte Walter. Drückt doch manche Bauersfrau auch drei Kreuze mit einem Model auf den Laib!

Diese Erklärung genügt nicht, sagte der Vater.

Man will das Brot segnen, daß es recht nähre und der Gesundheit förderlich sei, sprach darauf Gertrud. Jesus nahm ja auch das Brot und segnete es.

Du bist immer die Praktische, sagte der Vater. In mancher Gegend legt man den Anschnitt quer über den Laib und bildet so ein Kreuz als Zeichen des Segens über das Brot. Welch hochschätzbare Gabe das Brot ist, solltet ihr aus Aussprüchen und Vergleichen des göttlichen Lehrers wissen. Wer ist bibelkundig?

Ei, die Unentbehrlichkeit und Notwendigkeit des Brotes erhellt schon aus der vierten Bitte des Vater unsers, denn hier vertritt das „tägliche Brot" die Stelle aller Lebensbedürfnisse, jeglicher Nahrung, erklärte Walter.

Und der Heiland verschmähte es nicht, sich mit dem Brote zu vergleichen, indem er sprach: Ich bin das Brot des Lebens! sagte Gertrud.

Brav! lobte der Vater.

Für die Wichtigkeit des Brotes wüßte ich auch ein Beispiel aus der Geschichte, verriet Walter.

Heraus damit!

Ei, ich meine die Erzählung vom reichen „Mahl ohne Brot", das Kurfürst Friedrich von der Pfalz seinen überwundenen Feinden auf dem Schloß zu Heidelberg gab.

Warum, was war da? fragte Gertrud.

Nun, der Pfalzgraf setzte seinen Feinden, die ihm das ganze Land schrecklich verwüstet hatten, beim Mahl wohl Braten, Wildbret und Fische, auch köstlichen Wein in Überflusse vor, aber gar kein Brot. Als nun der Bischof von Metz nach Brot verlangte, führte der Pfalzgraf die Herren zur Altane hinaus und zeigte ihnen die verheerten Fluren. Drauf rief er erzürnt: Eher kommt ihr nicht aus diesen Mauern, bis nicht des Kornes aus euren Speichern so viel herbeigeschafft ist in mein Schloß, daß meinem Volk der Hunger gestillt werden kann „und ihm die Drangsal verfloß". — Und noch ein Beispiel weiß ich aus der alten Geschichte: Als Gelimer, der letzte Vandalenkönig in Afrika, der die Christen verfolgte, von den Byzantinern geschlagen worden war, flüchtete er sich in eine Bergfeste in Numidien. Der römische Feldherr Belisar folgte ihm und belagerte ihn dort mitten im Winter. Bald litt der Eingeschlossene an allen Lebensmitteln Mangel. Jede Aufforderung, sich zu ergeben, wies er jedoch entrüstet zurück. In seiner größten Not bat er in einem Schreiben um drei Dinge: Ein Stück Brot, um seinen Hunger zu stillen, einen Schwamm, um seine Tränen zu trocknen und um eine Laute, um sein traurig Geschick zu besingen. Pharas, der Führer des griechischen Heeres, erbarmte sich des Königs.

Ja, sprach der Vater, das Brot ist für gekrönte Häupter ebenso unentbehrlich wie für gewöhnliche Sterbliche. Es ist für die Menschheit fast so wichtig wie Wasser, Luft und Licht. Seit ältester Zeit gilt es darum als etwas Geheiligtes. Homer nennt das Brot „das Mark der Männer". Ein alter Volksspruch lautet: „Ohne Brot taugt kein Mahl." Das Gemüt des schlichten Mannes empfindet eine unachtsame

oder leichtsinnige Behandlung des Brotes deshalb geradezu als ein Unrecht oder doch zum mindesten als eine Verletzung der guten Sitte.

Unsere Magd, die Gretel, sagt, bei ihr daheim gelte der Spruch, wenn man leichtsinnig ins Brot steche, fühle es den Frevel und blute.

So! Das rührt zweifellos daher, daß das Brot seit Urväter Zeiten ein Opferstück war und daß man ihm darum eine Art Leben zuerkannte. Mancherorts wickelt man beispielsweise heute noch nach dem Abendessen das Brot sorgsam in weißes Linnen oder schlägt es in Papier ein und sagt: Das Brot will rasten (schlafen). Mit Recht wird es getadelt, wenn Kinder mit dem Messer am Brotwecken herumschneiden und ihn dabei zerwürgen, als ob Mäuse daran genagt hätten.

Das ist wahr, sagte sich ereifernd die Mutter. Wer noch nicht mit dem Messer umgehen kann, sich also auch sein Brot noch nicht selbst verdienen kann, soll die Hand vom Laibe lassen. Das Brotgeben ist Sache der Eltern oder Erwachsenen.

Da hast du unwillkürlich eine wichtige Lebensregel ausgesprochen, bestätigte der Vater. Früher war es nämlich ein allgemein üblicher, streng eingehaltener Brauch, daß Hausvater oder Hausmutter das Recht für sich beanspruchten, den Brotlaib anzuschneiden und das Brot an Kinder und Dienstboten zu verteilen. Damit mag wohl auch der Ausdruck Brotgeber oder Brotherr (statt des heutigen Wortes Arbeitgeber) zusammenhängen.

Und darauf hat dann sicherlich auch das Sprichwort Bezug: „Wes Brot ich eß, des Lied ich sing," versetzte Walter.

Der Grundgedanke: Wer mir des Lebens Unterhalt bietet, den schänd' ich nicht, ist jedenfalls gut. Auch die Bedeutung: Dem rede ich zu Nutzen oder Gefallen, — läßt sich noch verteidigen; denn nur ein rohes, undankbares Gemüt vermöchte es übers Herz zu bringen, seinem Brotgeber Schlimmes nachzusagen. Freilich die Auslegung: Seine eigene Überzeugung um des Verdienstes willen opfern, also gewissermaßen ums Brot den Charakter verleugnen, gibt dem Spruche einen abscheulichen Nebengeschmack. Hier einschlägig wäre auch der häßliche Ausdruck „Brotneid", das Mißgönnen des Verdienstes. Immerhin erhellt aus diesen Redensarten die hohe Bedeutung des Brotes. Doch halt, wir müssen noch einmal aufs Brotschneiden zurückkommen! Das Volk hat diesbezüglich nämlich einige ungeschriebene Vorschriften festgesetzt, die nicht eines tieferen Sinnes ermangeln. So

heißt es z. B.: Wer das Brot nicht schön eben und gleichmäßig herunterschneidet, wer sogen. Keile macht, bekundet falsches Wesen und kann nicht haushalten (=wird ein schlechter Wirtschafter und Sparer). Dies kündet auch ein altes Sprüchlein: „Wer will werden reich, schneid' das Brot fein gleich."

Ei, da muß ich mich wohl auch eines Unrechtes anklagen, und mir Rates erholen, sprach jetzt Gertrud. Unsere Magd, die Gretel, kann sich immer sehr erregen, wenn ich in der Eile manchmal den Brotlaib auf das Gesicht lege, statt wie gewöhnlich auf die graue Herdseite. Sie sagt, da weinen die Engel; man jage Glück, Frieden aus dem Haus und lasse das Unglück, den bösen Feind, Neid und Zwietracht herein. Ists denn da wirklich so weit gefehlt?

Ja ein Körnlein Wahrheit und Weisheit liegt zweifellos in der unscheinbaren Äußerung. Dies erklärt sich so! Wer das Brot öfters verkehrt hinlegt, also anders als man es gewohnt ist, gibt gewissermaßen nicht nur ein Zeichen unhöflicher Unachtsamkeit, sondern verstößt mit seinem Verhalten auch gegen die gute Ordnung und Sitte, gibt somit Anlaß zu Bemängelungen und zum Unfrieden. Durch das verkehrte Hinlegen des Laibes könnte bei einer empfindsamen Seele nämlich der Schein erweckt werden, als vergönne man ihr das Brot nicht.

Was würdest denn du sagen, ich will ein recht drastisches Gegenstück wählen, wandte sich Walter an die Schwester, wenn man dir bei Tische wiederholt das Messer verkehrt hinreichen würde?

Nicht übel! versetzte der Vater: Es liegt daher auch ein tieferer Sinn in dem altväterlichen Brauche, Gästen, welche öfters bei uns vorsprechen und mit uns schon auf einem gewissen Vertrauensfuße stehen, den Brotlaib darzubieten. Damit wird gleichsam zum offensichtlichen Ausdrucke gebracht, daß der Besuch zum häuslichen Familien- und Sorgenkreise gerechnet wird. Sonst pflegt man ja vor Fremden alles, was ans Essen gemahnt, schnell zu verräumen. In Unterfranken galt ehemals das verkehrte Hinlegen des Brotlaibes für so bedeutungsvoll, daß man behauptete, man könne auf diese Weise eine Drude, wenn sie zufällig in der Stube sei, bannen, daß sie nicht mehr herauskönne.

Weil du gerade vom Brotdarbieten gesprochen hast, muß ich auch etwas erwähnen, sagte Gertrud. Letzthin war ich bei meiner Freundin zu Besuch und da reichten mir deren Eltern Brot. Weil ich es hastig

aß, bekam ich Magendrücken. Da beteuerte die Mutter meiner Freundin ein übers andremal: O, es war dir von Herzen vergönnt!

Ja die Rede hängt mit dem alten Volksglauben zusammen: Wenn einen das Brot, das man gegessen hat, drücke, sei es einem nicht vergönnt. Und Gastfreundschaft war doch eine der Haupttugenden unserer Vorfahren! Merke dir ferner: Wenn einem Brot angeboten wird (sei es — von wem es wolle), soll man es nie ausschlagen; denn das Brot ist heilig.

Da möchte ich erwähnen: Mir ist aufgefallen, daß den Bettelleuten jetzt selten mehr Brot, sondern meist Geld geboten wird, sprach Walter.

Das wird den Gewohnheitsbettlern und Bettlerinnen, die ganze Dörfer ablaufen, jedenfalls lieber sein. Sie würden ja an ihrem gefüllten Korb oder Sack sonst zu schwer tragen. Früher gab es freilich bloß Brot. Da war es auf den größeren Bauernhöfen in Süddeutschland der Brauch, beim Brotbacken, das alle 4—6 Wochen stattfand, einen überzähligen Spendelaib zur Verteilung an die Armen mitzubacken. In der Oberpfalz nannte man ihn das „Gottslaibl." Bei großen Hochzeiten im Rottale wurden Körbe voll Weckenbrot an die Armen verteilt, beziehungsweise das Brot wurde während des Mahles zum Fenster hinausgereicht. Ein Algäuer Volksspruch verlangt: Man soll die Laibe im Ofen nicht zählen. Und das Algäu ist doch diejenige Landschaft, von der es heißt, daß „dort das Brot ein End hat". Der Getreidebau ist dort nämlich von sehr geringer Bedeutung, von um so größerer aber Viehzucht und Milchwirtschaft.

Das Sprichwort weiß aber auch eine Forderung für die Brotempfänger, nämlich die, mit der Gabe zufrieden zu sein: „Wer das Stücklein nicht ehrt, ist den Laib nicht wert." Merkt euch, jenen Leuten, die das Brot nicht achten, die mit den dargereichten Speisen nicht mehr zufrieden sind, muß man „den Brotkorb höher hängen, d. h. man muß sie spärlicher halten. In vielen Familien ist es noch der Brauch, das angeschnittene Brot in einem Körbchen, Tröglein oder Trühlein aufzubewahren. Früher war es allgemeine Sitte, alle Brotreste sorgfältig zu sammeln. Sie wurden dann mit den Löffeln in einem Körbchen über dem Tische aufgehängt. Als erlaubt gilt es, Brosamen, die verstreut auf dem Tische liegen oder auf den Boden gefallen sind, dem

Vieh ins Futter zu tun oder ins Feuer zu werfen, „damit die armen Seelen auch etwas haben". Damit wollen wir für heute schließen!

Vater, eine Frage! bemerkte Walter am nächsten Abend. Was sind denn Notbrote? In einer Geschichte ist dieser Ausdruck einmal vorgekommen.

O, — das werden halt recht winzig kleine Brote gewesen sein, meinte Gertrud.

Wenn du aufmerksam gelesen hättest, müßtest du das ja aus dem Gang der Erzählung selber herausgefunden haben, erwiderte der Vater. Gewiß war von einer Zeit der Teuerung die Rede. Notbrot gibt umgekehrt Brotnot.

Ja! Ich habe das schon auch verstanden; aber ich meine: Woraus wurden denn diese Brote hergestellt, da es hieß, im ganzen Lande hätte es kein Getreide gegeben und die Leute seien auch so verarmt gewesen, daß sie sich keines kaufen konnten?

Ihr seid eben der Meinung, Brot könne man nur aus Getreidemehl herstellen. Das ist aber ein Irrtum. Man kann ja auch aus Kartoffeln Mehl machen. Denkt an unsere Kartoffelnudeln ꝛc.! In der Rhön wird beim Brotbacken nicht selten ein Zusatz von Kartoffelmehl verwendet. Im oberen Isartal wurden früher für die Armen Allerseelenbrote aus Roggen- und Bucheckernmehl gebacken (sogen. Buchelenbrote. Die Chronik berichtet ferner, daß die Lehensleute des Klosters Frauenwört im Chiemsee während des 30jährigen Krieges nur „Brot aus Feldblumen, Bucheln und Haarbolen (Leinsamenkapseln)" aßen.

Jetzt erinnere ich mich auch, in der Naturkunde gehört zu haben, daß das isländische Moos zur Brotbereitung benützt wird, bemerkte Gertrud.

Jawohl. Und die alten Ägypter sollen zur Brotbereitung sogar die Wurzeln der Quecke (Tricitum repens, eines auf unseren Feldern häufig vorkommenden Unkrautes) mitverwendet haben. In Hungerjahren wurden bei uns in Deutschland auch Versuche gemacht, aus den Knollen der Erdnuß (oder des Saubrotes, Latyrus tuberosus, eines ebenfalls verhaßten Feldunkrautes, dessen unter der Erde weiterkriechende Wurzeln ab und zu Knollen ansetzen), endlich auch aus Vogelbeeren,

Weißdornbutten, aus Pastinak (Pastinaca sativa), Arons- oder Natterwurz (Arum), Kürbissen ꝛc. Brot herzustellen. In den Karpaten wird aus der Natterwurz oder dem Aronsstab schon seit alter Zeit ein Zusatz zum Brotmehl hergestellt.

Gegen Brotnot waren früher im Volke mehrere, weitverbreitete Bräuche üblich. So z. B. bot man (in manchen Gegenden Schwabens) der Braut, wenn sie bei den Bekannten im Dorfe zur Hochzeit einlud, unter Beglückwünschung ein Stückchen Brot an, beziehungsweise gab es ihr mit. Aus den Spendestückchen, welche man das Glücksbrot nannte, wurde dann am Hochzeittage die Morgensuppe gekocht.

Ei, die Stückchen aus den verschiedenen Haushaltungen sollten wohl die Aufnahme des jungen Ehepaares in die Brotgemeinschaft oder Hausgenossenschaft der Gemeinde versinnbildlichen, riet Walter.

Zweifellos! bestätigte der Vater. Der Wunschbrauch deutete aber vor allem darauf hin, daß das Brot in der Ehe, wie reich sie auch mit Kindern gesegnet werde, nie ausgehen möge. Solchen Sinn hatte ebenfalls ein früherer Hochzeitbrauch in der Braunschweiger Gegend, der heute noch bei den Südslaven in Übung ist, nämlich über die Braut am Hochzeitmorgen eine Hand voll Roggenkörner zu streuen (als Sinnbild des Brot- und Kindersegens in der Ehe). Mancherorts wurden die jungen Eheleute, wenn sie von der Hochzeitfeier ins neue Heim eintraten, mit Brot und Salz empfangen, daß sie sich leicht eingewöhnen und nie Mangel leiden würden. In der Oberpfalz war es Brauch, daß die Braut, wenn sie mit dem Kammerwagen ins neue Heim einzog, als Erstes ein Tischchen mit einem Stück Brot ins Haus trug. Vor der Hochzeit steckte man ihr heimlich etwas Salz (als Schutz gegen böse Leute) und ein Stücklein Brot ins Täschchen, „damit sie nicht verarme". — Oder die verschiedenen Haushaltungen im Dorfe schickten der jungen Frau Brot in das neue Haus, „damit es nie ausgehe und gute Nachbarschaft bewahrt bleibe". Im Ries hoben sich die Neuvermählten ein Stück Brot vom Hochzeitmahle auf, weil sie glaubten, dies sei ein Talisman gegen die Not, ein Glücksbrot. Als Glücksbrot wurde auch das vielerorts übliche Pflugbrot bezeichnet, das man, mit etlichen Körnchen Dreikönigsalzes bestreut, vor dem Ackern im Frühling den Zugtieren zu fressen gab. „In der Oberpfalz und zum Teil auch in Franken stellte man vor dem Pflügen eine Schüssel mit Mehl, Brot und Ei zwischen die Räder des Pfluges

am Boden und fuhr darüber hinweg, damit der Acker reiche Frucht trage. Das Pflugbrot, wahrscheinlich ein uraltes Speiseopfer, wurde hernach an die Armen verteilt."([111]) Nicht bloß bei der Hochzeit und Saatbestellung, sondern auch bei der Taufe und beim Scheiden aus dem Dienst oder der Heimat spielte das Brot einmal eine wichtige, symbolische Rolle. Der Dichter Gotthelf erzählt z. B., daß in der Schweiz den Mädchen zur Taufe ein Scheibchen Brot und Käse (also etwas von der Nationalspeise) in das Wickelkissen eingefatscht wurde, damit ihnen im Leben das Nötigste nie ausgehe. Warum dies gerade bei den Mädchen geschah, findet ihr wohl selbst heraus?

Freilich! Buben können sich leicht selber einmal helfen und ihr Brot verdienen, erklärte Walter etwas von oben herab.

Oho! Wir können uns schon auch selbst fortbringen und unseren Lebensunterhalt verdienen, versetzte Gertrud schnippisch.

Selbstverständlich, besänftigte der Vater lächelnd. Siehst du, darum hat sich auch der Brauch, seitdem die weibliche Jugend so unternehmungslustig und selbständig geworden ist, aufgehört. Ja, alte Bräuche schwinden heutzutage wie der Tau vor der Sonne. Früher hat man in Schwaben jungen Burschen, wenn sie in die Fremde zogen oder zum Militär einrücken mußten, insgeheim ein Stückchen Abschiedsbrot in ihren Reisesack getan, damit sie nicht oder doch nicht zu sehr vom Heimweh gequält würden. Umgekehrt reichte man dem Vieh, das vom heimatlichen Hofe auf ein anderes Anwesen wegverkauft worden war, in diesem zum Empfange ein Stück Hausbrot oder noch besser Agathabrot, damit sich das Tier im neuen Stalle um so rascher eingewöhne (Eingewöhnbrot). Brot gebührt ja für gewöhnlich nicht dem Vieh; aber nach alter Volksmeinung bringt es das Gemüt in Zusammenhang mit der Stätte, wo es genossen wird. Spricht nicht zartes, achtungswertes Mitgefühl aus solcher Sorgfalt für die Haustiere als Dachgenossen?

Das waren hübsche, sinnreiche Bräuche, lobte die leichtbegeisterte Gertrud.

Ja, wo das gute Herz in Frage kommt, kann man sich auf dich verlassen, das weiß ich, sagte der Vater.

Hör' mal, der sogen. „Schlenkellaib", den man in Großvaters Heimat noch hie und da den Dienstboten beim Ausstand mitgibt, ist doch auch nichts anderes als ein Abschieds- oder Wanderbrot? fragte Walter.

Gewiß! Er sollte über die erste Zeit der Trennung bis zum Antritt des neuen Dienstes hinüberhelfen. Nun will aber ich einmal fragen, Kinder! Habt ihr schon darüber nachgedacht, warum das Schwarzbrot insgemein den Namen Hausbrot hat?

Ich denke, die Bedeutung liegt darin, nahm Walter das Wort, daß in den Haushaltungen im allgemeinen mehr Schwarzbrot als Weißbrot verzehrt wird und daß auf dem Lande fast das ganze Jahr über kaum ein anderes als das derbe Schwarzbrot auf den Tisch



kommt. Sagen wir doch selber manchmal im Scherz: Schwarzbrot — Bauernbrot, Weißbrot — Herrenbrot!

Das ist wahr, fing Gertrud an. Ich selbst habe es in der Sommerfrische wiederholt beobachtet: Wenn der Bauer nicht von der Schranne oder vom Markte aus der Stadt ein Weißgebäck für Frau und Kinder mitbringt, gibt es ein solches sozusagen nur als eine Art Leckerei an den Festtagen. Und da stellt es die Bäuerin selber her, backt einen Kranz oder Fladen, wie ja auch die meisten Bäuerinnen ihr Schwarzbrot noch immer selber backen.

Freilich, das zeigen uns schon die Backöfen bei unseren Bauernhöfen an! sagte Walter.

Das ist gut! Mit Recht hat also das kräftige Schwarzbrot seinen Ehrentitel „Brot des Hauses". Mit der außerordentlichen, dankbaren Wertschätzung des Brotes hängt es jedenfalls zusammen, daß man demselben in Altvätertagen das schmückende Kosewort das „liebe" (Brot) vorsetzte, gerade so wie man von der großen Licht- und Lebensquelle am Himmel sagt: die „liebe Sonne". Hierher passend fällt mir eine Stelle aus der ältesten deutschen Dorfgeschichte (13. Jahrhundert), aus „Meier Helmbrecht", ein. Da sagt der Bauerssohn, der seinen Stand verachtet, höher hinaus will und adeliges Raubritterleben schon etwas gekostet hat, zum mahnenden Vater:

„Ich will auch bis an meinen Tod
von weißem Mehle essen Brot.
Für dich ist Haber nicht zu schlecht." . . .

Nun der Sohn fand für solch hochfahrenden Sinn auch den verdienten Lohn. Er wurde später mit mehreren Raubgesellen gefangen und als Zehnter geblendet, während die übrigen neun gehängt wurden. Ein Jahr lang irrte er in großer Not umher, bis ihn einmal Bauern sahen, die er beraubt hatte und die sich nun an ihm rächten.

„Sie zwangen noch zur Beichte ihn (zum Reu- und Leidmachen),
den armen Tropf, den blinden Mann.
Man bracht' ein Stückchen Erde an (brosemen von der erden)
das steckte man zur selben Stund
dem bösen Helmbrecht in den Mund.
Das war ihm eine Steuer
zum Schutz für Höllenfeuer (für daz hellefiuwer).
Dann hing man ihn an einen Baum."

Merkwürdig! rief Gertrud. Da wäre demnach die Erde, die das Brot hervorbringt, an Stelle der Hostie als Wegzehrung verwendet worden?

Ja, zweifellos ein interessantes Beispiel einer religiösen Sitte aus dem Mittelalter. Ähnliches, daß nämlich etliche Brosamen Erde oder Brotes in Notfällen als Symbol des Leibes Christi galten, wird im Liede von der „Ausfahrt des Riesen Ecke", in der „Ravennaschlacht" und im „Frauendienst" erzählt.

Dürfte das nicht ein Nachklang aus dem Heidentum sein, in dem man sich Erde und Himmel vermählt dachte? wollte Walter wissen.

Möglich; sogar wahrscheinlich. Doch lassen wir die Vermutungen. Ich weiß noch von einem anderen kulturgeschichtlich merkwürdigen

Brotbrauch aus Altvätertagen zu erzählen: vom Botenbrot; d. i. der Überreichung einer Spende, ursprünglich wohl eines Brotes, an den Überbringer einer guten Nachricht. Der Dichter und Schuster Hans Sachs läßt z. B. in seiner Komödie von der geduldigen und gehorsamen Markgräfin Griselda (1546) die erste Hofjungfrau sprechen:

„Mein gnäd'ger Herr, gelobt sei Gott!
gebt mir ein fröhlich Botenbrot!"

Aber das geschieht ja heute noch häufig auf dem Lande, sprach Gertrud. Von unserer Magd weiß ich's, daß man Leuten, die einen längeren Weg zurücklegen mußten, um eine Botschaft zu überbringen, Brot reicht und etwas zum Trinken einschenkt, weil man annimmt, daß Boten sicher Hunger und Durst haben. Übrigens erhalten ja Kinder auch oft für einen Gang ein kleines Geldgeschenk als Botenlohn. Du selbst, Vater, hast dem Paketboten schon öfter, wenn er etwas zu uns gebracht hat, ein 10 Pfennig-Stück geschenkt, „zu einem Schöpplein Bier", wie Du sagst.

Dann stände vielleicht auch unser heute allgemein übliches Trinkgeld mit dem Botenbrot in Zusammenhang? fragte Walter.

Allerdings! Schenken und einschenken waren einmal näher verwandt, als man gemeiniglich glaubt, erklärte der Vater. Aus Schriften des Mittelalters erhellt, daß damals die Darreichung von Brot und Wein geradezu als ein Zeichen der richtigen Bestellung einer Botschaft galt. Bald muß aber das Ersatzgeschenk an Stelle der Genußmittel gekommen sein. In „Ornit", einem altdeutschen Heldengedichte aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (also auch etwa aus der Zeit des „Meier Helmbrecht") findet sich der Ausdruck bereits in letzterer Bedeutung. Der Lamparter spricht:

„Und wenn du's recht nicht sagest, so geht es Dir ans Leben —
sonst will ich dir zwölf Spangen zum Botenbrote geben."

Jetzt noch etwas, was euch interessieren dürfte! In erstchristlicher Zeit wurde sogar die Heilslehre der Glaubensboten mit dem Ausdrucke Botenbrot bezeichnet. Der St. Galler Mönch und Klosterlehrer Notker Labeo (auch Teutonicus genannt), der um die Wende des 1. Jahrtausends lebte, gebrauchte in seinen Übersetzungen statt des Wortes Evangelium den Ausdruck potinbrôt. Und sogar zu einer Art Gottesurteil, zur sogen. Brotprobe, wurde das Wort früher verwendet.

War einer eines schweren Verbrechens angeklagt, beschwor er, während er ein Stück Brot genoß, den gerechten Richter im Himmel, die Speise nach Verdienst ihm zur Gesundheit oder zum Tode werden zu lassen.

Gräßlich! sagte Gertrud. Weil du uns in der Zeit so weit zurückgeführt hast, Vater, bis zur Bekehrung unserer Altvorderen vom Heidentum, so möchte ich erfahren: Haben die alten Germanen immer schon dasselbe Brot gekannt, wie wir es haben?

Ah, du bist gründlich und spitzfindig! neckte Walter.

Der Vater sprach: Zweifellos ist die Kunst des Brotbackens anfänglich nicht auf dem hohen Standpunkte der Vervollkommnung gestanden wie heute. Die Gelehrten haben durch Nachforschungen bei Naturvölkern und durch Vergleiche festgestellt: Das Brot der Urzeit war aller Wahrscheinlichkeit nach ein gerösteter Brei, geschrotete Grütze (Hafer-, Gersten- oder Hirsebrei) in flacher Kuchenform. Das gesäuerte Brot ist jüngeren Ursprungs als das ungesäuerte. Bei uns war übrigens die Back- und Brotkunst bereits im Mittelalter (14./15. Jahrhundert) so fortgeschritten, daß deutsche Bäcker an die Höfe auswärtiger Fürsten und Bischöfe berufen wurden. ([112])

Nun könnten wir noch über die verschiedenen Brotformen und deren Benennungen bei den deutschen Volksstämmen sprechen, z. B. darüber, daß der Donauschwabe zur Semmel Wecken sagt und zum altbayerischen Wecken Kipf und daß das Münchener „römische Weckerl" in der Schrobenhausen-Ingolstädter Gegend gutbayerisch „Kuppel" genannt wird ꝛc. Ebenso interessant wäre es, über die verschiedenen Festgebäcke (an Ostern, Pfingsten, Weihnachten ꝛc.) zu reden. Davon wollen wir aber absehen. Zum Schlusse sei nur noch kurz das Folgende bemerkt: Wie in der Volkssitte, so spielt das Brot auch im Sprichwort eine seiner Bedeutung würdige Rolle. Freilich würde es zu weit führen, die betreffenden Sprichwörter nur einigermaßen aufzählen zu wollen. Vielleicht sind euch schnell ein paar Beispiele geläufig?

„Schwarzes Brot macht die Wangen rot." — „Neugebacken' Brot vergeht wie der Reif an der Sonne," begann Gertrud in regem Wetteifer.

„Vorgegessenes Brot tut weh" (d. h. Auf Borg leben tut weh), erwähnte Walter. Noch eines: „Ein Stück Brot in der Tasche ist besser als eine Feder auf dem Hut."

Und ich weiß auch noch einen Spruch versetzte Gertrud. „Wer das Brot über Nacht ausgehen läßt, dem geht der Segen im Hause aus."

Brav! Merkt euch diese Lebensweisheit von der Gasse nur recht fest! mahnte der Vater. Seid später einmal zufrieden mit eurem Brote, d. h. mit eurem Lose, eurem Verdienste, eurer Stellung und findet nicht immer anderes besser, begehrenswerter und schöner, damit nicht von euch die Redensart des Voigtländers gilt: „Fremdes Brot heißen Kinder immer Semmeln." — Es war eine hübsche Sitte früher, auf Brotschüsseln und -Tellern Sinnsprüche anzumalen, welche zur Wertschätzung des Brotes, zur Genügsamkeit und Dankbarkeit anregten, z. B. „Trink und iß, Gott nie vergiß!" Oder: „Brot vom eigenen Herd — am besten nährt." „Ohne 's liebe Brot leidet Liebe Not."

Das Brot lernt man erst richtig schätzen, sprach die Mutter, wenn man es sich selber hart verdienen muß. Wer in der Welt draußen ist, weiß wie's fremde Brot schmeckt. (Fremdes Brot, hartes Brot).

Ja ja, die Mutter hat Recht. Wer aber fleißig und anstellig ist, dem braucht es vor der Fremde nicht zu bangen. Er wird sein redlich' Brot finden. Und überall ist gut Brot schneiden, wenn man eines hat. Freilich, das ist schon richtig: Am besten schmeckt Brot und Butter — daheim bei der gütigen Mutter. Da ist man aller Sorgen ledig, wie ihr! Und kann es etwas Glücklicheres auf der Welt geben?

Die Weggabe oder 's Aufhebens.

In vielen Orten Altbayerns und Deutschösterreichs ist es heute noch der Brauch, daß an jedem Samstag von der Bäuerin Schmalznudeln oder Kücheln gebacken werden. Sicher geschieht dies an den Vorabenden der hohen Kirchenfeste (Ostern, Pfingsten und Kirchweih) und des Narrenfeiertages Fastnacht. Da erhalten die Dienstboten, wenn sie vom Essen aufstehen, als sogen. Weggabe etliche Küchеln oder Nudeln und an den Hauptfesten da und dort sogar einen Laib Brot. Diese Weggabe (oder — wie es auch genannt wird — „'s Aufhebens") bringen die Mägde ihren Eltern, meist weniger begüterten Leuten; die Knechte beschenken damit oft jene Weibsleute, welche ihnen ihre Wäsche und Arbeitskleidung instand halten, also für sie waschen, flicken

und stricken. Mit einer Weggabe* werden von der Bäuerin auch jene Handwerker bedacht, welche die Woche über im Hofe auf der Stör gearbeitet haben, z. B. Schuster, Schneider, Sattler rc. In Steiermark hieß der Samstag früher kurzweg der Nudeltag und der große Laib Brot, den die Bäuerin dem von der Stör abziehenden Handwerker mitgab, der Störlaib. Mit einer solchen Weggabe ließ sich dann schon in den Sonntag hinein wandern, Verzeihung — essen!

Von einem Studienfreund in Franken, hob der Vater zu erzählen an, wurde ich vor Jahren eingeladen, bei ihm

die Kirchweih

mitzumachen. Als ein junges Blut, das den Tafelfreuden niemals abhold war, leistete ich der Einladung gerne Folge und hielt schon am Donnerstag, also zeitig genug, meinen Einzug. Die Eltern meines Kameraden empfingen mich herzlich. Der alte Bauer war ein großer Spaßvogel, der gerne scherzte. Wir standen in der Küche, um der Bäuerin bei ihren Kirchweihrüstungen zuzuschauen. Einen halben Zentner Mehl, einen Hafen Schmalzes zum kaum Drüberhüpfen und eine gehäufte Schüssel Eier hatte sie bereit gestellt.

He Mutter, was willst denn mit dem vielen Sach? Is denn nit schad darum? — na, die schöne' Eier und das gute Schmalz!

So neckte der alte Bauer, als er an der Küchentür vorüberging und sah, wie die Bäuerin gerade ihren Vorrat musterte, den sie schon seit Wochen für das Hauptfest zusammengespart hatte.

Die Bäuerin drehte sich so rasch um, als es bei ihrer Behäbigkeit möglich war. Sie blickte ihrem Manne zweiflerisch ins Gesicht. Da merkte sie noch zur rechten Zeit, wie dem Alten trotz seiner trockenen Gelassenheit der Schalk in den Augen saß, und sie erwiderte ebenso: Hast recht, Seph! wir baißen uns d'ran die Zähn' nimmer aus. Aber was mainst: Wann unsere Kathrei mit ihrem Mann von N..... am Sonntag früh noch zu uns auf die Kirmes kommt — un wir hätten kain Wecken Kirchweihbrot! „Kirmes un kain Koche, was tät'n die Jonge floche (zanken)!"

Der Alte schmunzelte und ging in den Hof hinaus, wo er überlegend in den Schweinestall schaute. Als er eben das Hoftor schließen wollte, rannte in geschäftiger Eile der Dorfmetzger vorüber.

Du kommst doch wohl?! rief ihn der Bauer an. Der Metzger nickte nur und raunte etwas. Da wurde der Alte lebhafter, als man es sonst an ihm gewöhnt ist, und er ließ den Metzger nicht eher ziehen, als bis er wiederholt die Erklärung abgegeben hatte, daß er um „die und die Stunde" sicher da sei.

Der Metzger hielt sein Wort, und der Besuch kostete einem fetten Schweinlein von einem Zentner Schwere das Leben. So endete der erste Zurüstungstag, der Donnerstag oder Schlachttag vor Kirchweih. Der nächste Tag — der Freitag — war Backtag. Die ganze Küche, ja fast das ganze Haus war in Rauchwolken gehüllt. Denn feines, weißes Kirchweihbrot, Käskuchen, Krapfen und Küchlein müssen in Hülle vorhanden sein, und das weiße Kirchweihbrot muß wenigstens für acht Tage hinausreichen. Der Samstag war großer Scheuertag. Da ward gefegt, geputzt und gewaschen, in Haus und Hof aufgeräumt. Auch wurde unter den Festtagsgewändern Nachschau gehalten. Nun mochte die Kirchweih kommen; alles stand bereit für die lieben „Gäst' aus der Freundschaft", die man zum Feste geladen. (Im Fränkischen, wo die Kirchweih nicht wie in Altbayern zumeist an einem Tag gefeiert wird, sondern — sozusagen — von Dorf zu Dorf umgeht, und mitunter schon im Juni beginnt, gestaltet sich die Kirmes für die Besucher zu einem förmlichen Familienfeste, wobei sich die Verwandten nach Jahresfrist wiedersehen). (Unser Ausdruck im spöttischen Sinne, „jemand auf die Kirchweih laden" hängt damit zusammen.)

Am Sonntag mittags gab es zu essen, daß sich nur so der Tisch bog. Aber erst nachmittags nach der Andacht entfaltete sich das richtige Kirchweihleben. Auf der Hauptstraße des Dorfes standen massenhaft Leute. Bald erschollen die lustigen Klänge eines Marsches. Es kam ein Häuflein junger Bursche. Sie hatten „die Kirchweih ausgegraben" und zogen jetzt über den Marktplatz zum Wirtshaus, bei dem schon „der neue Baum" aufgerichtet war. Schnell waren die Wirtsstuben gedrückt voll. In den oberen Räumlichkeiten hielten sich die Jungen, in den unteren Lokalitäten die alten verheirateten Leute auf. Im Schweiße des Antlitzes wurde getanzt. Dies Tanzvergnügen nachmittags gehörte aber nur „für die jungen Leute, für

die Ledigen". Erst abends kamen dann Bauer und Bäuerin, kurzum „die Alten" daran. Auch sie probierten dem Feste zu Ehren ein paar Tänzlein. Aber es schnaufte sich hart — in dem Qualm und Dunst. Die meiste Zeit saßen sie darum hinter dem breiten, mächtig langen Großvatertisch, plauderten von Vieh und Feld und von der Zeit und ihren Läuften. Mitunter wogte das Gespräch lebhaft auf, soweit dies natürlich bei ihrer ruhigen Gemütsart möglich war. Sie waren in Ehren bemüht, heute eine ordentliche Zeche zu machen. Vor dem Wirtshause hatte ein Zuckerwarenhändler seinen Tisch aufgestellt. In



den Tanzpausen schlich sich Bursche um Bursche hinunter, um seiner Tänzerin ein großes Lebkuchenherz mit schönem Reim zu verehren. Man hieß dies „seinem Mädchen die Kirmes kaufen". Früher, so erzählte mir mein Freund, hatte neben dem Zuckerwarenhändler in der Regel auch ein Schollermann seinen Stand. Auf rot und weiß gefeldertem Wachstuche war ein Lederbecher mit Würfeln. Da konnte man sein Glück versuchen als eine Art Vorprobe fürs künftige Leben. Vor Mitternacht wurde nicht nach Hause gegangen. Zum Beschluß und Abschied wurde aus steinernen Maßkrügen Kaffee getrunken. Der Wirt schrieb aber nichts auf. Er kannte seine Leute und fand nach der Kirchweih schon seine Rechnung.

Am Kirmesmontag, „als man schon etwas in der Stimmung war", ging es noch vergnügter her. Da zogen die jungen Burschen mit der Musik von Haus zu Haus, um ihre Tänzerinnen abzuholen. Im Volksmunde heißt dies, „die junge Bursche spiele ihre Mädche zusamm". Dies Zusammenspielen mit der Musik bildete einen recht lustigen Aufzug, der schier an die Fastnacht erinnerte. Voran schritt „der Retzeknecht"! Er trug eine Weinflasche und ein gefülltes Weinglas, um

Bescheid trinken zu lassen. Ihm folgten etliche Burschen zu Pferd. Ein paar Übermütige waren gar maskiert. Die Mehrzahl der Burschen aber stieg zu Fuß im Feiertagsstaate einher. Die Pelzmütze etwas schief aufs Ohr gesetzt, den kurzen Janker offen, damit man die schönen, silbernen Knöpfe auf der Weste sehen konnte: das war doch wohl „noblig" und gab in den Augen der Zuschauerinnen ein „vürnehmes" Ansehen. Die Mädchen hatten sich auch prächtig herausgeputzt.

„Wer a bißla wos is" und für seine Tänzerin was Besonderes leisten wollte, ließ sich auf dem Tanzboden einen „Extrigen" aufspielen und warf ein Markstück oder gleich gar einen harten Taler in die alte Baßgeige, daß sie brummend aufschrie.

Den würdigen und friedlichen Beschluß des Festes bildete das „Heimspielen". Das war so: Ein Bursche nach dem andern ließ sich von der Musik ein lustiges Geleite nach Hause geben. Dem feierlichen Zuge wurde an einer Stange eine große Laterne vorausgetragen. Freunde marschierten nebenan und hintenach. So ein „Heimleuchten" und „Heimgeigen" kann man sich doch gefallen lassen, nicht wahr!

Fast in dem gleichen, wohlgefügten Rahmen wie bei den lustigen Franken vollzieht sich die Kirchweih bei den heiteren Rheinfranken in der sonnigen Pfalz. Da bringt aber der Montag oder Dienstag noch ein neues Vergnügen: das Heraustanzen des Lämmels, früher eines lebenden Tieres, des uralten Schlachtopfers der Kirchweih und des Erntefestes, jetzt eines lammähnlichen Backwerkes, das die Wirtin zur allgemeinen Festesfreude stiftet. Es wird inmitten des Tanzsaales auf einem Tische aufgestellt, an dessen Ecken je eine Flasche guten Weines kommt. Dann wird eine Stearinkerze angezündet oder ein Wecker gestellt. Paar um Paar von den jungen Leuten tritt an und macht nacheinander einen Rundtanz. Die Maid, bei deren Reigen das Kerzenlicht erlöscht oder der Wecker abläuft, ist die Gewinnerin des Lämmchens, das von allen verspeist wird. Ihr Tänzer muß die vier Flaschen Wein bezahlen und zum Allgemeinwohl spendieren. Beim Schmaus des Lämmchens und beim Trank des edlen Rebensaftes wird gesungen und dutzendmal hintereinander kann man das Leibliedchen hören:

„Heut isch Kerwe,
morge isch Kerwe,
bis e Dienstag Owend (Abend).

Wenn i zu mein Schätzel komm,
sag ich guten Owend.
Gute Owend, Lisabeth!"

Oder der Festjubel klingt in die übermütigen Verse aus:

„Zum Zippel, zum Zappel,
zum Kellerloch nei,
heut muß alles versoffe sei.“

In Dörfern, wo ein lebender Hammel den Kerwapreis bildet, marschieren die Bursche mit ihren Tänzerinnen unter Vorantritt der Musik zum Festplatze, der Tanzwiese, hinaus. Da wird inmitten des Planes an einem Baume oder einer eingepflockten Stange der Hammel angebunden und über demselben an einem Brette eine Weinflasche aufgehängt. In die Schnur wird ein Stück Zunder eingeflochten. Wenn das erste Paar zum Tanze antritt, wird die Schnur entzündet. Die Tänzerin erhält einen großen Blumenstrauß, den sie ihrer jeweiligen Nachfolgerin übergibt. Das Paar, bei dessen Tanz die Flasche herunterfällt, gewinnt den Hammel. Unter Jauchzen und Musik wird hierauf ins Dorfwirtshaus zurückgekehrt, wo der Hammel geschlachtet, gebraten und gemeinschaftlich verzehrt wird.

In manchen Dörfern ist das Lämmchen zu einem geflochtenen Kranzkuchen zusammengeschrumpft oder gar nur zu einer großen Brezel, die auf hoher Stange befestigt wird. Nach dem Gewinnstück heißt das Vergnügen dann der Brezeltanz. Der entscheidende Moment wird durch einen Pistolenschuß bezeichnet. —

Das Ende der Kirchweih am Dienstag oder Mittwoch bietet da und dort noch einmal Gelegenheit zu einem fröhlichen Aufzuge. Ist es doch ganz natürlich, daß ein Fest von solch überschäumender Lustbarkeit nicht ohne tollen Schluß sein kann! Mit scherzhaftem Trauergeleite wird von den Tanzburschen „die Kirchweih begraben“. Ein Bursche trägt eine leere Weinflasche voran, ein anderer ein Zigarrenkistchen, das mit Wursthäuten, Bratenknochen, Glasscherben, Korkresten ꝛc. gefüllt ist. Unter Gesang, Musik und Tanz wird diese Kerwa eingescharrt. Rührend klingt das Abschiedslied:

„Feierabend, Feierabend! Mach die Küche(n)tür zu!
Schnitzhafe, Schnitzhafe, Deckel darzu!“

Das Jubelzeichen der Kirchweih auf den Pfarrtürmen ist die rote Kirchweihfahne, der Zachäus, der am Samstag nachmittags ausgesteckt wird. Freudig ruft die Jugend bei ihrem Anblicke: Hurra, hurra,

d'Kirchweih ist da! — Hat die Kirche dieses hohe Fest auch nicht mit 2—3 Feiertagen ausgestattet wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten, so hilft sich diesmal der Bauer selbst. Er dehnt es aus — getreu dem Wahlspruche, den man in Altbayern singt:

„Drei Täg, drei Täg
dauert der Kirta:
Sunnta, Mahda (Montag)
und am Irta (Dienstag)."

Oder: „A guata Kirta
dauert bis zum Irta;
es kann si schicka
aa bis zum Micka."

Im Algäu singen die Bauernburschen, um ihrer Begeisterung und Wertschätzung für die Kirchweih beredten Ausdruck zu geben:

„Kirchweih heuer und fert (vergangenes Jahr),
Kirweih ischt älles wert;
Kirchweih bleib dau, bleib dau!
Fasenacht komm au!" (Fastnacht = der Narren Kirchweih.)

Die Kirchweih ist eigentlich ein Fest des Sommerabschiedes. Das Scheiden wird in der Regel mehr begossen als der Empfang. Um die Kirchweihzeit ist auch schon der größte Teil der Ernte vorüber. Der Landmann sieht volle Scheuern. Ist es da verwunderlich, daß dieses Fest im Sonnenscheine üppiger Tafel- und Wirtshausfreuden prangt und zu einer Art Erntevorfeier bei unserer ländlichen Bevölkerung wurde! Das Wahrzeichen der Kirta in Altbayern ist die schmalzgebackene, goldgelbe Kirtanudel oder das Küchel. In einem Großbauernhof werden leicht 150—200 Kücheln zum Feste gebacken, was einem Aufbrauch von $^1/_2$—$^3/_4$ Ztr. Mehl gleichkommt. Ein jeder Dienstbote, deren es gewöhnlich 5—6 sind (Oberknecht, Unterknecht und Stallbub, Oberdirn, Mittel- und Hausdirn) erhält 15—20 Stück. Zur Kirchweih wird auch das erste schwere Schwein geschlachtet. Ein richtiger Bauer, der auf Reputation hält, legt auf die Kirchweih ein Faß Bier ins Haus ein, damit die Dienstboten nach Herzenslust trinken können. Die Kirchweih ist nämlich ein Hauptfreudenfest des Gesindes. Am Sonntag morgens gibt es Suppe mit Schlachtwürsten (Leber- und Blutwürsten). Mittags weist der Tisch Leberknödel und weiße Knödel, geschnittene Nudelsuppe und Voressen oder Gansjung, dann dreierlei Fleisch: 1. Rindfleisch, 2. Spanferkel- oder Schweinebraten, 3. Kalbsbraten oder Gans oder Ente, schließlich Schuchsennudeln, Äpfelkücheln und drahte Waberln. Von weißem Kirchweihbrot schneidet jedes herunter, so viel es mag. Merkwürdig, gerade heute predigte der Herr

Pfarrer von der Tugend der Mäßigkeit! Ein halb Dutzend Küchels und etwas vom Schlachtschwein werden dem Pfarrer und ebenso dem Lehrer verehrt. Küchels bekommen auch der Viehhirte, der Schweine- und der Ganshirt. Bemerkenswert ist der in Altbayern mancherorts noch übliche Brauch, von den gebackenen Schmalznudeln die erste (so in Niederbayern und in der Oberpfalz) oder die letzte (so in der Tölzer Gegend) als Opfer für die armen Seelen ins Feuer zu werfen. Oder die Bäuerin gießt etwas vom Schmalz ins Feuer (für die armen Seelen).

In den Obst- und Weingegenden schwäbischer Lande (Württembergs ꝛc.) treten die Küchels als Kirchweihgebäck mehr zurück, dafür gibt es dort um so mehr selbstgebackene Tatsche: Obst- oder „Flammkuchen“ (Äpfel-, Zwetschgen-, Zwiebel- und Käskuchen). Ein charakteristisches Kirwegebäck Schwabens ist auch der sogen. Schmalzkuchen, ein dünner, reschgebackener Zelten mit vielen zerlassenen Schmalzbröckchen, Salz und Kümmel darauf, der nicht geschnitten, sondern nur gebrochen werden kann (ähnlich dem Freitagvorbrot im bayerischen Donauschwaben und den Sengzelten im bayerischen Walde). Im oberpfälzischen Schwarzachtal, wo die Kirchweihen jetzt fast alle auf die sogen. böhmische Kirta (den dritten Sonntag im Oktober) verlegt sind, spielen neben den Küchels noch die Flecken — fladenartige, tellerförmige Gebäcke aus Weizenmehl, Eiern und Schmalz, die mit Rahmkäse und Zwetschgenmus bestrichen und mit Weinbeerlein bestreut sind, eine wichtige Rolle. Jedes Glied der Familie bekommt außer seinen Küchels eine Anzahl Kirtaflecken und es findet zwischen Verwandten und Bekannten ein förmlicher Austausch der Festgebäcke statt. Da verschmäht es selbst der Vater nicht, beim Herausbacken der Küchels behilflich zu sein.

Fast in jedem Dorfe Altbayerns ist an der Kirta in einem Wirtshause Tanzmusik oder wenigstens ein mehrstimmiges, musikalisches Geräusch, zu dem die Beine geschwungen werden können.

„Musikant'n, macht's auf, meiner Gretl zun G'fall'n,
tuats Not'n nöt sparr'n, i will all's gern zahl'n!“

Am Kirchweihsonntag haben die Bursche die Spendierhosen an; am Montag aber ist Damentag. Da graben die Mädchen ihren Sparstrumpf unter dem Strohsacke aus und halten die jungen Bursche frei, zahlen Bier und Braten, so viel diese mögen, kaufen ihnen Zigarren und lassen eine Maß — Kaffee auffahren (Ammerseegegend). Auch

bestreiten sie die Unkosten für die Tanzmusik (2—3 Mark pro Kopf). Was ein altbayerischer Bauernbursch oder Knecht an einem Kirchweihtage zu vertilgen vermag, ist staunenswert. 12—15 Maß Bier und 4—5 Pfund Fleisch bieten ihm keine Schwierigkeit. Er wird dabei nur aufgeräumter, lauter. Er juchezt und schnackelt, und stampft mit den Stiefelstöckeln, daß der Saalboden dröhnt. Freilich, wenn sich betreffs der Damen oder des Tanzes Schwierigkeiten ergeben, dann wird er kritisch und es kann ein Raffets absetzen, wobei mit den eingeweichten Hagebuchenen (Stecken) und mit Maßkrügen dreingeschlagen, auch mit dem feststehenden Messer gekitzelt wird, daß man das Bild einer kleinen Schlacht vor sich zu haben wähnen könnte. Wenn in den nächsten Tagen dann mancher auch mit blaugeschwollenem Auge oder verbundenem Kopfe umherläuft, ist er gleichwohl der Meinung: Lusti is gwen, und schöa aa! Dös is heuer a Kirta gwen, 'sell kann si(ch) sehen lassen! ....

In den Sennhütten des Hochgebirges findet an Jakobi (25. Juli) oder am Sonntag darnach eine eigene Kirchweih statt, „der sogen. Alm- oder Holzkirta" (im Algäu „Berg- oder Sennkirba" genannt). Bekannte Bursche und Deandeln aus den Dörfern im Tal und Holzknechte aus den Wäldern der Umgebung steigen zur Sennerin herauf und bringen Lebensmittel und Getränke mit. Die Sennerin kocht dann fest auf: fetten Schmarren und ausgezeichneten Rahmkaffee. Auch gibt es Käse und frische Butter. Wo junge Leute sind, entwickelt sich bald ein lustiges, übermütiges Leben. Einer der Bursche kann die Zither schlagen, ein anderer die Mund- oder Zugharmonika spielen. Unter Sang und Tanz vergehen die Stunden nur zu rasch. Helle Juchzer und Jodler von der Alm verkünden, daß da droben heute ein Festtag ist. — (Um Jakobi steht die Almwirtschaft — das Milcherträgnis — in höchster Blüte.)

Seit Menschengedenken findet eine ähnliche Lustbarkeit auch auf dem Dreisesselberge am Jakobitage und auf dem Arber am Barthlmätag (24. August) für die Hüter in den Bergen an der bayerisch-böhmischen Grenze statt (Hirtenkirta). Da gaben sich früher die Berghirten der ganzen Umgegend ein Stelldichein und es fanden große Ringkämpfe statt. Böhmische Musikanten kamen und spielten zum Tanz auf. Auch neugierige Zuschauer aus dem Tale gab es genug. Abends entzündete man Freudenfeuer.

Über „Kirmes und Plantanz in der Rhön" vergl. „Bayer. Land und Volk" S. 640.

St. Michael.

O magnae heros gloriae, dux Michael!
Protector sis Germaniae!

St. Michael, der mächtige Himmelsfürst und Oberfeldherr Gottes, war vom alten, heiligen römischen Reiche deutscher Nation und von dem alten Ritterstande zum Schutzpatron erkoren worden. In der siegreichen Ungarnschlacht auf dem Lechfelde (955) war er der Schirmherr der deutschen Banner. Wer wäre auch besser zum Siegespatron geeignet gewesen als er? Von ihm erzählt die Offenbarung Johannis (12): „Es erhub sich ein Streit im Himmel. Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen. Und der Drache und seine Geister siegeten nicht; auch ward ihre Stätte nicht mehr gefunden im Himmel". In den ersten christlichen Jahrhunderten genoß der heilige Michael überhaupt den Ruhm, „ein glorreicher Verteidiger der Sache Gottes, ein mächtiger Beschirmer kirchlicher Rechte" zu sein. Die Glaubensboten und die Missionsklöster weihten ihm gern neue Kirchen und Zellen; auch wurden die Neubekehrten häufig in seinen Schutz gestellt und manche alte Michaelskirche kann die Ehre beanspruchen, ursprünglich eine Tauf- und Mutterkirche gewesen zu sein. Das Patrozinium wird dann in der Regel am Feste der unschuldigen Kinder gefeiert. (Gewöhnlich waren die Taufkirchen freilich Johanniskirchen.) Viele Michaelskirchen finden wir ferner auf Bergen, wo ehemals Heidentempel gewesen. St. Michael, der Streitbare mit der glänzenden Rüstung, mag wohl vor allem an die Stelle des Heidengottes Wodan, welchen sich das germanische Volk auch als Kriegsgott in glänzendem Waffenschmuck und auf windschnellem Schimmel vorgestellt hatte, getreten sein. Der Götteroberste Wodan führte das Seelenheer der Abgeschiedenen. Die christliche Kirche läßt St. Michael die Seelen der Abgestorbenen in das Reich des Lichtes begleiten und die Begräbnisstätten auf Erden bewachen. Wie Wodan der Gott des Totenreiches war, so ward St. Michael Totenheiliger. Michaelskapellen treffen wir darum sehr häufig auf Friedhöfen. Das hängt wahrscheinlich mit dem Bericht des Apostels Judas Thaddäus zusammen, welcher erzählt, daß St. Michael mit dem Satan um die Leiche des Moses stritt. ([113]) Der Kirchenlehrer Basilius erwähnt, daß der hl. Michael die Seelen der Gestorbenen wäge, eine Idee, welche die christliche

Kunst häufig zum Vorwurfe von Bildern nahm. Welch merkwürdiger Zusammenhang! Am Erntesschluß im Herbste hielten unsere Vorfahren großen Gerichtstag (Michelthing) ab. Nach der Vorstellung unserer Altvordern galten als beliebte Aufenthaltsorte der Seelen Abgeschiedener auch See und Teich. In der nordischen Sage tritt Wodan (Odin) sogar als Fährmann auf. Und wieder zeigt sich eine eigenartige Übereinstimmung! Wir finden Michelskirchen an Seen und St. Michael als Beschützer von Quellen (Salz- und Heilquellen). Beim Seelengottesdienste, wenn der katholische Pfarrer das Offertorium betet, fleht er „Christus möge die armen Seelen aus dem tiefen See befreien und der Fahnenträger Michael, der Führer der englischen Heerscharen, geleite sie zum heiligen Lichte!"

„Eine Menge alter Pfarrkirchen in Altbayern, auch Schimmelkirchen, hat den hl. Michael als Patron. Die meisten Gotteshäuser der Erzdiözese München-Freising sind um Micheli herum geweiht." Vom 8. Jahrhundert an wurde das Fest des hl. Michael vielfach als gebotener Feiertag begangen und in alten Kirchenbüchern kurz die Kirchweih des Erzengels Michael genannt. (Micheli-Kirchweih — zum Unterschied von der Martini-Kirchweih.) Ein alter Volksspruch heißt: An Michaeli ist Kirchweih im Himmel und auf Erden. (Freilich! Bedenken wir die Zahl der ihm geweihten Kirchen! Ferner: St. Michael hat ja den Himmel von den bösen Geistern befreit und wehrt der Kirche auf Erden die bösen Feinde ab.) Auf seine außerordentliche Bedeutung weist sein Schildspruch hin: Quis ut Deus? (Wer ist wie Gott?) So steht er auf Bildern. Sein Fest ist recht einladend am Schlusse der Ernte. Ist es nach dem Vorausbesprochenen verwunderlich, daß St. Michael auch Ernteheiliger ward und daß seine Name einer der verbreitetsten und beliebtesten Taufnamen beim deutschen Volke wurde?

Früher trank man auch Michelsweine. Ein alter Kalenderspruch sagt: Michelwein — Herrenwein, Galliwein — Bauernwein! Heute bedeutet der Ausdruck „deutscher Michel" nicht stets einen Ehrentitel.*) Aber ein „ehrlicher, deutscher Michel" zu sein, den Spott kann man sich immerhin gefallen lassen! . . . .

*) Der altbayerische Volksmund singt:
„An zerrissna Stiefl und koan Knopf am Rock, an brochna Hafadeckel, der nöt hebt, und da deutsche Michl mit der Zipfkapp'n bleibt a Schlafhaub'n so lang er lebt."

Michaeli war einst, wie erwähnt, ein voller Bauernfeiertag mit reichem Mahle. Hieß es doch in Niederbayern drastisch kurz:

„Zu Micheli ist Kirchweih auf'm Herd, unterm Herd und in der ganzen Welt, da muß die Bäuerin Küchel backen."

An diesem von der Kirche abgeschafften Feste, das von dem altbayerischen Landvolke aber noch immer als Halbfeiertag geachtet wird, trug früher im Rottale jeder Dienstbote nachmittags, wenn der erste Rauch aus dem Schornstein aufstieg, ein Büschelchen Holz in die Küche. Die Bäuerin verstand die Aufmerksamkeit und lohnte sie mit einer Ladung Schmalznudeln, der ländlichen Lieblingsspeise.

Auf oder um Michaeli wurde vor 60—70 Jahren in Altbayern, auf der Altmülalp, im Sulztal ꝛc. vielerorts der „Schnitthahn" gefeiert, oder wie es im Algäu hieß „der Eierhahn gestochen". Es war dies ein Freudenfest mit „Fraß und Suff" für die glücklich beendigten Feldarbeiten und den reichen Eingewinn. An diesem Tage verzapfte der Dorfwirt gewöhnlich das letzte Sommerbier. Aus diesem Brauch scheinen sich die sogen. „Bierletzt", Märzen- und „Nachkirchweihen" (im Chiemgau), entwickelt zu haben.

In seinem Buche „Germanische Erntefeste" gibt uns der Forscher Pfannenschmid die Erklärung, daß der Hahn ebenso wie der Hammel zu den alten, deutschen Ernteopfern gehörte und daß einstens das Austanzen, Verlosen eines Hammels oder Hahnes, das Schlagen und Verspeisen eines Hahnes am Schlusse der Erntezeit — also zur Kirchweih — vom Rhein bis nach Böhmen hinein gebräuchlich war.

Auf Michaeli wurde in vielen Gegenden Schwabens auch der allgemeine Jahrtag gefeiert.

Das Hahnenschlagen.

In einen großen, irdenen Topf wurde ein lebender Hahn gesetzt und das Gefäß mit dem Deckel verschlossen. Die Teilnehmer am Spiele und die Zuschauer stellten sich in einem weiten Kreise um den Hafen herum auf. Wer das Spiel beginnen wollte, erhielt eine Drischel oder einen langen Stecken in die Hand. Dann wurden ihm die Augen verbunden und er ein paarmal zur Irreführung im Kreise herumgeleitet. Wenn er nun nach dem Hahn im Topfe schlug und recht weit daneben traf, so gab es ein schallendes Gelächter. Ein anderer trat

an seine Stelle und machte einen Versuch u. s. f. Derjenige, der schließlich den Hafen zerschlug, war der glückliche Gewinner des Gockels. (114)

Bockstechen.

Michel, gehst nöt mit zun obern Wirt? Da is heunt Bockstechen! ruft der Riedbauernsepp zu seinem Spezi (Kameraden), dem Winbauernsohn, hinüber.

Gibt mir nix ab! meint gelassen der Angeredete, der nach der Sonntagnachmittagsandacht gemächlich am Torpfeiler der Einfahrt zu seinem Hofe lehnt, sein Pfeiflein schmaucht und in die milde Septembersonne blickt.

Was ist beim obern Wirt? fragen wir neugierig.

Bockstechen.

Da gehen wir hin. Ja, da gehen wir hin und tun sogar mit! Bei unserer Ankunft ist schon eine stattliche Anzahl Dörfler im Hofe des Wirtshauses versammelt. Wir melden uns beim Spielleiter, dem Wirt.

Einsetzen dann! fordert er uns in seiner kurzen, barschen Kommandoweise als ehemaliger Unteroffizier auf.

Wie viel?

20 Pfennig für drei Gänge.

Wir erlegen pro Mann den festgesetzten Betrag und haben dann Zeit, uns ein wenig über den Ort und die Art und Weise des Spieles zu belehren. Im Hintergrunde des Hofes ist an die Scheune eine große, weiße Scheibe mit 10—12 schwarzen Ringen (ähnlich einer Schützenscheibe) genagelt. Vorn an einen Mauerring bei der Gaststube ist ein ansehnlicher Ziegenbock angebunden: der erste Preis, der so zur öffentlichen Schaustellung und wohl auch zur Anlockung ausgestellt wird. Eine Bekanntmachung an einem der grünen Fensterladen des Wirtshauses tut kund, daß auf „das Best" noch fünf Geldpreise mit Taschentüchern als Fahnen folgen. Insgesamt haben die Prämien einen Wert von 30 Mark. Die Aussicht auf solche Gewinne macht lüstern; da ist es schon der Mühe wert, daß man sich zusammennimmt, denken wir. Na, welche Freude würde man daheim haben, wenn wir mit dem Ziegenbock als erstem Preis unerwartet die Stiege hinaufstolperten! Ein Bauernbursche, der Klafferjörg, der auf dem Bock einer Kutsche im Wirtshofe Platz genommen hat, fängt mit seiner Zugharmonika einen Marsch zu spielen an und damit beginnt auch

gleich das ländliche Spiel. Der erste Einsetzer hat schon die nötige Ausrüstung erhalten: einen Papphut (umgestülpte Zuckertüte) mit langem, schwarzem, über das Gesicht herabhängendem, dichtem Flore und in die Hand einen langen, eisernen Stichel. Er muß auf die Scheibe im Hintergrunde des Hofes zumarschieren und mit dem Stichel in den Mittelpunkt des Schwarzen treffen; dann ist der Ziegenbock sein eigen. Das ist doch sehr einfach! Die Zuschauer bilden rechts und links eine weite Gasse, daß zum Abirren noch Raum genug bleibt. Der erste Teilnehmer am Spiel fängt zu gehen an. Bald erschallt ein tosendes Gelächter. Er gerät links abseits und immer weiter abseits. Als er schließlich mit seinem Stichel zu tasten anfängt, etwas Festes vor sich spürt und den Stichel in die Bretterwand stößt, ist er am Schweinestall, statt bei der Scheibe am Stadel. Auch seine beiden nachfolgenden Gänge sind erfolglos. Dieses verhängnisvolle Abirren nach links läßt sich der zweite Teilnehmer zur Warnung dienen. Ein Drittel des Weges kommt er schön geradeaus; dann plötzlich meint er, er müßte sich korrigieren und hält sich zu sehr nach rechts. Er landet an der Holzschupfe und kommt dreimal neben dem Ziele an. Nicht besser ergeht es dem dritten und vierten Teilnehmer. Jetzt kommen wir daran. Die Dörfler sind begierig, was die Städtischen fertig bringen. Mit Halloh wird festgestellt, daß auch die Herrischen nichts können. Ein achter landet auf der Düngerstätte. Ja, bemerkt dazu ein Zuschauer: Mit sein bös'n Mäu (Maul) is der allwei nebenaußi; wia solls da beim Geh'n anders sein? Der elfte endlich hat Glück. Er geht sehr langsam und ruhig, setzt Schrittlein vor Schrittlein und sticht ins Schwarze. Ein zweiter oder dritter Preis ist ihm sicher. Der 26. endlich, ein schmächtiges Bäuerlein, trifft gar den Herzpunkt.

Ihm ist's zu vergönnen; er is a armer Kleinhäusler!

Nahezu den ganzen Nachmittag währt schon der Spaß und erst sind vier Treffer gemacht. Der Eifer zum Spiel wird immer größer. Die Maßkrüge werden fleißig geleert. Der Wirt schmunzelt zufrieden. Abends verkündet er: Da ein Endresultat heute voraussichtlich nicht mehr zu erzielen ist, findet nächsten Sonntagnachmittag Fortsetzung statt. — Denn er will haben, daß kein Preis übrig bleibt. Ja ja, der Wirt ist ein Mann, der lebt und seine Gäste — auch leben läßt! ...

(Dorf S. . . . . . . bei Neustadt a. D.)

Der Georgiritt zu Traunstein
(im Chiemgau).

Es mag etwas über ein Jahrzehnt her sein, begann der Vater zu erzählen, da hatte ich einmal auch Gelegenheit, den Georgiritt zu Traunstein (im Chiemgau) zu sehen. Es ist dies ein sogen. Pferdeumritt mit Roßweihe, einer jener halbkirchlichen



Bräuche, die zu den weitestverbreiteten und beliebtesten im katholischen Süddeutschland gehören. Was die berühmte Leonhardifahrt für Tölz, das ist der Georgiritt für Traunstein und seine Umgebung. Ein wesentlicher Unterschied liegt aber gleich darin, daß beim Georgiritt gar nichts gefahren, sondern nur geritten wird und daß der Georgiritt nicht wie die Leonhardifahrt

am Tage des Schutzheiligen selbst, sondern regelmäßig am Ostermontage stattfindet.

Szenerie: für den ersten Teil der Feierlichkeit — der Stadtplatz zu Traunstein und die darein mündende enge Höllbräugasse, die ein „jemütlicher Preuße so holperig jefunden hat, det — wenn man beim Jehen den Finger an die Jurgel hält — man ohne weitere Uebung wie ein Harzer Roller oder eine Königsberger Primadonna trillern kann".

Helden und Personen: — doch nein, ich will der Entwicklung des Zuges nicht vorgreifen.

Wie immer, wenn es was zu schauen gibt, waren die „Herren" Buben und Leut schon eine gute, halbe Stunde vor Anfang am Orte. Der Stadtplatz wimmelte von Zuschauern, Einheimischen und Landleuten der Umgegend. Es mögen wohl an tausend Zuschauer gewesen sein, ich natürlich nicht mitgezählt, schon deshalb nicht, weil ich — niemand zu Leide, niemand zur Freude — von Pferdezucht rein gar nichts verstehe und meine Augen darum weniger auf die Rosse als auf die Menschen richtete, und ferners, weil ich neben einem so großen, stämmigen und breitschulterigen Bauernburschen stand, daß mein schwaches Sein mit dessen kraftadeligem Körper einen Vergleich nicht aushielt und ich mir nur wie ein Dezimalkomma neben einer mächtig großen, ganzen Eins vorkam. Der Bauernbursche hieß Jörg ... und seine Nachbarin auf der rechten Seite war eine fesche, hübsche Dirn, zwar viel kleiner als er, aber doch recht kräftig. Die hieß Marei.

Nachdem ich lange genug meine kernfrischen Nachbarsleute betrachtet hatte, schlug es endlich auf der St. Oswaldpfarrkirche 10 Uhr. Da sprach Jörg mit feierlicher Stimme zum Marei, indem er zuerst den Kopf mächtig in die Höhe reckte und sich dann zu seiner kleinen, dicken Nachbarin beugte: „Siehgst, hiatzt kimmas!"

„I siehg nix'n!" entgegnete die Kleine, indem sie sich streckte. „Aber a Musi hör i. Jessas na, wia nett: Heil unserm König, Heil!"

„A Musi!" tat Jörg verwundert; „a Musi? dös hant ja bloaß a Paar Postillon, die so schöa blas'n."

„No, is dös ebba leicht koa Musi?" versetzte schnippisch die kleine Schwarze.

Jörg aber hatte nicht Zeit, ihres Schmollens zu achten. Er rief eifrig: „Hiatzt mach' d' Augen auf! Siehgst 'n den ersten, schönen Reiter mit 'n weiß'n Giletwest'nleibl?"

Auf Mareis Versicherung: „I siehg'n scho!" erklärte er mit dem Herzenstone tiefsten Respektes: „Dös is fei(n) der Fürst!"

„Was, a Fürst?" meinte Marei offenen Mundes vor Erstaunen.

„Na, wie Du fragst!" sprach Jörg lachend. „Der den Zug eröffnet — is halt der Herr Mesner Fürst!"

„Sakra, sakra, hast recht!" stimmte das Deandl jetzt bei. „I hatt'n in sein offnen weiß'n Giletwest'nleibl, sein' weiß'n Brustlatz und mit sein' Schimmel bald nöt d'rkennt. — —"

Die sechs Postillone in Gala, welche nun folgten, erregten manchen Ausruf der Bewunderung; Marei aber meinte hier weiter nichts als: „Der zwoat auf der recht'n Seit'n waar' (wäre) mir scho da liaba!", welche unvorsichtige Äußerung Marei einen ziemlich langen, unfreundlichen Blick von Jörgei eintrug.

Die Bewunderung steigerte sich bis zu einem allgemeinen Ah! des Entzückens, als jetzt der Priester im Rauchmantel zu Pferd und auf prächtigen Schimmeln acht Engelein, hübsche, gelockte Kinder im Alter von 5—6 Jahren erschienen. Sie trugen weiße, lange Linnenkleider mit gelben Borten verziert und Flügel aus Goldpappe.

„Noi, liabs Göttle von Biberach, wia nett die Engala sind!" vernahm ich eine Stimme hinter mir. Mir gab es bei diesen Worten einen Riß, als ob mich eine Tarantel gestochen hätte. Donner und Doria, denke ich fast entrüstet, bei so einem hochheiligen Feste mitten in Altbayern redet gar der Mensch blitzschwäbisch!

Ein ähnlicher Gedanke mochte auch Jörgeis Herz erfüllen, denn er und ich wandten uns fast gleichzeitig zurück nach dem grausen Attentäter und sahen — in das gutmütige, vergnügliche Gesicht eines Schäfers, der — unsere grimmen Blicke ganz mißverstehend — aus seinem blauen Oberhemde uns freundlich zulächelte und sprach: „O Jegerle, die liabe, herzige, putzige Kinderla! Droba sitz'n s' in ihre lange Hematla auf die Schimmela grad wia Lampla (Lämmer).

Mit einem vernichtenden Blicke und mit düsterer Stimme fragte Jörg darauf: „I bitt dich, han bei dir z'Haus Lampla vielleicht gar gold'ne Flügel?"

„Nix für ungut, erwiderte der Angeschauerte kleinlaut. D' Lampla sind halt meine liabsten Viecherla."

„Is ka(u)m zum gla(u)b'n!" bemerkte Jörgei mit Bezug auf den Beruf des Mannes anzüglich, während Marei boshaft kicherte

und schadenfroh sagte: „Dem is grad gangen wiar mir mit der Musi!"

„Der heilige Georg! der heilige Georg!" erscholl es jetzt von mehreren Seiten — und er ritt eben an uns vorbei in Panzer, Mantel und Helm, mit Arm- und Fußschienen, alles natürlich gülden von Messing.

„St. Georgius, der christliche Prinz und heilige Rittersmann von Kappudocinien (Kappadocien), so sagt die Legende!" bemerkt gelehrt der Unausstehliche, unser Schäfer.

„Was, a Kapuziner?!" fragte Jörgei mit höhnischem Groll. Du Lamplwirt, laß deine dummen Witz dahoam und d'rzähl s' deine Schof! Marei hatte während dieser Zurechtweisung keinen Blick vom Ritter Georg gewandt.

„A bildsauberer Mensch!" urteilte sie.

„Oha, oha, Marei! Ebba leicht gar schöaner wiar i? . . . Du, reiß vor lauter Schaug'n 's Maul nöt so auf, nöt daß di der heilige Georg für an grausigen Lindwurm oder Drach'n anguckt, den er mit sein' scharfen Ritterschwert d'rstech'n muaß."

„Der hat ja gar koan Sabel," entgegnete überlegen lächelnd Marei. „Der hat ja bloß a Fah'n in da Händ'."

„Dösmal hast wirkli du recht," gab Jörg erstaunt, fast verdutzt zu. — —

Die nun folgenden zwei Reiter mit Kirchenfahnen und die zwei Reiter mit den meterlangen, verzierten Opferkerzen gaben meiner Nachbarschaft zu Bemerkungen keinen Anlaß . . . und als der lange, gleichförmige Zug der Festteilnehmer begann (es müssen im ganzen wohl an die 75 Paare Reiter gewesen sein), bemerkte Marei kurzweg und mit gleichgültiger Kennermiene: „'s Schöanst is eh scho vorbei!" . . . und doch wollte es mich bedünken, als ob dem kecken Deandl mit sein' trutzigen Geschau der hübsche Bursch' mit den Kniehosen und dem grünen Jagerhütl, der gegen Ende des Zuges kam, auch gar nicht übel gefallen, ja als ob Marei dessen Erscheinen geradezu abgewartet hätte.

Auf seinen stolz militärischen Gruß — er war sicher ein heuer Stellpflichtiger — rief ihm Marei unter graziöser Verbeugung ein herzliches „Servus, Jackl!" zu.

Der Jörgei, der lauernd bald auf seine Nachbarin, bald auf den Reiter blinzelte, bemerkte mit boshaftem, hämischem Lächeln, indem er mit dem Daumen auf Jackls Kniehose zeigte: „A schöaner Fretter dös, der si net amal a liderne (lederne) Hos'n kafa ka, die eahm über d' Knie abireicht!" (herunterreicht). So stach sich der Jörgei aus!

Gelächter begleitete diese Witzrakete, Gelächter, welches sich erneuerte, als zum Abschlusse des festlichen Zuges (nach vielen geschmückten Prachtpferden, aber auch manchen Don-Quijote'schen Rosinanten) ein gutmütiges Paar Maulesel daherkam.

Hinter diesen ehrwürdigen Häuptern drein stürmte alt und jung um mitzuwandern zum stattlichen Kirchlein von Ettendorf, dem es niemand ansehen würde, daß es seine tausend Jahre schon auf dem Rücken trägt.

Das Ettendorfer Kirchlein steht auf der Anhöhe eines bewaldeten Hügelrückens bei Traunstein, der sich rippenförmig um die freundliche Stadt zieht. Man hat von da über die Stadt hinweg einen herrlichen Blick ins Hochgebirge.

Als der festliche Zug den Bahndamm auf der Höhe überschritten hatte, reihte sich die Schar der Reiter wie eine Kette um das Kirchlein, worin sogleich nach Ankunft des Zuges ein feierliches Amt abgehalten wurde. Nach beendigtem Gottesdienste ritt die Schar um die Kirche und der Priester segnete von einer Tribüne aus unter Gebet und Weihwasserbesprengung die Pferde. („Man reitet dem Heiligen an seinem Ehrenfeste gleichsam die Pferde vor und empfiehlt sie seinem Schutze.")

Nach Beendigung der Benediktion kehrte der Zug unter fröhlichen Weisen in ursprünglicher Reihenfolge in die Stadt zurück.

Über die „Leonhardifahrt zu Tölz" vergl. „Bayerisch Land und Volk" S. 101.

An die Pferdeweihe schloß sich früher vielerorts ein Pferderennen. „Roßläufe" bildeten ja von jeher eine Hauptbelustigung der ländlichen Bevölkerung Altbayerns. Berühmt waren einmal die großen Rennen zu Altötting im Juni, zu Dingolfing am Ostermontag und zu Pfarrkirchen im Rottgau. Die letztbezeichneten erfreuen sich heute noch — freilich unter etwas veränderten Verhältnissen — eines außerordentlichen Zulaufes. 5—6 und noch mehr Stunden Weges werden nicht gescheut, um geringstenfalls als Zuschauer mittun zu können.

Über Pferdeumritte. (St. Leonhard.)

(Pferdeköpfe an Häusern. Hufeisen als Glückszeichen.)

Die Umritte und Pferdeweihen, diese Feste halb kirchlicher und halb weltlicher Natur, sind allbeliebte Volksveranstaltungen im katholischen Bayern, begann der Vater die Unterhaltung.

In ganz Bayern, sagst du so allgemein? fragte Walter verwundert.

Du hast recht, versetzte der Vater. Ich hätte bestimmter sagen sollen: In ganz Altbayern! Denn in Schwaben und Franken haben sich die bezeichneten Bräuche innerhalb der letzten hundert Jahre fast ganz verloren. Wollte ich aber all' die Orte aufzählen, wo in Altbayern und in der Oberpfalz heute noch ein Pferdeumritt stattfindet, so wäre es mir ein Leichtes, an 100 Namen aus den verschiedensten Gauen zusammenzubringen. (Ich erwähne hier aber bloß Fischhausen am Schliersee, Benediktbeuern, Siegertsbrunn bei München, Reichersdorf, Willing, Högling, Mittenkirchen, Lippertskirchen bei Aibling, Nußdorf, Waging, Neukirchen, Flintsbach, Holzolling, Leonhardspfunzen, Irlbach bei Velden, Kienraching bei Dorfen, Inchenhofen, Kreut 2c.) Freilich hat es nicht jeder zu der Berühmtheit und zu dem Zulaufe gebracht wie die Tölzer Feier, zu der von München ganze Sonderzüge abgelassen werden. Eine ehemals sehr berühmte Leonhardifahrt war die um die Leonhardskapelle zu Aign in Niederbayern, wo nach der Volkssage St. Leonhard „rastete“. Nach dort kamen bis Mitte des vorigen Jahrhunderts die Bauern des Rottales, des Inn- und Hausruckviertels am Georgi- und Leonharditag und womöglich auch an den drei goldenen Samstagen, um durch gemeinschaftliche Umritte und durch reiche Opfer ihrer Verehrung des heiligen Viehpatrons Ausdruck zu geben und Segen für ihre Pferde zu erflehen. Früher fanden die Umritte häufig nicht bloß am Tage des Schutzheiligen statt, sondern auch im Juli, nach der sommerlichen Sonnenwende. Das Volk zwischen der oberen Isar und dem Inn nannte die Sonntage im Juli geradezu die Lienhardstäg und die Tage vorher die gold'nen Samstage.

Daß im Rottal, wo die Roßzucht besonders blüht, der hl. Leonhard eine außerordentliche Verehrung genießt beziehungsweise genossen hat, wundert mich gar nicht, erklärte Gertrud.

Ja, und ich finde, daß überhaupt in Altbayern die vielen Pferdeweihen etwas Selbstverständliches sind, weil dort die Bauern allen Stolz und alle Fürsorge in ein schönes Pferdematerial setzen. Ich brauche ja nur an unsern Onkel zu denken.

Gut gesprochen, lobte der Vater. Es ist tatsächlich so: In Gegenden mit lebhafter Pferdezucht, wie z. B. in Niederbayern im Rott-, Donau- und Vilstal, oder in Oberbayern in den Bezirken (Traunstein, Rosenheim, Miesbach, Tegernsee, Tölz, Weilheim und Schongau) nördlich vor den Alpen — haben sich die alten Pferdeumritte und Pferdebenediktionen am besten und glänzendsten erhalten. Hört: Am Pferdeumritt zu Leonhard bei Obing beteiligen sich nicht weniger als 6—7 Geistliche zu Pferd und weiters die freiwilligen Feuerwehren und selbst Veteranenvereine mehrerer Nachbarorte mit Fahnen und Musik. Und nun bedenke man, daß durch ein Ministerialreskript vom Jahre 1804 die Feiern einmal polizeilich verboten und erst in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts (1833) wieder gestattet wurden, bemerkte der Vater.

Warum verboten? wollte Gertrud wissen.

Ja Kinder, die Gärungen im Volksgeiste um die Wende des 18. Jahrhunderts brachten auch bei uns eine Zeit der Aufklärung. Ferner ist zu bedenken: Bräuche können bezüglich des Prunkes über ihre schlichte ursprüngliche Bestimmung hinauswachsen. Doch lassen wir derartige Erörterungen! Interessant dürfte sein, daß im Alzgebiete nördlich von Traunstein mitten im Winter ein Stephaniritt abgehalten wird. Dieser findet von der Pfarrkirche des Dorfes Halsbach zur Filialkirche Kleinneukirchen statt. Auch bei der strengsten Kälte zählt der Zug über 100 Pferde. Ein Stephaniritt findet auch zu Reith bei Reisbach (unweit Dingolfing an der Isar) statt, der wegen seines nachherigen großen Pferderennens einen gewissen Ruhm besitzt.

Jetzt drängt sich mir eine Frage auf, wovon ich allerdings nicht weiß, ob sie klug ist. Doch ich wage sie, sprach Walter. Wie kommt es nämlich, daß die Bauern nicht allerwärts den hl. Leonhard verehren? Warum werden denn mancherorts die Pferde in den Schutz des hl. Georg oder des hl. Stephanus gestellt? Das sind doch keine eigentlichen Viehpatrone!

Wer sagt denn das? Gerade der Ritter St. Georgius und der Erzmartyrer St. Stephanus sind als Pferdepatrone in Wirklichkeit viel älter als der hl. Leonhard.

Du willst also sagen, daß sie schon vor dem hl. Leonhard bei uns verehrt wurden? fragte Walter.

So ist's. Ja, es läßt sich sogar eine bestimmte Zeitgrenze und Reihenfolge für die Verehrung der drei vornehmsten Pferdeheiligen angeben.

Das zu erfahren, wäre ich begierig, sprach Gertrud.

Das kannst Du sehr wohl selbst erraten, erklärte der Vater.

Der älteste Pferdepatron ist jedenfalls der Erzmartyrer Stephanus, riet Walter.

Richtig!

Am Feste des hl. Stephanus, der als erster sein Blut für Christus vergossen, galten Aderlässe bei Mensch und Tier besonders heilsam und gesundheitförderlich. In uralten Kalendern findet sich der Stephanitag häufig als „der große Pferdetag" bezeichnet. An diesem Tage ließen die Bauern eine Schüssel voll Haber weihen.

Ja, ich entsinne mich, davon hast du uns bei den zwölf Rauchnächten schon erzählt. Den Haber mengten sie zum Teil sogleich dem Pferdefutter bei, zum Teil dem Frühjahrssaatgut, äußerte Walter.

Warum, ist fadenklar, bemerkte Gertrud.

Merkwürdig ist jedenfalls auch, daß es in Niederbayern, wo die Pferdezucht in Bayern seit alters am lebhaftesten blüht, auffällig viele Stephanskirchen gibt und daß da die Bäuerinnen früher dem Heiligen Hühner, Enten, Tauben und Schweine opferten. In die Ehre, Pferdeheiliger zu sein, teilte sich ungefähr vom 7. Jahrhundert ab auch der hl. Georg. Und etwa vom 10. Jahrhundert an stellte man Pferd und Rind in den Schutz des hl. Leonhard. Er ist also eigentlich der jüngste unter den drei Viehpatronen; seine Verehrung gewann dann allerdings die weiteste Verbreitung. Zu den ältesten Leonhardskapellen in Bayern gehören unstreitig Kreuth bei Tegernsee, das um 1180 erwähnt wird, und Inchenhofen bei Aichach, das um 1250 schon „ein fern- und weitberühmt Gotteshaus" war.

Daß Ritter St. Georgius, der immer auf prächtigem Schimmel dargestellt wird und den bösen Lindwurm oder Drachen besiegte, zum Schutzpatron der Pferde wurde, wundert mich wahrhaftig gar nicht, meinte Gertrud.

Gut! Und daß er vorzüglich im Salzach- und Chiemgau in Altbayern zur Verehrung kam, das hat er dem heiligen Bischofe Rupertus

von Salzburg zu verdanken. Dieser um die Ausbreitung des Christentums in Altbayern hochverdiente Mann, der aus königlichem Geschlechte stammte, war selber ein begeisterter Verehrer des Ritters St. Georg. Bereits Aventin (Thurmaier von Abensberg), der Vater der bayerischen Geschichtschreibung, erwähnt dieser Vorliebe des hl. Rupertus für den hl. Georg und berichtet, daß Rupertus viele Gotteshäuser zu Ehren des hl. Georg erbauen ließ und weihte.

Wieder ist mir eine Frage aufgetaucht, sagte Walter. Du hast uns einmal das Rätsel aufgegeben: Welches sind die zwei vornehmsten Heiligen? Worauf der Volkswitz die Antwort gibt: der hl. Georg und der hl. Martinus, denn diese zwei dürfen reiten, während die übrigen Heiligen alle zu Fuß gehen müssen. Es sollte mich nun wundern, wenn der hl. Martinus als Schimmelreiter nicht auch als Roßpatron verehrt würde?

O, das wird er auch! bestätigte der Vater. Freilich nur vereinzelt, denn der hl. Martinus ist in der Hauptsache ein Frankenheiliger. In der Oberpfalz — gegen Franken zu — sind etliche Orte, wo Sankt Martinus die Rolle des hl. Leonhard spielt. So findet z. B. in Lengenfeld bei Velburg am Martinstage um die dem Heiligen geweihte, außerhalb des Ortes gelegene Kapelle ein feierlicher, dreimaliger Umritt statt. Der Vollständigkeit wegen sei übrigens erwähnt, daß noch zwei andere Herbstheilige: der heilige Einsiedler Coloman (13. Oktober) und der heilige Hirte Wendelin (20. Oktober) mancherorts als Schutzpatrone der Haustiere verehrt werden (so z. B. Wendelin in der Hallertau). Ja sogar zu Ehren des hl. Nikolaus, des hl. Christoph, des Einsiedlers Antonius, des Schweinepatrons, und der heiligen Mutter Anna wurden Pferdeumritte veranstaltet. ([115])

Nun muß ich eine Frage stellen, sagte Gertrud. Warum befinden sich denn die Viehpatronkirchlein immer außerhalb der Orte — auf einem Hügel im Felde, oder auf einem mauerumgürteten Anger?

Aber, ich bitte dich, wie sollten die Bauern denn sonst ihre feierlichen Auf- und Umzüge ermöglichen? Und ferner ist zu bedenken, daß mit den Pferdeweihen früher oft gleich Feldumritte verbunden wurden! erklärte der Vater. St. Leonhard galt ja früher auch als Beschützer der Feldfrüchte, weshalb ihm mitunter Pflug- und Wageisen geopfert wurden.

Ja so!

Mir ist auf unseren Ferienwanderungen aufgefallen, daß die Leonhardikapellen oft mitten im stillen Walde liegen und von Ketten umspannt sind. Das hat sicherlich auch seine Bedeutung? sagte Walter.

Gewiß! Nehmen wir zunächst die Bedeutung „der Kette", weil uns das zugleich ein wenig mit der Legende des höchsten Viehpatrons in Altbayern bekannt macht. Gertrud, du bist legendekundig, also erzähle uns, warum St. Leonhard stets mit einer offenen Kette in der Hand dargestellt wird!

O, das weiß ich. Er soll Gefangene, die mit zentnerschweren, langen Ketten um den Hals im Kerker schmachteten, durch sein bloßes Gebet aus ihren Fesseln erlöst haben.

Und weshalb wird er also angerufen?

Er soll aus den Banden der Sünden und der Not, wozu auch die Krankheiten gehören, befreien; er gilt als Befreier, Entfesseler.

Gut, das war es, was ich vorerst wissen wollte. Ich habe dem nur anzufügen, daß es euch jetzt verständlich sein dürfte, warum man die Ketten kranker oder gesunder Tiere vor dem Bilde des Heiligen aufhing. Es waren in erster Linie Zeichen des Dankes.

Ei, daraus werde ich mir aber noch nicht klug, warum man dann die ganzen Kirchen mit eisernen Ketten umgürtet hat, versetzte Walter unmutig.

O, du denkst eben nicht weiter. Ich will also etwas daraufhelfen. Nach alter Binsenweisheit besteht die Kette aus Ringen. Ring und Kette sind aber nicht bloß ein Zeichen der Fesselung, sondern auch des freiwilligen Verlöbnisses.

Jawohl, das sagt schon der Verlobungs- und Ehering, warf Gertrud dazwischen.

Halt! Da muß ich gleich bemerken, der Ehe- und Verlöbnisring ist ein ganz und gar christliches Symbol. Unsere heidnischen Altvordern kannten die Ringe zum Heiratstage nicht. Wenn unsere Bauern die Ketten ihrer Haustiere opfern oder aus alten Hufeisen ihrer Pferde Opferketten schmieden lassen, so empfehlen oder verloben sie als Christen ihr Vieh gleichsam dem Schutzheiligen mit dem Wunsche, daß durch seine Fürbitte und Hilfe das Vieh recht gedeihe, daß gesunder, junger Tiernachwuchs komme, daß die jungen Tiere leicht zur Welt kommen und in Fällen der Krankheit glücklich alles Unheil

ferngehalten werde. St. Leonhard, der große Entfesseler, gilt nämlich auch als Geburtspatron bei Vieh und Menschen. Ihm zu Lieb und Ehren trugen Bauer und Bäuerin eiserne Ketten, Schienen oder Ringe um den Leib, um den Hals, um Beine oder Arme, je nachdem eben der Leib, der Hals, die Beine oder Arme der Sitz eines Leidens waren. Man begab sich also gleichsam freiwillig in die Gefangenschaft des wundertätigen Heiligen, um durch seine Hilfe von den Gebrechen befreit zu werden. Man opferte so viel Pfund Wachs, als das neugeborene Kindlein wog. In einem alten Buche „Synopsis miraculorum von Martinus", das 1659 erschien, wird erzählt von den „fürnemmen Wunderwerk, welche Gott durch die Verdienst und Fürbitt St. Leonhardi bei seinem Gotteshaus in Inchenhofen von 400 Jahren her gewürckt . . ." Da heißt es z. B., daß sich ein Mann verlobt „als St. Leonhardi Gefangener, ein eysener Ring sein Lebtag umb den Hals, an Händ und Füßen aber ein gantzes Jahr zu tragen". Das freiwillige Tragen eiserner Ringe finden wir bereits in alter heidnischer Zeit bei einem deutschen Volksstamm. Von den Chatten nämlich erzählt Tacitus, daß sie eiserne Ringe trugen, die sie erst ablegten, wenn sie den ersten Feind erlegt und sich dadurch gleichsam zur vollen Würde des freien Mannes emporgeschwungen hatten. Aus den einzelnen kleinen Opferketten, die man anfänglich vor dem Bilde des Heiligen aufhing, wurden später, als der Spenden immer mehr und mehr wurden, große Ketten geschmiedet, die man um die Kirchenwände außen zog. Ganze Gemeinden taten sich zu solchen Leistungen zusammen, besonders anläßlich drohender oder abzuwendender Viehseuchen. Fuhrleute opferten Sperrketten, um so jeglichen Unfall beim Fahren über Berg und Tal abzuwenden. Nun hört weiter: Unsere heidnischen Vorfahren hatten ihre Opferstätten zumeist in heiligen Wäldern. Ein Stück Forstes mit recht stattlichen, alten Bäumen, womöglich auf einer Höhe gelegen, wurde eingefriedigt und den Göttern geweiht. Da versammelte sich das Volk zum Gebet und Opfer, zur Weissagung und zum Gerichte. Von den Semnonen, dem ältesten und edelsten Stamm der Sueben, erzählt Tacitus in seiner Germania (Kap. 39), daß niemand den durch uralte Scheu geheiligten Hain anders betreten habe, als mit einer Fessel gebunden, um so die Unterwürfigkeit und Ehrfurcht vor der Allmacht der Gottheit zu bekennen. Und vom Odinstempel zu Upsala wissen wir, daß ihn eine goldene Kette umspannte.

Unsere Vorfahren scheinen demnach einen heidnischen Brauch ins Christentum übernommen und umgewandelt zu haben, bemerkte Walter.

Jedenfalls kann die Umspannung durch die Kette auch als ein Zeichen uralten Gottesfriedens, der hohen Heiligkeit des Ortes aufgefaßt werden. (Das Mittelalter berichtet vom Kettenfrieden der Kirchen und der Freistätten. Das Eisen galt unseren Vorfahren an und für sich schon als heilkräftig und zauberbannend. Die Eisenkette friedet, feit!) Im Aargauer Fricktal hegt der Faden ums Haus den Hausfrieden (Fastnachtbrauch). Doch wir wollen noch einmal kurz bei Tacitus einkehren; dieser sagt im 10. Kap. seiner Germania: „In den vorerwähnten Hainen und Forsten wurden weiße, von irdischer Arbeit unversehrte Pferde auf Gemeindekosten gezüchtet und gehegt. Man spannte sie vor den heiligen Wagen; der Priester und der König oder das Oberhaupt des Gaues begleiteten sie (auf den Umfahrten) und beobachteten zwecks Erforschung der Zukunft ihr Wiehern und Schnauben."

An anderer Stelle dort (Kap. 9) heißt es: „Sie verehrten und versöhnten ihre Götter mit zulässigen Tieropfern." Unter den Tieropfern, die an Stelle der in frühester Zeit üblichen Menschenopfer traten, waren die Pferdeopfer die angesehensten. Das Pferd spielte im religiösen und wirtschaftlichen Leben der Altvordern eine so hervorragende Rolle, daß diese unter Tier schlechthin das Roß verstanden. In Altbayern gab es eine Menge Roßgehege oder Roßhage.

Die Vorliebe der altbayerischen Bauern für Rosse und Roßzucht rührt demnach von sehr alter Zeit her, sagte Walter.

Das Haupt des geopferten Rosses befestigte man an einem geweihten Baume; das Fleisch verzehrten die zum Opferdienste Versammelten gemeinsam. Später wurden die Köpfe der Pferde an den Gehöften aufgehängt und bildeten Wahrzeichen ihrer Wohnungen.

Ach, jetzt geht mir ein Licht auf, warum wir am First oder Giebel mancher altbayerischen Bauernhäuser heute noch die Nachbildung eines Pferdehauptes sehen, äußerte Gertrud.

Ja, und den gleichen Schmuck zeigen auch noch die niederdeutschen Bauernhäuser oder sie weisen wenigstens zwei kreuzweise Holzfortsätze auf als stellvertretende Reste ehemaliger Pferdehäupter. „Im Schwarzwalde konnte man in den sogen. uralten Heidenhäusern bis in die jüngste Zeit im Hurt unterm Dach Roßköpfe oder Stierschädel finden."



Dorffriedhof zu Steinkirchen bei Törrwang unweit Rosenheim.
Schmiedeiserne Kreuze. (Text Seite 245.)
Photographische Aufnahme von Joseph Weber.

Nach deiner Äußerung vorhin sind die alten Deutschen also Pferdefleischesser gewesen? sagte Gertrud.

Graut deinem Gaumen etwa vor dem „Bani"-Essen, angehende Köchin und Hausfrau? Tröste dich, unsere Altvordern kannten für ihre Götter auch Rinds-, Bock- und Eberopfer 2c.; sie waren nicht zu einseitig. „Boves solent in sacrificio daemonum multos occidere" heißt es in einem Schreiben Gregors des Großen von den Angeln. (Beda, Kirchengesch. I. 30.) Übrigens wurde das Pferdefleischessen durch die christlichen Glaubensboten endgültig abgeschafft — eine schwere Probe für die Bekehrten. Nicht so streng war die Kirche betreffs der alten Heiligtümer. Papst Gregor der Große (589—604) gab nämlich dem Abt Mellitus die briefliche Weisung, „die Tempel der Heiden nicht zu zerstören, sondern mit Weihwasser zu besprengen und in christliche Kirchen umzuwandeln, damit das Volk an den durch Gewohnheit geweihten Orten desto lieber und eher an den Dienst des wahren Gottes sich gewöhne." Diese Aufklärung ist für die vielen Schimmel- und Leonhardskirchen Altbayerns sicher nicht ohne Bedeutung. Auch die altheidnischen Roßopfer mit allgemeinem Schmaus wurden allmählich in ein christliches Geleise geleitet.

Ei, das Weitere glaube ich jetzt selbst erraten zu können, weil wir schon oft Leonhardskirchlein besucht haben, versetzte Walter.

Man opferte fortan eiserne oder wächserne Pferdefiguren. An Stelle der lebenden Tiere traten eben später Abbildungen.

Richtig.

Oder man gab einen Teil fürs Ganze, z. B. ein wächsernes Kopfstück oder die eiserne Kette oder das abgenommene Hufeisen, ergänzte Gertrud.

Brav! Ein Hufeisen trägt ja mancher heutzutage sogar gerne als Talisman oder Glückszeichen an der Uhrkette. In der Heidenzeit galt es als Dämonenschutz. Man nagelte es an Stalltüren 2c. stets so, daß es mit der offenen Seite nach unten schaute. Der geschlossene Ring sollte das Eindringen böser Geister abhalten.

Oder spendete ein Opfer in Geld (und löste so das uraltheidnische Roßopfer ab).

Recht! Die Bauern im Berchtesgadener Ländchen mußten sich wegen der zahlreichen Hufeisenopfer, die in der alten Leonhardskapelle zu Schellenberg zu sehen waren, obwohl dort der Pferdebestand ein

äußerst geringer ist, von den benachbarten Österreichern aus dem Salzkammergut lange Zeit den Neckvers gefallen lassen:

„Die Bertelsgadener muß man preisen,
die fressen 's Rössel bis aufs Eisen
und 's Eisen hamm's zum Opfer bracht!"

Eine ganz unverdiente Anspielung auf die heidnische Bani-Esserei!

Vielleicht hängt der Spott damit zusammen, daß das Heidentum im felsumgürteten Berchtesgadener Ländchen sich länger erhielt als in der offenliegenden Umgegend, bemerkte Walter. Du hast uns ja früher einmal erzählt, wie schwer die Glaubensboten in dem ehemals wildnisähnlichen, abgeschiedenen Bergländchen festen Fuß fassen konnten.

Brav! Deine Erklärung läßt sich hören. — Nach Pferdefleischschmäusen tragen unsere Bauern freilich nirgends mehr ein Verlangen. Die Lust zum Schmausen aber an einem Bauernfesttage, wie St. Leonhard einer ist, ist ihnen geblieben. Nach dem Umritte gibt es im Dorfe daher bald fröhliches Marktleben, Zecherei und Musik. Auf das St. Leonhardsfest kann man tatsächlich die Worte K. Stielers anwenden: „Kaum fühlbar für das Bewußtsein des Volkes ging eine Welt (die heidnische) in die andere (die christliche) über."

Wie schon vorher erwähnt wurde, war unter den Leonhardikapellen Altbayerns die zu Inchenhofen bei Aichach eine der berühmtesten. Bereits 1348 schrieb R. P. Eberhardus ein Verzeichnis der vielen Wunder, die dort geschehen, und erzählt auch von einer Mirakeltafel, von Ketten u. s. w., welche hundert Jahre früher dort aufgehängt worden waren. Nach Inchenhofen waren einmal nicht weniger als 135 Ortschaften verlobt, die alljährlich ein Pflug- oder Wageisen dem Heiligen opferten. Daß St. Leonhard nicht bloß als Beschützer des Viehes, sondern auch der Fluren gilt, wird damit erklärt, daß der fromme Mann sehr gern unter den schlichten Landleuten weilte und ihnen in allen Angelegenheiten der Vieh- und Feldwirtschaft ein treuer Helfer und Berater war. Als auf der Schwaige des Kurfürsten Max I. zu Schleißheim (1631) ein großes Sterben ausbrach, ritt der Fürst selbst nach Inchenhofen und brachte dort sein bestes Roß zum Opfer. Ein altes Lobgedicht, das die Macht St. Leonhards „in Erhaltung deß unvernünfftigen Viehs" preist, berichtet, daß sich früher die Hirten der

Umgegend und von weiterher alljährlich nach Sommerzeit beim Kirchlein zu Inchenhofen versammelten, „300 Hirten mannichsmal", und daß sie, da sie ihm mit Worten nicht genug danken konnten, ihn lobten laut „mit Hörner Schall."

„Ein jeder blaßt sein Horen,
durchtringen Hertz und Ohren." (119)

Zu Aign am Inn (bei Simbach) war es der Brauch, daß fromme Wallfahrer dem Heiligen zu lieb den sogen. Männerliendl, beziehungsweise den Wirdinger, eifrige Wallfahrerinnen den sogen. Weiberliendl, beziehungsweise das Fatschenkind (lauter schwere, eiserne, rohgeschmiedete Bildklötze) in die Höhe lupften und kopfüber auf den Boden warfen. Nicht an allen Stätten seiner Verehrung galt St. Leonhard in gleicher Weise und in gleicher Kraft wirksam. Der altbayerische Bauer richtete es darum oft so ein, daß er seine Pferde oder sein Großvieh in eine andere Kirche verlobte als sein Jungvieh 2c. Wer unsere Bauerndörfer durchwandert, sieht häufig an den Stalltüren das Bild des großen Viehpatrons angeklebt oder angenagelt, und heute noch kann man von alten Leuten, wenn sie sich Stallglück vermeinen, die Redensart hören: Ich wünsch dir einen guten Leonhard!

Unsere Friedhöfe.

(Allerheiligen und Allerseelen.)

Zumeist befinden sich unsere Friedhöfe inmitten der Dörfer um die Pfarrkirche. Da ruhen die Toten an geweihter Stätte, abgeschieden und doch mitten unter den Lebenden. Unsichtbare Fäden schlingen sich von den schlichten Hütten und treuen Herzen der Dörfler hinüber zu den kleinen Grabhügeln und halten den Bund der Gemeinschaft aufrecht über den Tod hinaus. Nirgends erweist sich das Band der Zusammengehörigkeit so fest und stark wie im enggeschlossenen Kreise des Dorflebens. Man vergißt bei uns seine Toten nicht leicht. Wenn frühmorgens die Bauersleute zur Messe in die Kirche stapfen und von verschiedenen Dorfwegen her in den Friedhof treten, verweilen sie sicher einen Augenblick vor dem Grabe eines lieben Verwandten oder

Bekannten, tauchen die Finger in das Weihbrunnkesselchen und sprengen etwas Segenswasser auf den Hügel, den frommen, alten Bittspruch murmelnd: „O Herr, gib ihm (ihr) und allen christgläubigen Seelen die ewige Ruhe!" Das gleiche geschieht beim Verlassen der Kirche nach beendigtem Gottesdienste. Mildherzige und Gebetseifrige nehmen sich sogar Zeit zu ein paar Vaterunsern für die armen Seelen, — diesen und dem eigenen Herzen zum Troste. Den ganzen Tag über liegt der Dorfgottesacker dann wieder in stillem, beschaulichem Frieden da. Mehr Leben kommt in ihn regelmäßig nur an den Sommersonntagen nachmittags, wenn Mutter, Tochter oder ein Greis ein „liebes Grab" besuchen, um dort das Weihwasser im Weihbrunnkesselchen und, so lange es Blumen gibt, das Sträußlein auf dem Hügel zu erneuern.

Von ferne schauen unsere Friedhöfe mit den hohen, dicken Umfassungsmauern fast wehrhaft aus. In ihrem Hauptabteile, wo sich die Wege schneiden, steht in katholischen Friedhöfen häufig ein großes Missionskreuz mit dem Bildnis des Erlösers. Darunter ist ein Täfelchen angebracht, worauf die armen Seelen im Fegfeuer abgebildet und etliche Ablaßstoßseufzer hingemalt sind, z. B.:

Mein Jesus, Barmherzigkeit! (100 Tage Ablaß.)
Süßes Herz Mariä, meine Rettung! (300 Tage Ablaß.)

Vorne an den Hauptwegen des Friedhofes pflegen gewöhnlich die Begräbnisstätten der wohlhabenderen Familien des Ortes zu sein. Für die im zarten Alter verstorbene Jugend bis zum schulpflichtigen Alter — die sogen. unschuldigen Kinder — ist vielerorts eine eigene Abteilung im Friedhofe vorgesehen. In diesem sogen. Engelgottesacker erhalten mitunter auch die in hohem Greisenalter verschiedenen ledigen Leute ihre Ruhestätte, die Jungfrauen und Jünglinge, welche im Silberhaare verblichen sind. Zuweilen sind letztere und die Kinder an der Umfassungsmauer des Friedhofes gebettet. Immer bedeutet diese Zusammenstellung für die greisen Verstorbenen eine besondere Auszeichnung. Zum ehrenden Gedächtnis für verstorbene Pfarrherren, Wohltäter der Kirche und sonstige verdiente, christliche Männer sind deren Grabmaltafeln an den Außenwänden der Kirche angebracht. Da wurden mitunter aber auch die Totentafeln derjenigen eingelassen, die in der Fremde verschieden sind und deren Leib also nicht in heimatlicher Erde zur Ruhe kam. Eigentümlich berühren einen in vielen altbayerischen Friedhöfen die noch üblichen Bein- und Knochenhäus-

lein (Ossuarien). Wenn man unvermutet aus den Höhlungen der kapellen- oder grottenartigen Bauten grinsende Totenschädel mit aufgemaltem Namen und gekreuzte, von der Vermoderung übrig gebliebene Knochen sich entgegenstarren sieht, überläuft einen für den ersten Augenblick ein Gruseln. Bald aber wirken die Gebeine als das, was sie sein sollen, als ein eindringliches Memento; manches leichtfertige Herz haben sie schon gemahnt und waren ihm mehr von Nutzen, als eine lange, lange Predigt . . . .

Im allgemeinen machen unsere Friedhöfe einen hellen — und wenn man von dieser Stätte so sagen darf, einen fast freundlichen Eindruck. Überall bemerkt man die Spuren liebevoller, sorgsamer Gräberpflege. Die Beete sind mitunter in die reinsten Blumengärtchen umgewandelt. Lieblingsblumen auf den Gräbern unserer altbayerischen Dorffriedhöfe sind: der blaue oder rote Fingerhut, die weiße Kamille, der rote Phlox, die blaue Glockenblume, die Geranie, die Fuchsie und Nelke, das Stiefmütterchen, das Kapuzinerlein, das Bittersüß, die Iris oder Schwertlilie, die goldgelbe Kaiserkrone, die himmelblaue Lobelie, die Rose, das Singrün und der Efeu, fast lauter Blumen, die auch in den Wurzgärtchen und auf den Altanen unserer Bauernhäuser gehegt werden. Ernstlich mahnt die Mutter ihr Kind, ja keine Blume von einem fremden Grabe zu brechen; denn Raub von Friedhofblumen gilt als äußerst schimpflich und schändlich. Originell ist die Schmückung der Gräber im Dorfe Ebbs bei Kufstein. Dort sind die Gräber mit blendend weißen, kleinen Kieselsteinchen ausgelegt.

Aus unseren Friedhöfen schwindet mehr und mehr das alte, schlichte Holzkreuz. In Stadt- und Landgottesäckern findet immer häufiger der Grabstein Eingang. Selbst weniger bemittelte Leute leisten sich jetzt schon die Ausgabe von 50—100 Mark für einen „Stein". Wer heuzutage unsere Friedhöfe durchwandert, möchte nicht glauben, daß vor 100 Jahren der Grabstein bei uns noch eine seltene Erscheinung war.

Immer rarer, spärlicher werden die schönen, schmiedeeisernen Grabkreuze mit den beweglichen Türlein, den gemalten Bildern auf verschließbaren Täfelchen, den rührsamen Versen 2c., den kunstvoll geschmiedeten Blumen und Engeln, dem reichen Zieratenwerk. Mochten die Kreuze durch Rost und Verwitterung auch rasch Schaden leiden,

sie bildeten doch stets einen äußerst stimmungsvollen Schmuck unserer Friedhöfe. In abgelegenen Gebirgs- und Flachlandsdörfern, wo nur zähe ein Stücklein ererbter Altvätersitte abbröckelt, wo noch die grünen, grasbewachsenen, gewölbten Grabhügel sich erhalten haben, da sind noch prächtige Werke solch' alter Provinz-Handwerkskunst in größerer Anzahl zu finden.

Die modernen, nach einer Schablone hergestellten, gußeisernen Grabkreuze vermögen hiefür keinen genügenden Ersatz zu bieten. Wenn man aus einem echten, alten Dorffriedhofe kommt, da mutet einen der neue Gottesacker mit den einförmigen Grabsteinen geradezu nüchtern an. Freilich in Großstädten, wo jetzt hervorragende Künstler ihr Können in den Dienst christlicher Grabmalkunst stellen, wo herrliche Denkmäler und Mausoleen über Gräbern entstehen, da verliert der Steinblock seine „Kälte und Härte" und bekommt wunderbares, tiefinneres Leben, da kann man sich sehr wohl mit der neuen Richtung aussöhnen. Die Sitte der flachen liegenden Grabsteine in Form von Platten oder als Nachahmung von Steinsärgen (Sarkophagen), wie man solche in Nürnberg im alten Johannisfriedhof und auch anderweitig im protestantischen Mittel- und Norddeutschland häufig erblicken kann, ist in Südbayern fast gänzlich unbekannt. Hier sieht man auch selten Bibelsprüche auf Grabsteinen oder Kreuzen, sondern statt derselben fast durchwegs fromme Verse, aus denen oft ein tiefer Jammer, immer aber christliche Ergebenheit und Zuversicht spricht. Diese Reime mögen in ihrer Schlichtheit und innigen Natürlichkeit zum Teil dem Volksgemüte selbst entsprossen sein. Man kennt ihnen mitunter jedoch auch an, daß sie mit den Werken der Steinmetze ihre Wanderung und Verbreitung in ferne Friedhöfe gefunden haben. Neuerdings scheint auch dieser gefällige Brauch ins Abkommen zu geraten. Als Beispiele beliebter Grabmalverse seien hier etliche Einträge aus meinem Sammelbuche namhaft gemacht:

Am Grab eines unschuldigen Kindes (sogen. Engeleins):

„Vom Himmel stieg ich nieder,
lieb' Eltern wollt' ich seh'n;
zum Himmel geh' ich wieder
für sie bei Gott zu fleh'n."
(Mittenwald.)

„Du, o Mutter Gottes, wirst mich pflücken
für deinen Sohn."
(Waldfriedhof München.)

„Wenn Jesus eine Lilie bricht,
dann weine nicht!" (Kempten.)

„O Vater, wenn die Mutter fragt:
Wo ist mein liebes Kind?
O sag ihr doch, wenn's weint und klagt,
daß ich im Himmel bin."
(Erl bei Kufstein.)

„O schlumm're wohl, du guter Knabe,
ein Engel jetzt im Licht;
du fühlst in deinem kühlen Grabe
der Deinen Schmerzen nicht."
(Mittenwald, München, südl. Friedhof.)

„Hier lieg ich im Rosengarten,
muß auf Vater und Mutter warten."
(Waldfriedhof München.)

„Ich ruhe hier im Gottesgarten
und will auf meine Eltern warten.
Drum weinet (trauert) nicht an meinem
Grab,
weil ich bei Gott mehr Freuden hab."
(Alling b. Bruck, Brannenburg 2c.)

Die beiden Schlußzeilen auch in folgender Fassung:
Ihr guten Eltern liebt mich sehr;
der Himmelvater noch viel mehr.
Oder: „Liebe Eltern weinet nicht,
denn ich sehe Gottes Angesicht."
(Kempten.)

Am Grab eines Jünglings:

„Das arme Herz hienieden,
von manchem Sturm bewegt,
erlangt den wahren Frieden,
nur wenn es nicht mehr schlägt."
(Mittenwald, München.)

„Du warst ein guter Bruder,
den Eltern lieb und treu.
Drum sei an dieser Stelle
ein Denkstein dir geweiht."
(Erl bei Kufstein.)

„Freunde! Junge Leute können sterben,
das beweist dieser Leichenstein.
Wollt ihr einst den Himmel erben,
müßt der Tugend früh euch weih'n!"
(Nußdorf am Inn.)

„Eines biedern Jünglings Hülle
decket dieser Hügel zu.
Gottes unerforschter Wille
brachte zeitig ihn zur Ruh."
(Großhadern b. München, Mittenwald 2c.)

Am Grab eines alten Junggesellen:

„Rein und schuldlos war sein Leben,
frei sein Herz von jeder Leidenschaft,
drum möge ihm der liebe Gott auch
geben,
was uns Menschen allein glücklich
macht." (Scharnitz.)

Am Grab eines Mädchens:

„Voll Unschuld war dies Mägdelein
ein Blümchen, zart und rein,
Drum ward es überpflanzet
in ewigen Sonnenschein."
(Scharnitz.)

„Eine Blume für das Leben,
eine Knospe für das Grab.
Gott mit Schmerz zurückgegeben,
was er uns zur Freude gab."
(Erl bei Kufstein.)

„Hast uns so früh verlassen
und gingst zu deiner Mutter auf.
Rosen doch, die hier verblassen,
blühen dorten wieder auf."
(Scharnitz.)

„Zu lieb warst du für diese Erden,
drum mußtest du so früh ein Engel
werden." (Kempten.)

„Der Unschuld wahre Heimat ist der
Himmel." (Kempten.)

„Maria heiß ich,
zu meinem Jesus reis' ich.
Will sehen, was mein Jesus macht,
liebe Eltern, gute Nacht."
(Haidhausen-München.)

„Kaum geboren auf der Welt,
warst den Engeln zugezählt.
Welches Glück ward dir zu Theil!
Deine guten Eltern hier,
lieber Engel, rufen dir:
Bitt für unser Seelenheil!"
(1821. Erl bei Kufstein.)

„In der Blüte abgerufen (abgerissen),
eilst du früh dem Grabe zu.
O so nimm zum Sterbekissen
unsre Tränen mit zur Ruh!"
(Kempten, Anzing.)

Am Grab einer Jungfrau:

„Wenn im schönen Himmelsgarten
oben eine Blume fehlt,
kommt ein stiller Engel nieder,
pflückt die Blum' in dieser Welt.
Trägt sie bis zur reinsten Quelle,
wo ertönt das höchste Lied,
daß sie dort in Gottes Nähe
ewig duftet, ewig blüht."
(Mittenwald.)

„Blühend' Jungfrau, schiedest du
weg von uns, dem Himmel zu,
wo du jetzt für deine Leiden
teilnimmst an den ew'gen Freuden."
(Starnberg.)

„Nach einem frommen Leben ist Sterben
ein Gewinn.
Dies Wort der Schrift soll schweben, mein
Christ, in deinem Sinn.
Die Jungfrau wird bekommen noch ganz
besondren Lohn.
Wir haben dies vernommen von dir,
o Gottes Sohn!" (Pursing.)

Am Grab einer alten Jungfer:

„Dein Herz war ohne Schuld und Reu,
dein Geist von Vorurteilen frei.
So zogst du unentweiht und rein
in deinen Freudenhimmel ein."
(Scharnitz.)

Am Grab eines Gatten und Vaters:

„Liebe Gattin, weine nicht,
ich hab' jetzt ausgelitten.
Sterben ist ja unsere Pflicht,
da hilft kein Trauern und Bitten.
Nur eines, Gattin, bitt ich dich,
vergiß meiner im Grabe nicht."
(München, Mittenwald, Ramersdorf,
Nußdorf am Inn.)

(Var. 1. Den Tod erweicht kein Bitten.
Lebe wohl! Beim Auferstehn
werden wir uns wiederseh'n.
1861.)
2. Ach, da nützt kein Bitten!
Trockne deine Tränen ab
und (be)suche mich bei meinem
Grab!

„Ein Gatte, ein Vater, ein Freund
liegt hier, von vielen beweint,
ein Mann, der Tugend stets übte,
und Treu und Redlichkeit liebte."
(Mittenwald.)

„Er ging dahin, den meine Seele liebte,
der treuen Gattin und der Kinder Glück;
er ist dahin, der nie mein Herz betrübte
und läßt uns trauernd hier zurück."
(Haidhausen-München.)



Blick über den Johannisfriedhof in Nürnberg. (Text Seite 246.)
Photographische Aufnahme von Ferd. Schmidt, Nürnberg.

„Mein Gott, du riefst! Ich folge gern
der Stimme meines besten Herrn.
Schau aber sieben Waisen an,
ob ich sie schon verlassen kann? —
Doch ja! Du nimmst mit meiner Seele
zugleich für sie die Vaterstelle.
Drum Gattin, Kinder, weinet nicht!
Gott selbst erfüllt nun diese Pflicht,
die ich für euch nicht mehr erfüllen kann.
Nun hängt euch fest an diesen an!"
(Eri bei Kufstein.)

„Ich grub in eitel Marmorstein
dein Wappen, deinen Namen ein.
Die Welt will's 'mal so haben.
Am liebsten hätt' ich hingeschrieben,
als du, geliebter Mann, von mir geschieden:
Hier liegt mein Glück begraben."
(Grab eines Hochadeligen zu München, nördl. Friedhof.)

„Es klagt der Schmerz in öden Hallen.
Wie bist du schöner Kranz entlaubt!
Des Hauses Krone ist gefallen,
gefallen mit des Vaters Haupt.
Verlassen geh'n wir aus und ein.
Er starb! Ach wer wird mit uns sein!"
(Pöring.)

„Sein Wahlspruch war: Auf Gott vertrau,
arbeite brav und leb' genau!
Und so ging mit heiterm Sinn
er unbemerkt durchs Leben hin."
(Nußdorf [St. Leonhard].)

„Herr, du hast mich schwer geschlagen;
gib die Kraft, es zu ertragen,
was dein heil'ger Wille ist!
Laß den Glauben mich beleben,
daß im Nehmen wie im Geben
du die höchste Weisheit bist!"
(München, südl. Friedhof 1884.)

„Zu Maria nach Birkenstein
zog er betend freudig hinein.
Tot im engen Leichenschrein
kehrt er andern Tages heim.
O Mensch, dein Leben ist wie Rauch!
Nach dieser Wahrheit lebe auch!"
(Anzing.)

„Bist du auch von mir geschieden,
in meinem Herzen lebst du fort.
O denk an mich am Throne Gottes
und sprich für mich ein bittend Wort."
(Anzing.)

„Kinder, vergeßt nicht, daß hier euer
Vater liegt!"
(Milbertshofen.)

Am Grab einer Gattin und Mutter:

„Früh bist du von uns geschieden,
liebes, teures Mutterherz!
Schaue liebend auf uns nieder;
Hoffnung lindert dann den Schmerz!
Wir sehen uns ja einstmals wieder,
liebes, teures Mutterherz!"

„Die treue Gattin war so mild,
der wahren Tugend sanftes Bild,
die beste Mutter, treu und gut,
war Tag für Tag voll Arbeitsmut.
Daß wir verlieren dieses edle Herz,
ist unsers Lebens größter Schmerz."
(Großhadern.)

„Hier schläfst du Mutter nun im Frieden
und ruhst im kühlen Erdenschoß;
Gott hat den Frieden dir beschieden,
nach langem Weh ein schönes Los.
Den letzten schweren Kampf hast du
vollbracht.
O ruhe sanft in stiller Grabesnacht!"
(Purfing.)

„Dies Denkmal seiner Liebe
setzt weinend dir dein Gatt',
der die Tage froh und trübe
stets mit dir geteilet hat.
Gottes Segen war hienieden
deines Fleißes großer Lohn,
aber wahren Seelenfrieden
hast du jetzt im Himmel schon.
Auch die Tage meines Lebens
werden bald vorübergeh'n —
und ich hoffe nicht vergebens
dich bei Gott bald wiederzuseh'n."
(Regen.)

(„Dies Denkmal meiner Liebe
setz ich weinend auf dein Grab
da ich Tage froh und trübe
hier mit dir geteilet hab.")
(Martinsried, Neuhausen-München.)

„Du brachtest vielen Sonnenschein.
Nun ruhst du hier in Frieden.
Bei Winterkälte bettete man dich ein
und Winter scheints mir stets zu sein."
(Aufkirchen a. Starnbergersee.)

„Von Herzen christlich und schlicht,
nur streng, wenn ihr gebot die Pflicht,
doch sonst im Wandel lieb und mild,
im Wohltun reich. — Das war ihr Bild."
(Forstenried.)

„Unsre Mutter ist nicht mehr;
ihr Platz in unserm Kreis ist leer.
Sie reicht uns nicht mehr ihre Hand.
Der Tod zerriß das schöne Band.
Doch hoffen wir ein Wiederseh'n."
(Pöring bei Zorneding.)

(„Ach, mein Mann ist nicht mehr,
sein Platz in meiner Näh ist leer 2c.")
(München, nördl. Friedhof.)

„Grenzstein des Lebens, nicht der Liebe!"

„Vater, wenn die Kinder fragen:
Wo ist denn die Mutter hin?
Wenn sie weinend um mich klagen,
sag, daß ich im Himmel bin."
(Dachau.)

„Jedes Denkmal schwindet mit der Zeit,
ob auch Liebe es für immer weiht.
Doch der treuen Mutter frommes Wort
lebt, von Gott gesegnet, ewig fort."
(Dachau.)

Am Grab der Eltern:

„Müde von den Lebenssorgen,
Vater, Mutter, schlieft ihr ein.
Schön wird euch dafür der Morgen
eurer Auferstehung sein."
(Martinsried.)

„Am Grabe da weinen
verlassen die Kleinen;
doch Gott wird der Armen
gewiß sich erbarmen."
(Milbertshofen.)

„Die besten Eltern hält dies Grab umfangen
und nimmer weckt sie unser heiß Verlangen.
Doch lebt ihr reines Bild, ihr mildes Wort
stets segnend unter ihren Kindern fort."
(Pöring.)

Am Grab eines Soldaten (1871):

„Ein Krieger liegt hier im Grabe (in der Bahre),
ein Held von dem Siebziger Jahre (1870/71).
Nun jetzt hat er ausgestritten
und wird finden im Himmel den Frieden."
(Zorneding.)

„Du starbst dem Vaterland zur Ehre,
errangst als Held dir Sieg und Kron'.
Dafür, o Teurer, Gott gewähre
jetzt dir des Himmels reichen Lohn."
(Starnberg.)

„Er war als Soldat ein braver Mann,
hat bei Wörth und Sedan seine Pflicht
getan."
R. I. P.
Flintsbach.

„A la Mémoire des Soldats français
décédes en 1870/71.
Et nunc meliorem patriam
appetunt Hebr. 11—16.
Erigé par leurs Compatriotes."
[Zum Gedächtnis an die (13) französ. Soldaten, (die als Gefangene auf der Wülzburg bei Weißenburg in Bayern) 1870/71 gest.
Und jetzt erstreben sie ein besseres Vaterland. — Err. von ihren Landsleuten.]
(Friedhof Wülzburg bei Weißenburg in Bayern.)

Auf der Gedenktafel eines in der Fremde Gestorbenen:

„Fern der Heimat, fern den Lieben
hauchtest du dein junges Leben aus.
Doch wir hoffen dich dort drüben
zu finden einst im Vaterhaus."
(Mittenwald.)

„Das Grab sei nah, sei fern!
Die Erde ist des Herrn!" (Kempten.)

Am Grab eines Priesters:

„Priester Gottes, schlafe süß
nach den Tagen vieler Leiden!
Mögest du im Paradies
trinken aus dem Kelch der Freuden!"
(Ramersdorf-München.)

Am Grab eines Studenten:

„Placens deo factus raptus est
ne malitia mutaret intellectum
eius, aut ne fictio deciperet
animam illius."
Lib. sap. IV. 10. 11.
(Haidhausen-München.)

Am Grab einer Klosterfrau (Krankenschwester):

„Guter Jesus, Heil der Erde,
daß ich dein auf ewig werde,
dieses war mein einzig Streben
während meines Ordensleben(s)."
(Haidhausen-München.)

„Maria, meiner dich erbarme,
schließ mich ein in deine Arme!
So rief ich im letzten Streit,
so rufe ich in Ewigkeit."

Auf den schlichten Holzkreuzen von barmherzigen Schwestern:

„Den Nächsten auf den Weg zum Himmel leiten,
durch Wort und Beispiel Gutes verbreiten:
Dies ist unsere Pflicht
und macht uns Gott barmherzig im Gericht."
(Orden vom hl. Vinzenz von Paula)
(München, südl. Friedhof.)

„Den Kranken hab ich mich geweiht
in Dienst und Pflege allezeit.
O Jesus, meines Herzens Lieb,
dein Reich mir nun als Wohnung gib!"
(München, südl. Friedhof.)

Am Grabe eines greisen arbeitsamen Bauknechtes:

„Dem Fleiße gibt der Himmel sich zum
Lohne;
denn nimmermehr nimmt er die Trägen
auf.
Du wirktest tätig stets in dieser Zeit,
so sei dir Ruhe jetzt in der Ewigkeit."

(An der rechten Außenwand der Kirche zu Markt Schwaben.)

An einer Familiengrabstätte:

„Vor dieses Kirchleins Hochaltar
gar vielen Glückes Anfang war.
Dem Gießer Miller ward als Braut
hier Fräulein Pösl angetraut. —
Am Hochzeitstag ein jedes Jahr,
ob 's reich an Sorg, ob 's freudig war,
in ihrer Kinder, Enkel Mitten
sicher sie kamen, Gott zu bitten
und ihm zu danken bis zum Tod.
Sie hielten treu in Glück und Not. —

Am Friedhof Vaters Meister ruht,
mit ihm manch ein Geselle gut.
Geschwister, Freunde, Kinder haben
wir um das Kirchlein auch begraben.
Ein kurzes Kommen wars und Gehen;
ein Trennen bis auf Wiedersehen. —
Ihr, denen Leben ist beschieden,
denkt im Gebete all' der Lieben!"

(von Millersche Familiengrabstätte in Neuhausen-München.)

Im Friedhof dort ist auch die Ruhestätte des Erzgießers Joh. B. Stigimaier.

Stimmungsverse allgemeinen Inhalts:

„Die Welt vergeht mit ihrer Lust,
vergeht mit ihrem Leid;
nur wer den Willen Gottes tut,
der bleibt in Ewigkeit."

(Mittenwald, Augsburg, Ingolstadt 2c.)

„Zu früh bist du von uns geschieden;
umsonst war unser heißes Fleh'n.
Ruhe sanft in Gottes Frieden,
bis wir uns einst wiederseh'n!"

(Dachau, Milbertshofen, Großhadern, Martinsried, München.)

[„Ach zu früh seid ihr geschieden,
und umsonst war unser Fleh'n 2c.]".

„Gewiß der Tod, ungewiß der Tag,
die Stunde niemand wissen mag.
Drum denk, o Christ, und bleib dabei,
daß jede Stund' die letzte sei."

(Mittenwald.)

„Was ist der Mensch? — des Ewigen Bild.
Wann lebt er recht? — Wenn er erfüllt,
was Gott befiehlt, nach Tugend strebt
und in der Liebe Jesu lebt."

(Starnberg.)

„Du kamst, du gingst mit leichter Spur,
ein flücht'ger Gast im Erdenleben.
Woher, wohin? Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand gegeben."

(Markt Schwaben.)

„Hier ruht sichs wohl;
friedfertig legt der Stolze sich zum gekränkten Bettler hin und schläft.
Dem Laster nur, nicht der geprüften Tugend folgt hier des Todes Furcht.
Der Körper ruht. Des Frommen reinere Seele schwingt sich verklärt zum großen Schöpfer auf.
So Sterblicher denk beim Vorübergehen selbst deinem Tode nach!"

1810.

Prof. der bildenden Künste und kurfürstl. Hofstatuar Ant. Boos. (München, südl. Friedhof.)

„Ibimus omnes." 1770.
(„Wir alle werden gehen."
d. h. Alle müssen sterben.)

(München, Frauenkirche rechte Außenseite.)



Gebirgsfriedhof zu Mittenwald.
(Text Seite 321.)
Photographische Aufnahme von A. Jrl, Mittenwald.

„Freund, auch du mußt sterben,
weißt nicht wann, wo und wie.
Vielleicht wirst du der Welt entrissen
heut abend oder morgen früh.“
(Anzing.)

Sta Viator! (Steh Wanderer!)
„Die Erdten zu sich hat hier wider genommen,
den so von der Erdt der ursprung zuekommen.
Fragst, wan dises Gschöpf gar zu aschen sey worden
die zeit Ich Entdeck dir mit Wenigen worten:
Da alls in yhm Irdisches sich Hatte Verlohren,
Thatt diße Bestblüeente (bestblühende) Rosen Verdorren;
Vom Himmel sie Nemlich schon war auserkohren.
Hier Ligt Begraben der Ehrnwest, Fürsichtig und Wohlweiße Herr Georg P... Gott Sey yhm Gnädig! † 1751.“
(Grabstein an der Kirche zu Dachau.)

Tu Viator!
„Mortuo bene precari.
Idem forte eras rogaturus.“ 17 . .
(„Wanderer, bedenk! einem Gestorbenen ist nur Gutes zu wünschen.
Das gleiche zu erbitten kannst du vielleicht morgen schon im Begriffe sein.“)
(Frauenkirche München.)

„Es gibt ein freudiges Wiederseh'n
nach herbem Trennungsschmerz
auf jenen selig lichten Höh'n
für dich, o schwerbedrücktes Herz.“
(Markt Schwaben. Verbreitet.)

„Ein lieblich Los ist mir beschieden,
ich liege hier und ruh in Frieden.“
(Dachau.)

„Hier im Schoße der Natur
soll mein Leichnam ruhig liegen.
Kurze Jahre mögen nur
über mir vorüberfliegen.
Auch der Leib, den man begräbt,
hat den Trost, daß Jesus lebt.
Steh ich einst vom Grabstaub auf,
o so schau ich von den Trümmern
der zerstörten Welt hinauf,
hin, wo Jesu Narben schimmern.
Mein erlöster Geist erhebt
sein treues Lied: Jesus lebt!“
(München, südl. Friedhof. 1836.)

„Ein Strahl aus dieser Wolkennacht,
hat plötzlich ihm den Tod gebracht.
Doch lebt hoch überm Wolkenschleier
sein Geist nun glücklicher und freier.“
(Mittenwald.)

„Hier lieg ich und muß verwesen.
Was ihr seid, bin ich gewesen.
Und was ich bin, das werdet ihr;
drum stehet still und betet hier (mir)
[ein Vater unser]“.
(München-Haidhausen, Nußdorf a. J., Kempten.)

„Hier liegen wir und sein verwesen.
Wie seid jetzt ihr, sein wir auch gewesen.
Wie wir sein da, müßt ihr auch werden,
zerfallen im Grab zu Staub und Erden.“
1699, renoviert 1907.
(Frauenkirche zu München, Rechte Außenwand.)

„Ruhe sanft in Gottes Schoß;
Seligkeit sei dir zum Los!
Einst beim frohen Aufersteh'n,
werden wir uns wiederseh'n.“
(Anzing. Markt Schwaben. Verbreitet.)

„Wenn ich von würmern schon zerfressen,
bitt ich noch einmahl: thuet meiner nit vergessen.“
(1766. München, linke Außenwand der Peterskirche.)

„Meine Jahre sind zu Ende.
Ich muß in das kühle Grab.
Es richten Gottes Hände,
was ich mir verdienet hab."
(Bogen.)

„Hier trübt kein Jammer, nagt kein Schmerz;
hier wohnt der Frieden, ruht das Herz."

„Hier gibt es keine Tränen, keinen Schmerz,
hier wohnt das Glück, hier ruht das Herz."
(Milbertshofen.)

„Das Herz müßte uns im Schmerz vergehen,
wenn die Hoffnung nicht wär auf ein Wieder-(Wieder-)sehen."
(München-Haidhausen).

„Hier liegt mein Leib im Würmergrab.
Gedenk, o Mensch, kommst auch noch nach.
Geh nicht vorbei und bet für mich!
Es kommt die Zeit, da trifft es dich."
(Pürsing.)

„Kein Grab deckt Geister zu!"
(1837. München, südl. Friedhof.)

„Wer im Gedächtnis seiner Lieben lebt
ist ja nicht tot. Er ist nur fern.
Tot nur ist, wer vergessen wird."
(München, südl. Friedhof.)

„Hier liegt mein Leib im Würmerhaus;
bedenk es bleibt dir auch nicht aus.
Drum stehe still und bet für mich,
die Reihe kommt auch einst an dich."
(Brannenburg.)

„Wer lebend bleibt in Gott,
ist selig auch im Tod."
(Forstenried.)

„Trennung unser Los;
Wiederseh'n uns're Hoffnung."
(Allgemein.)

„Des Menschen Tod ist unbestimmt
für alle Fälle hier auf Erden.
Wann Gott, der Herr, die Seele nimmt,
kann nicht ermittelt werden.
Drum Mensch verbleibe gut und rein,
Das kann allein dir nützlich sein."
(Scharnitz, Mittenwald, Haidhausen-München ꝛc.)

„Wenn du an die Verstorbene denkst
und ihr ein Vater unser schenkst,
so setzt die christlich Lieb hinzu:
o Herr, gib ihr die ewige Ruh."
(Großhadern.)

„Hie Ligen wür und schreyen über sich,
Gehet nit vorbey, sprecht zuvor firderlich:
O Herr verleih ihnen die ewige Ruhe
und eine fröhliche Auferstehung dazue!
Amen. 1673."
Grabmal des Walter zu Falckenstain in Flintsbach.
(Bei diesem Orte ist die Ruine Falkenstein.)

Wie zopfigsteif, hochtrabend und geziert klingen gegen diese Laute aus dem Volksgemüte die nachstehenden Grabinschriften von der Wende des 18. Jahrhunderts!

„In dieser Gruft harren auf den
Posaunenruf des Engels an
jenem großen Tage die irdischen
Hüllen der hochwohlgeborenen
. . . .

Mit Recht kann dieser Familie, deren
Vater unten genannt ist, nachgerühmt
werden, daß sie ein Muster war für
Hohe und Niedere . . . .
. . . ."

„Frommer Wanderer in diesen Gefilden
des Todes
wo mit der sterblichen Hülle auch jede
Hülle unserer Taten
abgelegt wird, wenn du mehr schätzest,
stille, geräuschvolle Tugenden
als blendenden, oft nur erprobten
Schimmer,
so hast du hier, was du wünschest, gefunden,
wahrhaft einen christlichen Mann, gottselig, erbaulich, redlich
treu, unermüdlich in seinem Lebenslaufe
47 Jahre lang — den edelgeborenen
Herrn . . . . † 1794 —."

„Sie sind nun zerrissen, die Fesseln der
Seele;
jetzt bist du der Erde auf ewig entfloh'n.
Kaum warst du von dieser vergänglichen Stelle,
empfangen viel bessere Freuden dich schon.
Was zag ich, dein Gatte, und wünsch'
dich Verklärte
noch immer aus Edens Gefilden zurück?
Ach, wenn der Allvater die Bitt' mir
gewährte,
entriß er dir, Beste, unsägliches Glück!
Mehr Wonne . . . .
. . . ." (117)

In größeren Städten, aber auch in wohlhabenden Landstädtchen mit alteingesessenen Bürgergeschlechtern sind an die Umfassungsmauern des Friedhofes sogen. **Arkaden** oder Laubengänge angebaut. Dort befinden sich im Boden die fest ausgemauerten **Grüfte** der ehrenfesten Patrizierfamilien. Man verspürt etwas vom alten Bürgerstolz, wenn man liest: „Allhier sieht einer fröhlichen Urständ entgegen der hochachtbare Herr . . . . ., gewester „bürgerlicher" . . . . und über 23 Jahre eines hochlöblichen Stadtrates Mitglied. Dem Gott gnädig sei!" Diese alten Städtchen haben meist seit langer Zeit ihre eigenen Friedhöfe außerhalb des Ortes oder doch ganz am Ende desselben. Ihre **Gottesackerkapellen oder -Kirchlein** sind in der Regel **dem hl. Michael, dem hl. Nikolaus, St. Stephan oder dem auferstandenen Erlöser geweiht.** St. Michael war ja früher ein hochverehrter Totenheiliger. Die christliche Kirche ließ, wie schon erwähnt, St. Michael die Seelen der Abgestorbenen in das Reich des Lichtes begleiten und die Begräbnisstätten auf Erden bewachen. In einigen Orten Deutschlands (Baden) ist es heute noch der Brauch, das allgemeine, alljährliche Totengedächtnis mit Gräberbesuch an Michaeli zu feiern.

Im katholischen Bayern findet das Fest der Totenehrung und die **allgemeine Schmückung der Friedhöfe** mit Gräberbesuch fast ausnahmslos an den von der Kirche hiefür festgesetzten Tagen — **an Allerheiligen und Allerseelen** — statt. Was um diese Zeit

noch an lebenden Blumen, an Palmen und anderen Ziergewächsen in Töpfen aufzutreiben ist, wird aufgeboten, um die Gräber würdig und festlich „herauszuputzen". Manches Grab erscheint da in einen wahren Blumenhain umgewandelt. Rote Ampeln unter langen Florbändern, Laternen und gläserne Leuchter werden auf den Gräbern angebracht und entzündet, um durch ihren milden Lichtschimmer die feierlich-ernste Stimmung des Tages zu erhöhen und die armen Seelen zu erfreuen, denen in diesen Tagen Millionen frommer Lippen den heißen Segenswunsch zulispeln: „. . . Und das ewige Licht leuchte ihnen! O Herr, lasse sie ruhen in Frieden! Amen!"

Auch die Unbemittelten unter den Stadt- und Dorfbewohnern lassen diese Tage nicht verstreichen, ohne ihren Abgeschiedenen Beweise liebevollen Gedenkens und treuer Sorgfalt zu geben. Die arme Mietwohnerin oder Taglöhnerin, die kein Häuslein mit freundlichem Gärtchen ihr eigen nennt und nicht die Mittel hat, teure Blumen zu erstehen, ja nicht einmal Astern, Georginen und Reseden, diese schlichten Spätlinge der Blumenwelt, zu kaufen vermag, macht wenigstens aus billigem Seidenpapier rote, gelbe und weiße Rosen und steckt sie zur Zier in die frische, schwarze Moder- oder Moorerde, die sie aus dem Walde herbeigetragen und womit sie den Grabhügel neu aufgefüllt hat. In den Abendstunden vor den Festtagen kniet sie draußen an den Hügeln ihrer lieben Toten, um das Grab von jedem Würzelchen Unkraut zu säubern. Aus Waldmoos, weißen Früchten der Schneebeerstaude und brennroten Vogelbeeren windet sie Kränze und Girlanden oder formt ein Kreuz oder Herz. Damit schmückt sie am Feste das schlichte Grabkreuz oder das Hügelbeet. Mitunter sieht man auch heilige Figuren (z. B. einen Engel oder eine Muttergottes) auf den Gräbern aufgestellt. An diesen Tagen bewegen sich schwarze, lange Reihen von Menschen zum und vom Gottesacker: Alt und jung, arm und reich, was zu gehen und stehen vermag, pilgert am Allerheiligennachmittag und am Allerseelenvormittag in schwarzer Festkleidung auf den Friedhof. (Die katholischen Volksschulen haben am Allerseelenvormittag unterrichtsfrei.) Am Allerheiligennachmittag findet zuerst in der Kirche Totenvesper statt; dann wird gemeinsam ein Rosenkranz gebetet. Während desselben läßt man Lichter für die armen Seelen brennen. Hernach ist feierlicher Umgang durch den Friedhof mit allgemeiner Segnung der Gräber, wobei mit allen Glocken „über die Gräber" geläutet wird.



Eingang zum neuen Waldfriedhof in München.
Photographische Aufnahme von M. Dietrich & Co., München.



Partie aus dem Waldfriedhof. (Text Seite 258.)

stämmchen, dem einzigen Zeichen, daß hier ein armes Menschenherz seine Ruhe von vielem Erdenleid gefunden hat.

Der Friedhof ist doch groß und weit
und schöne Mäler steh'n zu Hauf.
Ein Grab steht aber ganz beiseit
und nicht ein Kreuzlein ist mehr drauf.

Das Gras ist seine ganze Zier;
es wuchert, was es wuchern kann.
Man sieht kaum mehr den Hügel hier —
und doch war es ein braver Mann!

Begraben und vergessen; ach!
fern von der Heimat, ohne Lieb.
Wer weint ihm eine Träne nach,
da nicht das Mutterherz ihm blieb?

Der Friedhof ist gar groß und weit
und schöne Mäler steh'n zu Hauf.
Ein Grab steht aber ganz beiseit,
nurs zitt're Gras weint Tränen drauf.

Eine Schöpfung ganz eigener Art ist der neue Münchener Waldfriedhof im Süd-Westen der Stadt. Ein Föhrenwäldchen ist in einen Park mit Spazierwegen, Rasenplätzchen, steinernen Ruhebänken, laufenden Brunnen und etwas Laubunterholz umgewandelt worden. Hier ruht sichs kühl und traut im stillen Waldesfrieden. Damit der stimmungsvolle Eindruck nicht gestört wird, möge nur auch die richtige Grabmalkunst hier Anwendung finden! Schöne Anfänge sind mit Monumentalepitaphien und schmiedeeisernen Grabkreuzen alter Art gemacht.

Woran uns die Martinigans erinnert.

Ihr wißt, zu Martini ist es in deutschen Landen fast allerwärts der Brauch, daß die sorgsame Bürgersfrau ein saftiges Gänslein in die Bratraine legt. Sind doch um diese Zeit die Schnattergack am fettesten und wohlschmeckendsten! Dieses alte Herkommen wird nach christlicher Sage mit dem hl. Martinus in Zusammenhang gebracht, indem es heißt:

Der hl. Martinus, ein ebenso demütiger und bescheidener wie gottesfürchtiger Mann, war wider seinen Willen zum Bischof von Tours erwählt worden. Als die Boten sich nahten, um ihm die Nachricht von seiner Wahl mitzuteilen, verkroch er sich in einen Gänsestall. Das Schnattern der Gänse verriet aber sein Versteck und Martinus mußte den bischöflichen Stuhl besteigen. Durch den frommen Mann ward die Gans gleichsam geheiligt und zur Erinnerung an ihn ißt man noch heute zu Martini ein haselbraun gebratenes Gänslein.

In Wirklichkeit dürfte der Brauch mit seinen ältesten Wurzeln bis in die Zeit des Heidentums in unserem Vaterlande zurückreichen. Wir haben „in den Martinsschmäusen wie im Erntefeste jedenfalls Überreste alter Herbstopfer vor uns."([118]) Es steht nämlich fest, daß unsere Vorfahren zur Zeit des Spätherbstes ein großes Fest feierten, um Wodan, dem Erntegott, für den sommerlichen Segen Dank zu sagen. Die Herbsteszeit ist ja vor allem eine Zeit des Dankens. Ein uralter Bauernspruch bringt dies zum Ausdruck:

„St. Martinus sitzt mit Dank
schon auf der warmen Ofenbank."

Wie jedem schlichten Naturmenschen das Bedürfnis innewohnt, warmen Dankesgefühlen sichtbaren Ausdruck zu geben, so suchten auch unsere Altvordern ihrer Dankesschuld eine äußere Form zu geben, indem sie Dankopfer den segenspendenden und glückbringenden Göttern darbrachten. Dazu wählte man sowohl Feldfrüchte als auch Tiere. Zu den herbstlichen Opfertieren gehörten Pferde, Rinder, Lämmer, Hühner und Gänse 2c. Als unsere Vorfahren zum Christentum bekehrt wurden, mag manches unausrottbare heidnische Herkommen in einen christlichen Brauch umgewandelt worden sein.

Da mag auch der hl. Martinus dem Wodan entgegengestellt worden sein, um die alte, heidnische Gottheit mit seiner Macht zu bekämpfen und zu verdrängen. Natürlich! Gehört er doch zu den Hauptheiligen, zu den ersten und bedeutendsten Patronen der Christenheit, denen eine öffentliche Verehrung zu teil ward! Seine Darstellung auf weißem Streitrosse und mit langem, fliegendem Reitermantel wies Ähnlichkeit mit der Vorstellung auf, die von Wodan (dem Schimmelreiter) im Geiste unserer heidnischen Vorfahren lebte. Da sein Fest auch an den Schluß der gesamten Ernte fiel, was lag also näher, als daß er Ernteheiliger wurde!

Der lose Volkswitz bezeichnet Martinus als den langweiligsten Heiligen, weil er — obwohl auf dem Rosse reitend — doch erst nach allen Heiligen (Allerheiligen) eintreffe; er nennt ihn aber auch einen der vornehmsten Heiligen, weil er zu Pferde daherkommt, während die anderen zu Fuß gehen müssen.

In die Ehre Ernteheiliger zu sein, teilt sich auch der heilige Fürstengel Michael, des deutschen Volkes Erzpatron, dessen Fest (am 29. September) ja auch in die Zeit des Ernteschlusses und der Kirchweihen fällt. An Plätzen, wo früher Wodansstätten waren, treffen

wir nicht selten Michaels- und Martinskirchen. (Letztere sind besonders häufig in den Frankengauen. Dort erscheint auch durchwegs der Pelzmärtel statt des hl. Nikolaus.) Fränkische Einwanderer und Glaubensboten verpflanzten die Verehrung des hl. Martinus nach Altbayern. Die meisten Martinskirchen auf altbayerischem Boden hat der Isengau. In der Martinskirche zu Landshut findet sich am Chorgestühle, einer herrlichen Schöpfung alter, altbayerischer Holzskulptur, folgender Lobspruch auf Martinus: „Wenn alle Wesen Zungen wären, wären sie nicht imstande, das Lob des Heiligen würdig zu singen." Die Martinskirche in der Stadt Worms trägt als Wahrzeichen eine Gans auf dem Dache. Heute wie vor vielen Jahrhunderten ist die Gans nach abgeschlossener Ernte ein allbeliebter Schmaus.

In erstchristlicher Zeit ergötzten sich unsere Vorfahren noch einmal gerne an den Freuden des Tisches, ehe die 40tägigen Fasten begannen, die früher dem Weihnachtsfeste vorausgingen. An der Grenze zwischen Algäu und Tirol war es bis vor einem Menschenalter in einigen Dörfern mit Martinskirchen der Brauch, am Feste des Patrons Hennen und Wolle (von weißen Lämmern) dem Gotteshause zu opfern (Tannheimertal). Zu Ehren St. Martins wurden früher in vielen Gegenden Deutschlands eigene Brote gebacken und geweiht, die je nach der Form und Größe verschiedene Namen hatten: Martinsgeigen, Martinsspitz, -Wecken, -Laiblein, -Hörner, -Krapfen. Die Brote wurden gewöhnlich als Spenden an Arme oder Befreundete verteilt; man rühmte ihnen Schutzkraft für Leib und Gut nach. Die Hörner- oder Krapfenform der Gebäcke mag wohl auf die ursprünglichen Opfertiere, welche nach der Ernte fällig waren, hinweisen. Daß die Gans, die Ziege, das Lamm ꝛc. auf Martini einmal Zinstiere für Gotteshäuser und Stiftungen waren, läßt sich aus alten Chroniken nachweisen. So mußte z. B. der Spitalbäcker zu Kaufbeuren alljährlich an Martini zwei Gänse an den Stadtkirchner zu Kempten abliefern.(119) St. Martinstag war seit dem 9. Jahrhundert ein allgemeiner Zinstag.

Früher — in der sogen. guten, alten Zeit waren nicht bloß Martinsschmäuse, sondern auch Martinstrünke üblich. An Martini wurde der erste neue Wein probiert. Ein Volksspruch gab die zarte Mahnung: „Marteine, schenk Wein eine!" Nach altem Volksglauben verwandelt nämlich St. Martein den Most in Wein, (Bartholomäus schon zieht die Haut übers Obst und holt bei Michel, 29. September,

den Most.) Im „hellpolierten Wetterspiegel", einem alten, einst viel verbreiteten Kalender in Versen, heißt es: „Martin schenkt jetzo guten Most und hat dabey viel guter Kost" (die Ernte- und Drischelkost). An manchen städtischen Spitälern gab es Stiftungen, wornach am Martinsfeste den Pfründern und Bedürftigen Gänsebraten und Wein gereicht werden mußte. Wie allgemein verbreitet die Martinsschmäuse und Martinstrünke vorzeiten einmal waren, darüber erzählt uns ein Sittenschilderer des 16. Jahrhunderts, Seb. Frank, in seinem Weltenbuch bezüglich der Franken: „Unselig ist das Haus, das nit auf diese Nacht eine Gans zu essen hat. Da zapfen sie ihre neuen Weine an, die sie bisher behalten haben . . ." — Im niederbayerischen Kornland (um Eggenfelden) findet seit Menschengedenken um oder an Martini der sogen. Bauernjahrtag (mit Dankgottesdienst vormittags und mit Musik, Schmaus und Trank nachmittags) statt. Im Algäu pflegten vor hundert und mehr Jahren die benachbarten Bauern zu gemeinschaftlichem Trunke zusammenzukommen, um Minne zu trinken und St. Martin zu loben. Es muß bei diesem Anlasse aber allzu lustig hergegangen sein, da die Polizei mit strengen Verboten dagegen einschritt. Aus der alten Zunftzeit stammte der Brauch der sogen. Lichtgans. Der Meister spendierte seinen Gesellen an dem Tage, an dem mit der Lichtarbeit abends begonnen wurde, als Festessen eine fette Gans. In den Weinorten der Rheinpfalz ist der Spruch gang und gäbe:

„Regen auf Martini bedeutet viel Wein.
So viel Troppe, soviel Schoppe."

Zu welch' rohen Belustigungen „St. Märtens-Freuden" einmal Anlaß boten, ersehen wir aus dem sogen. „Gänsehängen oder Gänsespringen", das früher in Süddeutschland viel verbreitet und noch vor ca. 80 Jahren mancherorts in Altbayern gebräuchlich war. An einem Seile, das vom Dachboden des Wirtshauses zum Dache eines Nachbarhauses im Dorfe gespannt worden war, wurde eine Gans an den Füßen aufgehängt. Unterhalb des Tieres wurde ein Sprungbrett aufgestellt. Von da aus hüpften junge Bursche, die zuvor eine Einlage zum Spiele gemacht hatten, nach dem begehrenswerten, in seiner Todesangst jämmerlich schreienden Opfer und suchten es zu erhaschen. Wer die Gans oder doch den Kopf derselben abriß, war Meister. Das arme, gequälte Tier wurde dann geschlachtet, gebraten und von den

Spielern gemeinsam verzehrt. Zur Ehre des 19. Jahrhunderts sei es gesagt, daß da endgültig mit dieser Belustigung aufgeräumt wurde.

Daß der hl. Martinus als Schimmelreiter einstmals in katholischen Gebieten auch als Roßpatron verehrt wurde, ist eigentlich selbstverständlich. An seinem Feste fanden um die ihm geweihten Kirchen feierliche Umritte statt, wobei die Pferde mit Weihwasser besprengt und gesegnet wurden. St. Martinus mit dem bischöflichen Hirtenstab stand einmal auch als Wetterherr und Hirtenpatron in hohem Ansehen. Zu seiner Festzeit ist es mit dem Viehtrieb auf die Weide endgültig vorüber. Am Martinsvorabend findet darum auf dem Lande regelmäßig die Auszahlung des Hirten statt. Da kommt der Hüter vor jedes Haus, um seine Gaben einzusammeln und spricht z. B. im bayerischen Waldgebirge (Bezirk Regen) folgende Verse:

„'s Jahr is aus!
Kommt der Hüter ins Haus:
Der Hüter und seine Knecht. —
Wenn's vielleicht nit ghüt' ham recht:
Glück hinein! Glück heraus!
'n Hüter sein Jahr is wahrhaft aus.
31 Wochen sind wir im Feld gwen.

Nun kommt der diebisch Winter
und treibt uns weg.
Hitz und Kält'n ham wir ausg'standen,
und all's ham wir überwunden.
Ham an hl. Martini g'funden;
Der is ins Feld hinkemma
und hat g'sagt:
Wir sollten fein vor (? seiner) Zeit nit
Urlaub nehma! (Doch jetzt meint der Hirte, sei es ehrlich Zeit.)
Glück bei Gott für uns!
Der Hüter is a armer Mann,
weil er von der Herd (? Erd) nit weichen kann;
der Hüter is a schlichter Mann,
weil er 's Gottes Haus nit sehen kann
(? wahrscheinlich nicht regelmäßig besuchen kann).

A weiß Stück Brot
tät ihm aa (auch) wohl not.
Eine Schüssel voll Korn
tät ihm aa kein' Zorn.
Eine Hand voll Grosch'n
könnt' er ihm aa leicht z'sammrosch'n
(zusammenraffen, sammeln).
D' Äcker sind voll Distel,
d' Rain' sind voll Dean (Dorn);
'n ganz'n Sommer mußt renna,
daß d' narrisch möcht'st wern.
Kein Gattern woll'n s' nit macha,
kein Zaun woll'n s' nit zein (richten)
Wenn enk ein Stück 'neinkam,
tät's dennast (dennoch) brav grein
(zanken)." *)

*) Zwei andere Hirtensprüche im bayerischen Waldgebirge lauten:
„Martini is da, iatz sog i dir an Gspoaß,
es hoaßt mit der Goaß.
36 Wocha
san ma in Wies'n und Feldern umkrocha.
Hitz und Kält'n han ma aa überwund'n —

Ist der Spruch so weit aufgesagt, so erhält der Hirte eine Schüssel voll Korn, ein Stück weißes Brot oder einen Krapfen, ein Stück Fleisch, etwas Schafwolle und eine Geldgabe (von einem Bauern gewöhnlich 1 Mark, von einem Häusler — dem Viehstand entsprechend — weniger). Darauf überreicht er die sog. Miatlasgart (Martinsgerte) mit den Worten:

> „Da habt's Gert! (Im bayerischen Walde ist dies gewöhnlich ein mit
> einem Büschel Immergrün geschmückter Birkenzweig.)
> Steckt's ös hinter die Tür,
> zieht sie's aufs Jahr mit Freud'n herfür! —"

(Schon der „Sachsenspiegel", das uralte, deutsche Rechtsbuch, setzte die Auszahlung des Hirtenlohnes auf „St. Märtenstag" fest und bemerkte: „Was der Hirt unter seiner Hut verleust (verliert), das sol er gelten (büßen).")

In der Hollertau, dem berühmten Hopfenrevier Südbayerns, wo kräftige Mannessprache beliebt ist und viel schöne zweistöckige Bauernhöfe

---

> und an hl. Martin han ma aa wieder g'fund'n.
> Bauer und Bäuerin, koa Mensch tat enks bedenka,
> wanns an Hirta a wen(i)g a Trinkgeld tats schenka.
> Wies'n und Äcker mögt's aa nöt verzäu'n,
> wann enk a Rindl hinkimmt, könnt's recht sakarisch schrei'n.
> D' Bäuerin lauft über d' Gass'n
> und sogt: Hirta, wo hast mei Lampei (Schäflein) lass'n?
> Heiliger Sankt Mirt,
> hann i den scho wieda a Lampei verhüat?
> A Sackl voll Korn und a Stückl Brot
> machat an Hirta koa Sorg'n und tat eahm not.
> Da habt's d' Mirtnersgart und steckt's ös hinter d' Tür —
> und hebt's ös auf's Johr wieder mit Freuden herfür
> und gebt's ös der groß'n Dirn um d' Knie!"

> „Jatz(t) kimmt der Hirt mit seiner Bürd;
> der hot sei Jahrl schö(n) durchig'hüat.
> So viel Kronawittbeerl,
> so viel Ochsen und Stierl;
> so viel Disteln und Dorn,
> so viel Woaz'n und Korn.
> Gebt's an Hirta a Schüssel voll Krapfa,
> da werd der Hirt drauf recht lacha!
> Gebt's eahm a Schüssel voll Mehl,
> dös is eahm a nöt z'viel!
> Gebt's an Hirta an Sack voll Korn
> im Hoamgeh geht er ehm aa nöt
> verlor'n!
> Da habt's Mirtnersgart
> Steckt's ös hinter die Tür,
> zieht sie's aufs Jahr mit Freud'n herfür."

sind, „wo 's Geld von eh schon Platz hätt'", lautet der Hirtenspruch also:

„Hui aus! Haar aus!
Morgen is mein Jahr aus!
Morgen treib i nimmer aus.
Steht der Peter und Pauli drauß.
Der Peter mit Schlüssel,
und der Pauli mit der Drischel.
Heilige Mutter Anna
lauft über Kanna,
bricht ihm d' Füß'l a.
D' Füß'l hör i kracha.
D' Kücheln han (sind) schon bacha
(gebacken).
Nudel raus!
Oder i schlag a Loch ins Haus!" —

Nach Aufsagung des Spruches bläst der Hirte und boßt (schlägt) dann mit dem Horn fest an die Türe. Darauf reicht die Bäuerin Küchelen heraus oder — je nach dem Viehstande — für den Hirtenbuben oder das Hütermadl ein Geldgeschenk (im Betrage von 10 Pfg. bis 30 Pfg.) und ein Stück Brot. Im nächsten Jahre, wenn der Hirte wieder gedingt worden ist, kündet er den ersten Weidetrieb mit der Redensart an: „Morgen treib' i d' Oar aus!"

Im niederbayerischen Donauland gegen das Waldgebirge zu heißt der Hirtenspruch auf Martini:

„Jatz kimmt der Hirt
mit seiner Girt.
Für dieses Jahr
ist das Hüten gar.
Ob naß oder kalt,
muß der Hüter in Wald.
Fort treibt er ein Stuck
und zwei bringt er z'ruck.
Hinein treibt er s' dürr
und feist kommen s' herfür.
Wie viel Blüml' und Halm,
so viel Küh und Kalm (Kälber);
wie viel Krametsbeerl (Wacholderbeeren, ein
Fruchtbarkeitssymbol)
so viel Ochsen und Stierl;
wie viel Haarwutzel (Hagebutten mit
haarigem Kernhaus, ein Fruchtbarkeitssymbol),
so viel Kälberstutzel (Kälberschwänzchen).
Da habt's Girt (einen Haselnußzweig),
Steckt sie's unter die obere Tür,
zieht s' aufs Jahr mit Freuden herfür!
Pfüet enk Good!" (190)

Allerorten, so sehen wir, machten die Hirten, wenn sie das Vieh zum letztenmal austrieben, aus Wacholder-, Weiden-, Haselnuß- oder Birkenzweigen sog. **Martinsgerten**, die sie gegen eine kleine Spende bei den Bauern verteilten. Diese Martinsruten wurden über der Stalltüre oder hinter dem Futterbarren sorgsam aufgehoben. Nur in einigen Gauen der Oberpfalz wurden die Martinsgerten erst am Walburgiabend durch das Weib des Hirten in die Häuser gebracht. Im nächsten Frühjahr trieb die Stalldirne damit das Vieh aus und fitzelte die Kühe ein wenig. Das hatte folgende Bedeutung: Wacholder-, Hasel- oder

Birkenzweig galten als Lebensrute, welcher die Kraft innewohnen sollte, Krankheitskeime (Schelme, Dämone) auszutreiben und die damit Gestrichenen frisch, gesund und fruchtbar zu machen. Der Name Wacholder, früher Queckholder, läßt den Glauben an diese ehemalige Kraft und Bestimmung noch unschwer erkennen; denn Queck hängt zusammen mit Erquicken, Erfrischen, Lebendigmachen. Denkt an das Quecksilber!

Im unteren Böhmerwald (um Lusen und Rachel), wo sich die ehemaligen Hirtenbräuche am besten erhalten haben, ist am Martinsabend noch das Wolfaustreiben üblich. Zuerst wird kräftig g'nachtsüppelt; es gibt zum Abendtisch Reiberknödl und Schweinernes mit Kraut oder eine gebratene Gans und Küchеln. Hierauf ziehen die Bauernsöhne mit langen Peitschen und großen Kuhglocken (von 10—12 Pfund Schwere) hinaus vors Dorf und erheben bei Einbruch der Dunkelheit einen Mordsspektakel. Man hört knallen, schellen, jodeln, nachgeahmtes Hundebellen und Rinderbrüllen, in das sich bald echtes zum Nichtmehrauseinanderkennen mischt. Da möchte einem Nichteinheimischen wirklich angst werden und es klingt fast glaublich, daß dies Geräusch auf die Wölfe, deren es in dieser Gegend einst sehr viele gab, einen nachhaltigen Eindruck ausgeübt hätte. Im altbayerischen Hügelgebiete (in der Gegend von Aichach, Pfaffenhofen) ist das Wolfaustreiben als „Umschnalzen", in Steiermark als Herbsteinschnalzen bekannt. Um die Zeit des Abendgebetläutens gehen die Hütbuben, die Gehilfen des Dorfhirten, von Hof zu Hof und knallen recht sakrisch, was ihnen von jedem Hause ein Trinkgeld von 10—20 Pfg. einträgt.

Dieser Brauch ist in seinem Zweck und Ursprung wohl nichts anderes als ein dämonenvertreibender Heidenlärm. (Der böse Geist in Gestalt des blutgierigen Wolfes.) Damit hängt jedenfalls auch die allbekannte Redensart zusammen, womit man Kinder schreckt, wenn sie abends noch auf die Gasse wollen: „Der Bader hat die Wölf' auslassen!" (Die Bader, Schäfer und Dorfschmiede galten neben den Gemeindehirten beim Volke stets als kleine Hexenmeister, die in geheimnisvollen Künsten mehr konnten als gewöhnliche Sterbliche.)

Ein uralter Wolfssegen, der beim Austrieb des Viehes auf die Alm im 5. Jahrhundert gesprochen wurde, hatte folgenden Wortlaut:

„Ich treibe heut aus
in unsrer lieben Frauen Haus,
in Abrahams Garten.
Der liebe Herr St. Marten,
der soll heut meines Viehes pflegen und warten.
Und der liebe Herr St. Wolfgang und der liebe Herr St. Peter
die haben den himmlischen Schlüssel,
die versperrn dem Wolf und der Vohin den Drüssel,
daß sie weder Blut will noch Bein schroten.
Das helfe mir Christus, und die fünf Wunden
behüten mein Vieh vor allen Holzhunden." (121)

Über die ehemaligen Martinsfeuer siehe „Funkenfeuer", S. 86 Mitte!

Sankt Nikolaus.

(Der Pelzmärtel; Knecht Ruprecht.)

Morgen abends geht St. Nikolaus um, kündigte der Vater an.

Kommt er wohl auch zu uns? fragte die achtjährige Ella.

Wer weiß? versetzte der Vater. Kannst du den Katechismus und alle deine Gebete: Das Vaterunser, den englischen Gruß, den Glauben und die zehn Gebote?

Ich schon.

Und wie steht es bei euch Großen mit Fleiß und Betragen? wandte sich der Vater scherzend an den 17jährigen Walter und die 16jährige Gertrud. Ihr wißt schon: „Den braven Kindern bringt er stets ein Guti, den bösen aber eine Rute."

Wir hoffen, daß er mit uns zufrieden ist, erklärten Walter und Gertrud lachend.

Gelt, Papa, ich bin auch immer brav gewesen und hab' der Mama gefolgt? mischte sich mit Selbstlob, doch etwas kleinlaut und unsicher jetzt der sechsjährige Fredi darein.

Aha! lachte der Vater. Spürst du schon einigen Respekt in der Brust, Junge? Hat die Mutter jeden Tag für Beten und gutes Betragen ein Hölzchen von dir zurücklegen können? . . . Gut, daß die Mutter nickt! Du hast also ein ziemlich reines Gewissen und es braucht dir vor St. Nikolaus nicht zu bangen.

O, ich fürchte mich nicht!

Ja, so hat schon manches Kind gesagt und dabei hat ihm sein Herzchen laut geklopft zum Hören, und es hat dem hl. Nikolaus kaum

richtig Red und Antwort stehen können, wenn er es mit seiner ernsten, tiefen Stimme gefragt hat. Es ist übrigens gar nicht selten, daß im ersten Schrecken selbst größere Kinder noch nie recht dazu gekommen sind, sich den Klaubauf einmal gründlich anzusehen. Freilich, wenn er wieder aus dem Hause ist, dann weiß jedes von ihm etwas zu berichten: Das eine von seinem weiten, dicken Mantel mit der mächtigen Kapuze und der klirrenden Kette als Gürtel; das andere von dem langen, weißen, struppigen Barte und den Schellen am Gürtel; ein drittes von seiner langen Rute, der großen Laterne und dem Spendesacke auf dem Rücken.

Da sind Äpfel, Nüsse, Lebkuchen und Griffel darin! rief Ella lebhaft.

Gelt, in dem hat er aber auch schon recht böse Kinder mit fortgenommen? meinte ernst und besorgt der kleine Fredi.

Ja, davon weiß ich gottlob nichts; denn ich habe nur brave Kinder.

Papa, erzähle uns doch einmal rasch, wie der hl. Nikolaus in so innige Beziehung zu den Kindern kam, ich meine zu dem Ehrenamte als Sittenrichter der Jugend und als Vergelter des Guten und Bösen! fragte Walter.

Mein lieber Warum- und Wie-Forscher, so schnell wird sich die erwünschte Erklärung nicht abwickeln lassen. Da muß ich zuvor ein wenig die Lebensgeschichte des heiligen Mannes streifen.

Bitte, ja, erzähle!

Also hört: Mit St. Martinus gehört Nikolaus zu den Hauptheiligen der vorweihnachtlichen Zeit. Wie Martinus war auch er Bischof. Schon bei der Wahl zu diesem hohen Kirchenamte ging es merkwürdig zu. Die Geistlichkeit von Myra in Kleinasien war nämlich übereingekommen, denjenigen zu ihrem Kirchenfürsten zu erwählen, der am festgesetzten Tage zuerst im Dome erscheinen würde. Dieser erste war Nikolaus und er wurde daher zum Bischofe von Myra geweiht. Niemand war dieser Ehre aber auch würdiger als er. Wie als Knabe, so hatte er sich als Priester die Herzen aller durch seine Milde und Freigebigkeit gewonnen. Sein reiches Erbe — Nikolaus stammte von vornehmen Eltern zu Patara in Lycien — verschenkte er ganz an die Armen. Auch als Bischof blieb er ein Freund und Wohltäter der Hilflosen und Bedrängten. Drei verarmten Edelmanns-

töchtern, deren Vater „den unseligen Entschluß gefaßt hatte, durch Lastergeld der Nahrungsnot abzuhelfen", legte er heimlich drei apfelgroße Goldklumpen zum Fenster hinein, um sie vor dem Hungertode und der Schande eines schlimmen Lebenswandels zu bewahren. Ferner soll er drei Kinder, welche heimlich ermordet und in ein Faß geworfen worden waren, wieder zum Leben erweckt haben.

Ei, nun begreife ich, rief Gertrud, warum man auf Kirchenbildern den hl. Nikolaus mit drei goldenen Äpfeln auf einem Buche und drei nackten Kindern in einer Kufe zu seinen Füßen dargestellt sieht.

Ja, aus diesen Zügen seiner Legende wird sich wohl vornehmlich seine Rolle als Gabenspender der Kinderwelt erklären, versetzte die Mutter.

Warum aber trägt er eine lange, schwere Kette? fragte Gertrud.

Diese ist wohl ein Zeichen seiner Einkerkerung und Verbannung bei der Christenverfolgung durch den römischen Kaiser Diokletian; sein Buch aber kann als Sinnbild der Bibelfestigkeit und Standhaftigkeit aufgefaßt werden, womit er auf der Kirchenversammlung zu Nicäa gegen die Irrlehre des Arius auftrat.

Papa, du hast doch gesagt, nahm Walter das Wort, daß Sankt Nikolaus in Kleinasien lebte und wirkte. Wie soll ich es verstehen, daß er einst uns Deutschen so lieb und vertraut wurde?

Nur Geduld, Student! Eines ergibt sich aus dem anderen. Vernehmt zunächst: Als Bischof Nikolaus zu Myra um die Mitte des 4. Jahrhunderts starb, ward er von der morgenländischen Christenheit gleich nach seinem Tode als Heiliger und großer Wundertäter gefeiert. In kurzer Zeit fand seine Verehrung auch bei den benachbarten Griechen und Russen (also in der griechisch-unierten Kirche) allgemeine Verbreitung. Hunderte von prächtigen Gotteshäusern wurden dem hl. Nikolaus zu Ehren erbaut oder geweiht. Städte, Dörfer und Berge erhielten seinen Namen. Kein anderer christlicher Name ward da den Kindern in der Taufe öfter beigelegt als der des hl. Nikolaus. Der Ruhm des Heiligen drang auch zu anderen Völkern. Ende des 11. Jahrhunderts (1087) kamen italienische Kaufleute nach Myra, nahmen heimlich den Leib des hl. Nikolaus an sich und brachten ihn in ihre Vaterstadt Bari in Unteritalien. Auf der Meeresheimfahrt soll auf die Anrufung des großen Heiligen hin ein schrecklicher Sturm sofort gestillt worden sein, wie Nikolaus ja schon zu Lebzeiten auf seiner

Reise nach Palästina einmal das empörte Meer durch seine Fürbitte sogleich besänftigte.*) Ist es also verwunderlich, daß St. Nikolaus mit der Zeit nicht bloß zum Patron der Kinder, sondern auch der Kaufleute und Schiffer wurde? Ja selbst die Flößer erwählten ihn später zu ihrem Schutzheiligen und stellten sein Bildnis an reißende Gewässer. Wie euch bekannt sein dürfte, unterhielt Deutschland im Mittelalter außerordentlich lebhafte Handelsverbindungen mit Italien. Hunderte von deutschen Kaufherren und Rott- (Fuhr-) Leuten waren täglich auf dem Wege ins Welschland oder hielten sich zeitweilig dort auf. Es ist deshalb gar nicht verwunderlich, daß der hl. Nikolaus bald auch in deutschen See- und Handelsstädten und in Orten mit großem Stromverkehr zu Schiff oder Floß (z. B. an der Isar und am Inn) sehr beliebt und verehrt ward. Bereits im 12. Jahrhundert läßt sich seine Verehrung in Deutschland allgemein nachweisen. Bedenkt jetzt, wann der kirchliche Ehren- und Gedenktag des hl. Nikolaus ist!

Am 6. Dezember, an seinem Todestage, versetzte Gertrud.

Richtig! Aber so meine ich es nicht. Ich meine im Spätherbste, d. i. nach Abschluß der gesamten Ernte und vor Weihnachten. Dieser Punkt ist wichtig und nicht ohne Bedeutung für die Annahme, daß sich im hl. Nikolaus wie im mildtätigen hl. Martinus, dem Frankenheiligen, der ja auch als Pelzmärtel, also als Gabenspender und Sittenrichter der Jugend auftritt, und dessen Fest auch in den Spätherbst fällt, verschiedene Bedingungen glücklich vereinten, die ihn bei unseren Vorfahren zu einer volkstümlichen Gestalt machen mußten.

Ah, ich ahne, worauf du abzielst! sagte Walter mit freudigem Aufblitzen seiner Augen. Du willst den hl. Nikolaus in Verbindung mit den religiösen Festen und Ideen unserer germanischen Altvordern bringen?

Gewiß, mein feiner Spekulator! Unseren Altvordern war nämlich der Spätherbst nicht bloß eine Zeit der vollendeten Ernte und somit des Dankes, sondern auch der Abrechnung in wirtschaftlicher und sittlicher Hinsicht. Im Spätherbst, wenn die Stürme ächzen, feierten sie ihr großes Totenfest; im Herbste hielten sie alljährlich ein Hauptthing

*) Die Legende weiß auch zu berichten, daß Nikolaus als Bischof zu Myra etlichen reichen Kaufleuten, welche durch den habsüchtigen Statthalter Eustachius unschuldig zum Schwerttode verurteilt worden waren, das Leben rettete.

ab (Gericht, Versammlung mit Rechtsprechung). Es ist jedenfalls mehr als bloßer Zufall, daß auch unser gewissermaßen christliches Abrechnungs- und Gedenkfest: Allerheiligen und Allerseelen, in den Spätherbst fällt. Merkwürdig ist auch: In der fränkischen Universitätsstadt Erlangen gilt der Tag des hl. Martinus — also des Pelzmärtels — teilweis heute noch als Totenfest. In Franken tritt überhaupt der Pelzmärtel (statt des Nikolaus) als herbstlicher Gabenspender für die Jugend auf. Denkt auch an die Gabenfülle des Herbstes und die Freude für reichen Eingewinn! Überlegt nun folgende, gemeinsame Merkmale des Pelzmärtels, des Nikolaus und des oft gleichzeitig mit ihm auftretenden Knechtes Ruprecht: Jeder erscheint in Vermummung; jeder kommt in der Nacht.

Freilich, die Nacht ist ja die Zeit der Geister! bemerkte Gertrud.

Recht! Und vom Seelenglauben der alten Germanen wißt ihr bereits, daß unsere Vorfahren wähnten, wenn es in den finstern, stürmischen Winter hineingeht und der Wind oft schrecklich heult, dann hielten die Seelen der Verstorbenen und alle Geister unter Führung des Wind- und Totengottes Wodan und der Berchta ihre Umzüge durch die Luft und trieben ihr geheimnisvolles Wesen, nähmen menschliche oder tierische Gestalt an, zeigten sich den Menschen und schreckten oder belohnten sie. Man stellte ihnen deshalb Speisen bereit, deckte für ein unterm Jahre Verstorbenes den gewohnten Platz am Tische, als ob es am Mahle teilnehme ꝛc. Man ahmte sie wohl auch nach, indem man sich in der Weise vermummte, wie man sich die Geisterwesen vorstellte. Nun kommt das Glied in der Gedankenkette, welches die Verbindung herstellen soll! Unsere Vorfahren hielten nach ihrer Bekehrung zähe am alten Geister- und Dämonenglauben fest, ebenso am Mummenspiel um die weihnachtliche Sonnenwende (Klöpfelnächte)! Da mag die Kirche in erstchristlicher Zeit manchem unausrottbaren Heidenbrauche gegenüber Vorsicht und Schonung walten haben lassen und sich mit seiner Umwandlung in christlichem Sinne begnügt haben. An Stelle der heidnischen mummenhaften Geistergestalten, von denen man glaubte, daß sie zeitweilig belohnend und strafend auf Erden wandelten, (denkt an Berchta!) mögen fortan Heilige der Kirche gerückt sein. Dazu waren vor allem die zwei Spätherbstheiligen St. Martinus und St. Nikolaus geeignet, die vornehmen, besonderen Wohltäter der Armen und der Kinder. So mögen diese zu ihrer

Würde als nachts umziehende Gabenspender, Sittenrichter und Sachwalter der Jugend gekommen sein. Urkundliche Belege für Vermummungen und Umzüge am Nikolaustage finden sich zu Braunschweig aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts.(122) Nach der Reformation und dem 30jährigen Kriege übernahm in protestantischen Gegenden meistens der Knecht Ruprecht (der Klaubauf, Buttemann) die Rolle der vorgenannten katholischen Heiligen, oder man ließ gleich gar das Jesuskind mit etlichen Engeln oder den Aposteln zur Weihnachtszeit gabenspendend oder mahnend umziehen. Knecht Ruprecht, der Rauhe, trat fast immer nur strafend auf und erscheint später oft als Begleiter oder dienender Geist des hl. Nikolaus, dem er den Sack oder die Butte mit den Gaben nachträgt. In manchen Gauen Deutschlands ließ man den hl. Nikolaus sogar hoch zu Roß, auf prächtigem Schimmel, erscheinen.

Dürfte das nicht ein Anklang an den Totengott und Geisterführer Wodan sein? forschte Walter.

Nicht übel, versetzte der Vater. Die Kinder stellten dann in zarter Fürsorge dem Schimmel abends ein Körbchen mit Heu und Hafer vor die Haustüre. St. Nikolaus erwies sich für solche Aufmerksamkeit dankbar und füllte das Körbchen mit Gaben, ohne im Hause weiter vorzusprechen und die Kinder zu befragen. Anderwärts legte man Schuhe mit Brot oder Körnern, Schüsseln mit etwas Milch oder etlichen, gelben Rüben, oder kleine Papierschifflein aus, um sie am nächsten Morgen mit süßer Ladung gefüllt zu finden. Im Kloster Rinchnach im bayerischen Walde hingen die Ministranten vor die Türe des Pfarrers ein Schifflein; der Priester legte dann Gaben ein.

Papa, das tun wir auch, riefen Fredi und Ella mitsammen. Ich mache das Papierschifflein, sprach Ella voll Eifer. Ich kann es schon.

Wenn dann aber St. Nokolaus nicht zu uns ins Zimmer kommt und ihr nicht zeigen könnt, was ihr gelernt habt, ist euch das recht?

Fredi und Ella sahen sich einen Augenblick fragend und verlegen an. Dann aber sprachen sie verständnisinnig wie aus einem Munde: St. Nikolaus ist brav. Der weiß schon, daß wir auch brav sind. Er braucht sich die Mühe, über unsere Stiege heraufzusteigen — nicht machen, gelt Mama! . . . .

Mir ist's recht.

Am vierten Sonntag vor Weihnachten beginnt „der"

Advent.

(Klöpfelnächte. Christliches Umsingen. Spinnstuben.)

Selige Jugenderinnerungen steigen in meinem Herzen auf, wenn ich dieser Kirchenzeit gedenke. Wie beglückt lauschten wir Kinder, vom besorgten Mütterlein geweckt, den ernsten und feierlichen Klängen der Adventglocken, die durch die stille Winternacht frühmorgens zum „Engelamt oder Rorate" riefen! Mochte das Bettchen noch so warm und wohlig sein, hurtig sprangen wir da heraus. Wir achteten nicht der Kälte und des Frostes und eilten zur Kirche. Hinter unserer großen Schwester, welche uns mit der Laterne voranleuchtete und den Weg bahnte, stapften wir durch den Schnee. Wie herrlich erschien uns dann — aus dem Nachtdunkel eintretend — das Gotteshaus in seinem hellen Lichterglanze! Schnell eilte ich zur Orgelempore hinauf und griff zur Geige. Ließen die Fingerlein noch so blau an und vermochte ich sie vor Starre kaum fest auf das Griffbrett zu setzen, voll Eifer strich ich doch mit dem Fiedelbogen und trippelte dabei, um die Kälte etwas zu meistern, abwechslungsweise von einer Fußspitze auf die andere oder schlug die harten Lederschuhe aneinander. Und doch — trotz aller Unbill kam mir die Musik dieser Rorateämter so schön vor, daß ich damals meinte, es könnte nicht leicht etwas noch Herzerhebenderes geben!

War kein „gegeigtes" Engelamt, sondern bloß ein „gesungenes", so nahm ich meinen Platz vorn an der Brüstung der Orgelempore. Wenn dann die Orgel kräftig einsetzte zum Volksgesange:

„Tauet Himmel, den Gerechten
Wolken regnet ihn herab"

da war es mir, als schlugen die mächtigen Wellen des gemeinsamen Gesanges hinten auf dem Musikchore über mir zusammen; mein Herz wurde mit fortgerissen von Begeisterung. Hell und freudig stimmte ich mit ein und ich dachte nicht anders als das Erlöser=Christkind und die Weihnachtsengelein müßten es wohlgefällig merken und würden mich dafür auch am Christabend sicher belohnen. Unvergeßlich bleibt mir auch der liebliche Anblick, den die Kirche bei diesen Rorateämtern als ein Meer von Lichtern von meinem erhöhten Standpunkte aus

bot. Die Hunderte von Müttern und Mädchen hatten ihre Wachsstöcke, die Männer und Kinder ihre Kerzen und Kerzchen angezündet. Da strahlte alles von Schimmer. Noch heller brannten aber wohl die Hoffnungslichter und die fromme Glaubensfreude in den Herzen der Andächtigen, welche hier die Sehnsucht nach dem Erlöserkinde wieder feierten.

Als ich später ins bayerische Hochgebirge kam, boten mir die Adventkirchgänge noch entzückendere Bilder. Wie eine wahrhaftige Riesenkrippe lag mein Ort da mit den hellerleuchteten Häuslein an den Berghängen hinauf. Hinter den letzten Hütten stiegen die dunklen Waldsäulen empor. Von einsamen Waldsteigen herab bewegten sich glühende Lichter. Es waren die Kienfackeln, womit sich die Leute von den abgelegenen Berghöfen ihre Pfade talwärts beleuchteten.

Hier in meinem Hochgebirgsdorfe lernte ich zum ersten Male den alten Brauch des Klöpfelgehens in den Knopf- oder Klöpfelnächten kennen. Man verstand darunter das Umsingen an den drei Donnerstagabenden vor Weihnachten. Die Sänger waren Schulkinder oder arme Leute. Wenn sie gefällige Stimmen hatten und hübsch zwei- oder sogar dreistimmig zusammensangen, daß ihre Lieder recht hell oder sanft in die Nacht hinaustönten, fiel auch die Spende reichlich aus. Man gab ihnen ein Stück Kletzen (Früchtebrot), Obst und eine Kleinigkeit an Geld. Die Abendstille verlieh dem schlichten Gesang eine gewisse Weihe. Zu meiner Zeit hörte man kaum mehr ein anderes Lied als „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit ꝛc." oder fromme Krippenlieder, die in der Schule gelernt worden waren. Nur ganz vereinzelt konnte ich noch den scherzhaft beginnenden Altvätersang vernehmen:

„Holla Lippl, wos is dos?
Hör, meinod, scho allwei(l) wos!
Mein, wos soll dies Ding bedeuten?
Haun (hab) ja no(ch) nit Tag hör'n läuten
und es is scho so schön Licht,
daß mar (man) jed'n Kreuzer siecht!

Do mueß i wohl außeschaug'n,
darf beim Plunder gor it trau'n!
Tut mei Bummerl allwei bella;
möcht'n 's mir, aho, a Lamperl stehla?
Aft hätt' i (für) 's ganz Jahr koan Loh(n),
wann mer's oa (eine) wur (würde)
g'stohl'n davo(n).

Du, mei Lippl loos (horch) no(ch) grod,
wian (wie) se singa in der Stadt!
Ja, i moa(n), i siech von weit'n
Engel all vom Himmel reit'n
und um an Stall däns (tuns) umersteh'n,
singe dän se gar so schöa(n).

Flugs lauf hi(n), den Berg hina(b);
denn es is ganz nahet (nahe) da!
Und du, Veitel, kimm bald nachha (nach),
steh bald auf, tu d' Supp'n macha!
Löffel hob i scho(n) bei mir,
Supp' im Haf'n nimmst du mit dir.

Springa kann i, wo i mag,
es is so Licht, a(l)s wia beim Tag,
daß i kann dies Wunder secha (sehen).
Ebbas (etwas) Wichtig's is do g'schecha.
Halt, i red an Engel a(n)!
Er sagt mers (mirs), wann er red'n ka(nn).

Sollt mers oaner (mirs einer) nit versteh,
tu i glei(ch) zum andern geh!
Aber schau, do springt scho(n) oaner!
Dies ist freili a ziemli kloaner.
Der wird kaum versteh'n mei(ne) Sprach.
I mueß ihn (ihm) dengerst schrei'n nach.

‚Jetzt mueß i enk (euch) sag'n grod
wos si(ch) zugetrog'n hot;
Gottes Sohn is auserkor'n
von einer Jungfrau heut gebor'n
und liegt dort im sellen Stall,
pur aus Lieb, für d'Menschen all.'

Und jetzt geh i zum sellen Stall,
dän (tu) i Gott zu Füßen fall.
Er is reich, tuet do(ch) nichts hab'n.
geb'n mer (wir) ihm vo(n) unsr'n Gab'n!
Er wirds uns vergelten scho(n)
mit der ewigen Himmelskron.

Jetzt mueß i halt g'schwinder geh;
tun kann i halt aa nit schõa(n).
Bin a(l)s wie die Bauernslappen:
schlechtes G'wand (Kleid), zeriss'ne Kapp'n;
herrisch schwatz'n i aa nit ka(nn),
weil i grod grob g'gess'n ha(b).

Jetzt geh i halt wieder hoam,
sag's der Muetter. Holt's an Rahm,
daß a Müsel (Muslein) kocha tuet,
daß dies Kind nit hungern tuet.
Jetzt geh i halt weg von dir,
do(ch) mei(n) Herz laß i bei dir!
Wannst wos brauchst, so kimmst zu mir!"
(Mittenwald.)

Mit diesem Hirten- oder Weihnachtslied, das abwechslungsweise von zweien vorgetragen wurde, zogen die Sänger gabenheischend auch durch benachbarte Dörflein und vor die Einödhöfe. (Die Mittenwalder Burschen kamen bis nach Tölz hinaus.) Beim eigentlichen Klöpfelgehen sang man folgenden Spruch:

„Holla, Holla! klopf o!
D' Frau hot an schön Mo.
Gibt mir d' Frau a Küchl zum Loh',
daß i an Herrn g'lobt ho,
a Küachl und a Zelten (Früchtebrot).
Der Peter wird's vergelten;
Der Peter is a heiliger Mo,
der alle Ding vergelten ko."

Zu München, wo das Klöpfelgehen vor hundert Jahren erlosch, klang der zweite Teil des Klöpfelspruches (der erste Teil lautete wie vorstehend) in die Drohung aus:

„Will sie mir keine Kücheln geben,
will i's Haus auf d' Seiten legen.
D' Hennen will i all derschlagen,
'n Gockel will i im Hof 'rumjagen."

In Diessen am Ammersee erhielt sich der Brauch bis in die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Kinder, die mit einem

langstieligen Hämmerchen am Donnerstag vor Weihnachten umgingen und an die Türen und Fensterläden klopften, sangen nur:

„Holzäpfel, süße Kern — essen Buben und Mädchen gern.“[123]

In Schwaben waren nachstehende Gesänge verbreitet:

„Holla, holla, Klopfersta(g),
schüttlet Äpfel und Bira (Birnen) ra!
Lange Loiter (Leiter) übers Haus,
werfet Bira und Äpfel raus!
I komm und klopf und sage an,
daß Christus, der Herr, bald kommen
kann!“ (Algäu.)

Oder:

„Holla, holla, Klöpflista(g)!
Guet Jahr, guet Jahr,
daß Flachs und Koara guet g'rat,
(gerate, gedeihe)
Kraut und Zwiebel o (auch) it übel!
und an Brocka Schmalz in Kübel!“[124]

Im Fränkischen sang die Jugend, indem sie an Türen und Fensterläden klopfte:

„Klopfe, klopfe, Hämmerla!
's Brot liegt im Kämmerla,
's Messer liegt darneben.
Sollt mir ebbes geben!
Gut Hal, Gut Hal! (Gut Heil)
und mein G'sellen (Kameraden) aa an
Tal (Teil)!“

Oder:

„Gut Heil! (Es ist ja die Zeit der
Geisterumzüge!)
Glück ins Haus!
Schärtling (geflochtener Brotwecken als
Lohn) raus!“

Oder:

„Klopf a, klopf a
D' Bäuerin hat an schön' Ma.
D' Bäuerin is a schöne Fra,
was sie hat, das gibt's mer aa.“

Im südlichen Mittelfranken galt nur der dritte Donnerstagabend im Advent als Anklöpferles- oder Gutheiltag. Auch im Aischgrund durften die Kinder zuletzt nur mehr am letzten Donnerstagabend vor Weihnachten nach dem Gebetläuten ihre Umzüge veranstalten. Ein Knöpflilied aus dieser Gegend lautete:

„Heut is die Knöpflisnacht,
das wird der Herr schon wissen;
und wenn die Frau keine Kücheln backt,
so wird's den Herrn verdrießen.“

„Drei Rosen, drei Rosen,
die wachsen auf die Stängeli
Der Herr is schön, die Frau is schön,
die Kinder wie die Engeli.“[125]

Nach diesem Ehrenpreis der Familie ward ein frommes Kirchengesangbuchlied angestimmt. Wurde nach solchen Leistungen keine Spende an Geld, Obst oder Küchelnn gereicht, so zeigte die junge Schar vor dem Hause plötzlich ihre Schelmenseite und ließ folgendes Trutzliedchen erschallen:

„Knöpfli, Knöpfli, Knopf,
der Mann hat einen Kropf;
die Frau ihrer zwee,
nach' können s' mit(ei)nander geh'.“

Ganz im christlichernsten Geleise bewegt sich das Umsingen der Schulkinder in der Vorderröhn am Weihnachtsabend. Da lautet beispielsweise ein Liedanfang:

„O Maria, die Jungfrau zart,
in dem kalten Winter —
da reiste sie nach Bethlehem
zu den Adamskinder.

Sie fragten um eine Herberg an,
aber da war nicht einer,
der sich ihr erbarmen tät
und sie lasset einer" u. s. w.(126)

Im bayerischen Walde (Rinchnacher Gebiet), wo der Brauch heute noch da und dort in Übung ist, nehmen die Klöpfergänger, meist erwachsene Bursche, eine Heugabel mit eisernen Furken. So gehen sie zum Nachbarn und zu den Bauern im Dorfe, klopfen an der Haustüre an, stecken die Gabelspitze hinein und rufen im Singtone:

Klöpfe, klöpfe, klöpfe o
der (Zeller-)Bauer is a braver Mo.
D'Schlüssel hör i klinga,

D'Kropfa (Krapfen) hör i springa.
Kropfa raus, Kropfa raus,
oder i stich enk a Loch ins Haus.

Der Bauer läßt sich nicht „umsonst loben" und mahnen und steckt ein Stück Selchfleisch oder ein Stück Gebratenes an die Spitze, manchmal aber auch nur einen großen Erdapfel (zum Ärgern). (In etlichen Ortschaften sind die Klöpfergänger vermummt, daß man sie nicht erkennt, mancherorts sind die Bräuche Habergeiß und Klöpfelgehen zusammengeschmolzen.) Den Brauch des Klöpfelgehens und Umsingens finden wir bereits in einem Buche, das vor 300 Jahren erschien, genau erwähnt (in der Archontologia cosmica von Ludovicus Gotofredus 1649). Es heißt da: „In den fünf Wochen vor Weihnachten ziehen jeden Donnerstag Buben und Mädchen durchs Städtchen und klopfen an die Haustüren, singen Liedchen, in denen sie auf das Herannahen des großen Festes hinweisen und wünschen den Hausbewohnern Glück. Dafür erhalten sie Äpfel, Birnen, Nüsse, Geld u. a." — Zu Nürnberg wurde das Klöpfelgehen schon 1616 von der Polizei gänzlich abgeschafft. Ein Buch, betitelt „Merkwürdigkeiten der Stadt Nürnberg"(127) erzählt: „Eine andere Belustigung, vielmehr Unfug, fand jährlich in der Nacht der heiligen Dreikönig (der Obersten) statt, welche man die Bergnacht (Berchtnacht) zu nennen pflegt. Es liefen nämlich Buben und Mädchen in den Straßen herum und klopften mit Hämmern, Schlegeln und Prügeln an den Haustüren und Läden, weshalb man diese Nacht die Klöpfelnacht nannte." Im Salzburgischen hießen die Klöpfelabende „Anrollernächte". Die

Bursche vermummten sich recht greulich, schlichen vor die Häuser, polterten an die Türe und sangen Neckreime auf die Inwohner. Wenn der Hausvater endlich öffnete, um Ruhe vor den Quälgeistern zu bekommen, packte ihn sofort ein Bursche, der an der Türe gelauert hatte und suchte ihn über die Schwelle zu ziehen. Da gab es nun ein Hin- und Herzerren (das Anrollen). Siegte der Anroller, mußte sich der Hausvater mit einer Spende von Dörrobst für den Sack des Burschen lösen. Der Brauch wurde zu Anfang des 19. Jahrhunderts polizeilich verboten. Im Werdenfelser Landl zu Füßen der Zugspitze (Bezirk Garmisch) hieß man das Klöpfeln „Berchtengehen". Es taten sich gewöhnlich drei Personen zusammen, die sich in alte Kleider vermummten. Über den Kopf banden sie einen abgenützten Sack, in welchen Löcher für Augen und Mund geschnitten waren. „Eines hatte eine lange Kette am Gürtel, ein Zweites einen Einkenter und das Dritte einen Besen. Wenn sie an ein Haus hinkamen, wurde mit der Kette gerasselt und an die Haustüre geklopft, mit dem Einkenter auf dem Boden gescharrt und mit dem Besen gekehrt. Dies alles geschah zu gleicher Zeit. Die Leute im Hause wußten dann schon, daß die Berchten gekommen sind und haben Birnen, Brot oder Nudeln hergegeben."(128)

Die Klöpfelnächte haben ihren Namen zweifellos von dem Geräusch, dem Klopfen oder Boßen an Türe oder Laden, sei es mit einem hölzernen Hämmerchen oder Klöpfel, dem eisernen Türklöpfel oder einem anderen Gegenstande: Stock, Heugabel ꝛc. Früher mögen die Klöpfelgänger alle vermummt gewesen sein. Wenigstens finden sich mehrerenorts Spuren für eine solche Annahme. Fast alle alten Klöpfelsprüche enthalten ein Lob für diejenigen, von denen eine Gabe geheischt wird, und den Wunsch reichen Glückes, vor allem einer guten Ernte im künftigen Jahre. Der Brauch, der immer an den Freia-, beziehungsweise Berchta- oder Hollevorabenden stattfand und vielerorts nur ein christliches Kleid erhielt, dürfte ursprünglich mit dem Geisterglauben unserer Altvordern in Zusammenhang gestanden sein. In einem Schwankgedichte, Peter Leu, das um 1550 „in Druck ausging", ist auch die Rede von drei Donnerstagnächten, wo die Knechte und Mägde im Kunkelhaus beisammen sind und viel Aberglauben vorbringen von Berchtold (Berchta) und dem wütenden Heer der Geister. Der Freiburger Professor Lorichius bekämpft in seinem bald darauf erschienenen Buche vom „Aberglauben"

die Klöpflersnächte und meint, sie könnten geistlich ausgelegt werden und hätten schon einen guten Anfang gehabt.([129]) (Vergl. hiezu das Umgehen in der Hauptrauchnacht vor Heilig Dreikönig S. 19 und die Gehnacht S. 61! Zweifellos müssen die christlichen „Ruefe“, die Hirten-, Krippen-, Kindlwiegen- und Ansinglieder, die aus den kirchlichen Gesängen der Weihnachtsliturgie herausgewachsen sind, von den echten, eigentlichen Klöpfelsprüchen genau unterschieden werden. Im Laufe der Zeit haben sich freilich beide Arten mitunter vermischt.

Die Klöpfelgänger hatten es, um bei ihrem Umzug möglichst viele Häuser zu absolvieren, meist sehr eilig, so daß mancherorts die Redensart gang und gäbe wurde: „Er läuft wie ein Klopfer.“

Nun laßt euch von einem Brauche erzählen, der sich trotz aller Gegenwirkungen andauernder erwies als die Sitte des Klöpfelgehens: von den Spinn- (Rhön), Rocken- (Oberpfalz und Bayerischer Wald) oder Kunkelstuben (Alpen). Im Flachland, wo der Getreidebau den Flachsbau völlig in den Hintergrund gedrängt hat und das Spinnen sich fast ganz aufgehört hat, weiß man schon seit einem Menschenalter wenig mehr von diesen winterlichen Veranstaltungen. Höchstens kommen etliche ledige Bursche oder gleichalterige Mädchen zur Kurzweil oder Sitzweile bei einem „Vetter“ oder einem „Basl“ ein wenig zusammen; und auch die Weiber und Männer gehen Sonntags auf ein bißl „in den Heimgarten ins Dorf“, oder in „Hutscha“ [Hutza = auf Besuch) zu Bekannten. In unseren Berggebieten aber (in den Alpen, im bayerischen und Böhmerwalde und in der Rhön), da leben die Spinn- oder Kunkelstuben im geheimen noch fröhlich weiter.

Bald nach Martini, wenn alle Arbeit auf dem Felde getan ist, bestimmen die Mädchen das Haus der Freundin, wo die erste Zusammenkunft stattfinden soll. „Die Spinnstube wird festgemacht.“ Ist das Dorf groß und gibt es darum mehrere Gruppen von Mädchen, so werden 2—3 Rockenstuben im Orte abgehalten. Spinnstuben dürfen an jedem Wochenabend sein, nur an Samstagen und Sonntagen nie. So scheint es ein in ganz Bayern ungeschriebenes Gesetz zu sein. Wie weit man früher von Einöden und Weilern zu den Rockenstuben hereinkam und wie alt diese Veranstaltungen sein müssen, zeigen die Ausdrücke „Rockenreise“ und „in den Rocken fahren“ im bayerischen Wald und in der Oberpfalz an. Jeden Tag wird ein anderes Haus aufgesucht; die

Spinnstube geht um. Die Arbeit am Spinnrad (dem Rocken oder der Kunkel) ist aber nirgends mehr von Bedeutung. An Stelle des Spinnens ist mancherorts das Stricken getreten. Die Hauptsache bildet in den Spinnstuben das Plaudern (das Erzählen von Tagesneuigkeiten, Ortsbegebenheiten, alten Sagen und grausigen Gespenstergeschichten ꝛc.), das Singen, Pfänderspielen und Scherzen. Unter den jungen Mannsleuten, die sich ohne lebhaften Widerspruch der Mädchen zu den Kunkelstuben einstellen, findet sich meist ein flotter Musikant: einer, der die Zither schön schlägt (Alpen), oder die Mundharmonika — den Votzhobel — vortrefflich spielen kann (bayerischen Wald), oder den Zerrwanst — die Zugharmonika — entzückend zu drücken vermag (Rhön). Wenn der seine lustigen Weisen ertönen läßt, was Wunder, daß es da den Mädchen in die Füße kommt! Ein Paar kann nimmer an sich halten, schwingt sich im Kreise; schnell verwandelt sich die sittsame Spinnstube in eine flotte, ländliche Tanzschule.

Und schiebt endlich der Vater die Gäste hinaus,
so führet der Hansel die Gretel nach Haus.

Die letzte der Kunkelstuben, die Letznacht, wird gewöhnlich mit Essen und Trinken besonders gefeiert.

In der Fastnacht, wenn die Spinnstuben ihr Ende nehmen, gibt es dann manch lustige Hochzeit, die bei der Kunkel zart angesponnen worden ist.

Etliche Spinnstubengeschichten.

Die geheimnisvollen Spieler.

Einmal ging einer bei der Nacht heim. Da kam er an einem Brechhaus (einer Hütte, wo Flachs gebrochen wird) vorbei, wo es kreuzfidel zuging. Er dachte sich: Da muß ich hineinschauen. Ein Paar spielten Karten. Diese forderten ihn auf, mit ihnen zu spielen; sie bräuchten noch einen. Er setzte sich also zu ihnen hin. Als er eine gute Weile mitgekartet hatte, fiel ihm ein Taler hinunter. Er wollte ihn aufklauben; doch die Partner ließen dies nicht angehen und warfen ihm eine von ihren Münzen zu, damit er sich nicht zu bücken bräuchte. Nach einiger Zeit fiel ihm ein Kartenblatt unter den Tisch. Das mußte er haben und drum bückte er sich rasch darnach. Jetzt sah er, daß seine Mitspieler Bock- und Roßfüße hatten. Da dachte er sich: Das ist

nichts Gescheites (Rechtes). Er fürchtete sich und machte sich auf und davon. Mittlerweile läutete es im Dorfe den Tag an. Beim ersten Glockenklang verschwanden auch die unheimlichen Spieler.

Erzählt von Eduard Liebhaber zu Wieshof.

Geisterspuk im Brechhaus.

1. Zwei Dirnen gingen von der Rockenreis' heim. Sie kamen an einem Brechhaus vorbei. Da drinnen ging es sehr lustig zu. Nun stellte eine der Spinnerinnen ihren Rocken hin und sagte: Wart' ein wenig; schrei mir aber nicht! Ich komm so gleich wieder. Als der Dirne draußen das Warten zu lang wurde, rief sie die im Brechhaus drinnen mit Namen. Da war mit einem Male die ganze Musik und Fröhlichkeit drinnen gar und das Brechhaus, das vorher hell erleuchtet gewesen, war stockfinster. Katzen und andere Tiere, die man in der Dunkelheit nicht zu erkennen vermochte, rannten in wilder Eile heraus. Toderschrocken flüchtete sich die Dirne, welche draußen gestanden, in ein nahes Haus und schlug Lärm. Als die Leute hingingen und nachschauten, fanden sie auf einer Haarstange (einem Kunkelstock) oben die Haut von einem Menschen hängen.

Erzählt von Eduard Liebhaber in Wieshof.

2. Zwei Dirnen von Bischofsmais waren in Reinhardsmais auf der Musik. Erst hübsch spät nach dem Abend-Gebetläuten machten sie sich auf den Heimweg. Der Weg führte sie an dem Brechhaus vorbei, wo es sehr lustig zuzugehen schien. Es kam ihnen so vor, als ob dort aufgespielt und getanzt würde wie in einem Wirtshause. Die Mädchen blieben horchend einen Augenblick stehen; denn sie kannten sich nimmer aus, war all' das, was sie zu vernehmen vermeinten, Täuschung oder Wirklichkeit. Da hörten sie gar Stimmen zu ihnen herausrufen, sie sollten doch hineingehen und „einen tanzen". Das eine Mädchen wäre der Einladung gerne gefolgt; das andere aber fing sich zu fürchten an und drängte heimwärts. Darauf sagte erstere: Ich schau bloß ein bißchen hinein, was für Leute drinnen sind. Wart' nur ein wenig! Die andere jedoch ging langsam ihren Weg weiter. Als nach einer Weile die eine nicht nachkam, rief die andere zurück und nannte die Kamerädin beim Namen: Burgl, mach doch einmal, daß du weiterkommst! Es ist Zeit, daß wir heimkommen. Jetzt hörte sie die Gesellschaft aus dem Brechhaus herausschreien: Die kommt nimmer, die hängt schon lang an der

Stange droben (Rockenstange)! Darüber entsetzte sich die Dirn so, daß sie zu laufen anfing, was sie konnte. Daheim fiel sie bei der Stubentüre hinein und ist sched gestorben.

Erzählt vom Knecht Alois Kuchler aus Weißenstein.

Geisterbannen im Brechhaus.

Im Brechhaus zu Fahrnbach ging es nachts immer recht toll zu. Man vernahm daraus Singen, Tanzen und Spielen. Die Schwarzen hatten den Schweif im Munde und pfiffen darauf. Mehrere Geistliche versuchten den Spuk zu vertreiben. Nur dem Pfarrer von Bischofsmais gelang es, die bösen Geister zu bannen. Wütend sausten sie da ins Holz hinunter. Seitdem hatte es mit dem unheimlichen Lärm ein Ende. Die Ortsbewohner ließen gleichwohl aus Vorsicht noch das Brechhaus abbrechen, damit die unheimlichen Geister nicht mehr zurückkehren könnten.

Erzählt vom Knecht Alois Kuchler aus Weißenstein.

Der Hauptschein.

Der ...... von M .... hat voriges Frühjahr arg am Hauptschein gelitten, einem entsetzlichen Kopfweh mit Müdigkeit, daß einem fast das Sehen vergeht und man meint, es zerreiße einem den „Schädel". Er hat schon gefürchtet, diesmal müsse er es glauben (d. h. sterben). In der höchsten Not hat er den ..... (einen Bauern von Tholb . .) zu sich kommen lassen, von dem man wußte, daß er dagegen helfen könnte. Dieser nahm einen Zwirnfaden und maß damit den Kopf des Kranken der Länge und der Breite nach aus (also zuerst vom Kinn bis zum Haupte, dann vom Scheitel bis zur Stirne ringsum), um den Schein des Hauptes zu finden. Dabei hat er neun Vaterunser und Gegrüßt seist du Maria samt dem Glauben zur Krone Christi gebetet und der Leidende mußte das gleiche mitbeten. So geschah es auch am zweiten und dritten Tage. Der Faden wurde hernach am dritten Tag an einen Birnbaumzweig im Garten gehängt, damit das Leiden langsam — wie es gekommen — wieder schwinde; denn das „Aufeinmalvergehen" taugt nichts. Wirklich, am achten Tag ist die Krankheit ganz verschwunden gewesen und der ..... hat sich drauf wohler gefühlt als je.

Erzählt von Frau F ..... zu Theissing bei Ingolstadt.

Ein ehemaliger Pestfriedhof.

a) Auf dem Wege von Rinchnachmündt nach Schweinhütt war einmal ein Pestfriedhof. Auf dem Platz herum wächst nichts, so daß man ihn brach liegen lassen muß. Da steht alleweil noch ein Kreuz mitten drin. Als die Pest im Dorfe Schweinhütt wütete, starben so viele Menschen dahin, daß man sie abends auf einem Wagen fortbringen mußte. Wenn der Wagen heimgefahren wurde, ließ man ihn im Dorfe drinnen stehen. Am anderen Morgen zeigte jedesmal die Wagendeichsel gegen den Pestfriedhof hin. Daraus haben die Leute schließlich gewußt, daß schon wieder etliche Leichen im Dorfe seien. Der greise Erzähler dieses will sich erinnern, daß er als Bube noch mehrere kleine Holzkreuzchen, wie man sie auf Gräber steckt, auf besagtem Platze habe stehen sehen. Erzählt vom Pledl Michei zu Regen.

b) Zu der Zeit, wo das große Sterben war, haben Leute den Tod auf einer Wiese bei Schweinhütt mähen sehen. Sein Weib hat gerecht (mit dem Rechen gearbeitet). Was durch den Rechen fiel, blieb stehen, d. h. starb nicht. Diese Wiese heißt heute noch die Töd'npoint (Todwiese).
Erzählt vom Pledl Michei zu Regen.

c) Die Ortschaft Wannesried — vom Taferl herab auf Oh, aufs Kuchelholz — starb ganz aus. Der alte Mühlbauer hatte sich der Grundmauern des Dörfleins noch erinnern können. Da waren 2—3 Anwesen gestanden. Die Bifäng (Feldbreiten) kann man heute noch erkennen; die Äcker waren um die Höfe herum. Jetzt sind die Flächen meistens mit Birken bewachsen. Erzählt vom Pledl Michei zu Regen.

d) In dem Feld, wo der Pestfriedhof war, hat der Knecht Joseph Köppl von Schweinhütt einmal geackert. Sein Gespann waren zwei rote Ochsen. Das Feld hängt von beiden Seiten nach der Mitte zusammen. Auf der einen Seite schaffte der Knecht, auf der anderen zogen seine Leute Rüben aus. Plötzlich bemerkten diese, wie dem Knecht ein Weibsbild mähnte (d. h. die Ochsen leitete). Sie hatte ein blaues Gewand an und ein weißes Tuch auf dem Kopfe. Die Leute verwunderten sich und meinten, was dies wohl sei. Als der Knecht am Abend heimkam, befragten sie ihn darüber. Der Bursche aber erwiderte, er habe niemanden gesehen. Von den Leuten, die damals dabei waren,

lebt die Hansenbauernkathi (Oswald) heute noch. Der Knecht war ein recht braver Mensch, sagte sie.

e) Als ein Inwohner einmal mit seiner Frau auf dem Felde, wo der Pestfriedhof war, Kartoffel gegraben hatte, sah er beim Nachhausegehen am Rain („Ranger") ein kleines Holzstöcklein in der Erde, das ihm als Kienholz passend schien. Er wollte es sich deshalb ausgraben, was keine besondere Schwierigkeit zu bereiten schien. Plötzlich aber brach das Eisen ab und zwar so, daß es gleich auf einmal drei Trümmer waren. Da merkte er, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe und ließ davon ab. Erzählt von Blau Ernst in Wieshof.

Wie es einem während der Christmette beinahe übel ergangen wäre.

Ein Häuslerssohn von Weißenstein ging einmal, als er noch Knecht war, während der Christmette zum Kammerfensterln. Da mußte er durchs Burgerholz gehen. Auf dem Hinwege sah er nichts Merkwürdiges; auf dem Rückweg aber bemerkte er eine Horde Hunde; es konnten nach seiner Schätzung 10—12 sein und alle waren ganz schwarz. Sie erschienen ihm so groß, daß er, obwohl er selbst ein baumstarker Mensch war, dachte, da könnte ihm einer schon genug tun. Immer rannten sie um ihn herum, so daß er kaum wußte, wohin er seinen Fuß setzen sollte. Als er endlich glücklich aus dem Walde herauskam, hörte und sah er nichts mehr von dem Spuk.

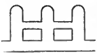
Erzählt von der Magd Franziska Fuchs aus Rinchnach.

Die Sage von den gütigen, hilfsbereiten Heinzelmännchen ist überall bekannt, nicht aber so die von den freundlichen Erdweiblein, denen man im Fichtelgebirge, im Oberpfälzer Bergland und im Böhmer- und Bayerwald mehr als hundert Höhlen zudichtet.

Von den freundlichen Erdweibchen im Bayerischen Walde.

Am Rinchnacher Wald liegt still und einsam das Dörfchen Gehmannsberg. Da gab es zu Großvaters Zeiten noch Erdweibchen. Der Vater des heute noch lebenden Kaser Franzl will sie mit eigenen Augen einmal gesehen haben. Das waren geschickte Leute, doch ganz klein wie Zwerge. Wenn der Bauer und sein Weib an Samstagen von dem Felde

heimkamen und die Türe aufsperrten, war alle Hausarbeit schon getan. Die Erdweiblein hatten gewaschen und geputzt, Tische und Bänke gescheuert, die Stube aufgeräumt ꝛc. Für ihre Mühe nahmen sie nichts als ein wenig Milch mit eingebrocktem Weißbrot, das man ihnen beiseite stellte. Das zehrten sie jedesmal sauber auf. Geld ließen sie liegen; das verlangten sie nicht. Der Felsenkeller, wo sie hausten, wird heute noch gezeigt und benützt. Von einem querliegenden Hauptgang ziehen rechter Hand drei Seitengänge ab und diese werden wieder durch zwei mit



dem Hauptgang gleichlaufende Seitenöffnungen miteinander verbunden. Die Gänge sind mannshoch und laufen oben spitz zu. Mit ausgestreckten Armen kann man die Wände, die aus Sandstein bestehen, betasten. Da nur durch die Türöffnung Licht eindringen kann, sind die Höhlungen sehr finster. Bei Eintritt in dieselben muß man sich daher eines Lichtes bedienen. Lange Zeit wurden diese Erdgruben zur Aufspeicherung von Kartoffeln benutzt, deren dort an 20 Fuhren untergebracht werden konnten. Von diesen Kellerhöhlen aus lief ein Gang in ein benachbartes Haus; er ist aber später verschüttet worden. Als die Leute den Glauben an die freundlichen Erdgeister verloren, blieben sie aus. Dazu mag aber auch das Folgende beigetragen haben: Die Bauersleute waren gar neugierig, die Erdweibchen einmal zu sehen und haben „sie drum in der Nacht in der Kammer drinnen einmal abgelürt“ (abgelauert). Es gelang ihnen, das Männlein der Erdweibchen zu fangen. Letztere entkamen. Als sie davonrannten, rief eines noch zurück: Wenn du ihnen auch alles sagst, sag fein das nicht, was das Kreuz am Kranewittbeerl (Wacholder) bedeutet! Als die Bauersleute nichts aus dem Männlein herausbrachten, ließen sie es wieder laufen. Die Erdweiblein aber kamen nie wieder. — Erdweiblein wohnten überdies im Sohler Berg bei Auerkiel. Da kamen sie aus den Felsen heraus und „schwoabten“ den Leuten im Regen die Wäsche. — Auch im Binzingerhof zu Grünbach gab es in früherer Zeit Erdweiblein. Sie hielten sich im Stadel unter dem Brunnen auf. Beim Dreschen kam da einmal ein Loch zum Vorschein, gerade so groß, daß man hineinschliefen konnte. Die Erdweibchen ließen sich nie sehen, taten im Stillen Gutes, verrichteten alle Hausarbeiten (besorgten das Ausrühren, Zusammenräumen ꝛc.). Wenn ihnen die Leute einen Wäschekorb mit schmutziger Wäsche vor den Eingang stellten, besorgten sie die Reinigung. Die Hansenmirze konnte ihre Neugierde

nicht bezähmen, kroch in den Eingang und leuchtete mit dem brennenden Span (nach anderen Erzählerinnen mit einem geweihten Wachslicht) umher. Da sagte ein Erdweibchen: Geh mir ja keines nach! Weil der Mirz darauf gleich das Licht verlöschte, stand auch sie von ihrem Vorhaben ab. — Manchmal hat man die Erdweiblein schon in argverschlissener Kleidung gesehen, was doch mit ihrem Arbeitseifer und ihrer Reinlichkeit schlecht zusammenstimmen will. Die Leute suchten ihnen darum eine Freude zu machen, schafften ihnen Kleider an und legten sie in die Höhlung. Die Erdweiblein vermochten solches nicht zu ertragen. Man hörte etliche Male nachts großen Jammer und arges Wehklagen. Und von da an sind die guten Erdweiblein für immer verschwunden.

Erzählt von der Großmutter und Mutter des Herrn Otto Liebhaber, Grünbach-Wieshof.

Altbayerische Hochzeit.

Der alte Winauer steht zwar erst am Ende der Fünfziger, fühlt sich aber doch bereits so abgerackert und müde, daß er den ernstlichen Entschluß gefaßt hat, das Anwesen zu übergeben und sich in die Austragstuben zurückzuziehen. Er kommt damit einem Herzenswunsche seines ältesten Sohnes Jörg entgegen, der längst ein Auge auf die Heißenbauernkathi geworfen hat und schon mehr als ein Jahr mit ihr geht. Nachdem die beiden Väter der jungen Leute über das Heiratgut der Braut und die Ausnahme des Bräutigamvaters handeleins geworden sind, denn das Mädchen stammt selber aus einem altbehäbigen Hofe mit gefeiertem Gelde, gibt der Bräutigam seiner Braut als übliches „Drangeld" ein golden' Füchslein aus des Königs Münze. Bei der herzlichen Zuneigung, die zwischen dem Brautpaar besteht, ist nicht zu befürchten, daß eines der beiden seinen Schritt bereut und das Drangeld so zum Reugeld würde.*) An einem der nächsten Tage geht die Braut mit ihrem Vater „zum Schauen" in das Haus des Bräutigams, um sich über das Heim und Besitztum desselben etwas zu vergewissern. Man sucht die Stallungen auf, besichtigt die Pferde,

*) Würde es den Bräutigam reuen, müßte er sein Geldstück zurücklassen; würde es die Braut reuen, müßte sie das Drangeld zurückschicken.

zählt die Milchkühe und das Jungvieh ꝛc. und läßt dann und wann, wenn man recht zufrieden ist, ein leises Wort des Lobes einfließen; man mustert den Getreidevorrat und steigt zum Heustock hinan. Der alte Brautvater, der ein Spaßvogel und dabei doch ein kluger gründlicher Mann ist, hüpft zum Scherz sogar auf dem Heustock ein wenig in die Höhe, um zu prüfen, ob das Futter seinerzeit auch fest gelegt worden ist. Nirgends fehlt sich etwas. Nach der Augenscheinnahme versammelt man sich in der Stube und setzt das Essen und Trinken, das man schon während des Geschäftes begonnen hat, redlich fort, als wollte man in den Magen ebenso hohe und sichere Lagen bringen wie beim Heustock in der Scheune. Besondere Anerkennung findet der sogen. „Heiratsschmarren", ein fetter Semmelschmarren, bei dessen Verkosten der Bräutigam mit der Zunge schnalzt und der Brautvater witzig meint: So fein werde auch diese Ehe werden. — Alles ist in guter Laune; denn zur stolzen Genugtuung einerseits und zur Freude der Beteiligten andererseits ist das ganze Anwesen, der Haus- und Viehstand des Hochzeiters als gediegen befunden worden. Man kann also den Heiratsvertrag beim Notar „protokollarisch" machen lassen. Nach der Rückkehr von dort bestellt die Braut sofort die Näherin vom Dorfe. Bei der erstbesten Gelegenheit fahren „Braut und Nahterin" ins benachbarte Städtchen, um das zur Ausfertigung Nötige und den Zeug zum Hochzeitkleide zu kaufen. Auch dem Bräutigam erwächst mit seiner neuen Würde eine Anzahl „wichtiger Gänge". Er muß zum Bürgermeister, zum Lehrer und Pfarrer. Bei den ersteren stellt er das Ansuchen, ihm die nötigen Schreiben zu machen, daß er seine Heiratsbewilligung richtig bekomme.

Auch beim Hochwürden Herrn Pfarrer gibt Jörg die Absicht seiner Verehelichung bekannt, worauf der Seelenhirte den Tag für das „Stuhlfest" ansetzt. Mit einigem Bangen marschieren die Brautleute mit ihren Vätern als Zeugen am bestimmten Tage zum Priester; denn da wird nicht bloß das Eheversprechen abgenommen, sondern auch eine kleine Prüfung über noch vorhandene Kenntnisse in der Religion angestellt. Was Jörg schon lange nicht mehr tat, das führte er in den Stunden vor dem Stuhlfeste aus: er holt seinen Katechismus aus längst entwichenen Schultagen hervor und sucht Erinnerungen an das heilige Sakrament der Ehe wieder zu erwecken. Der Herr Pfarrer ist bei seinem Examen aber nicht rigoros, sondern gibt Erklärungen

und antwortet, wenn er etwas Theologisches wissen will, sich größtenteils selber. Gleichwohl atmen die Brautleute erleichtert auf, als sie die Schwelle des Pfarrhofes hinter sich haben.

Nun beginnt für den Hochzeitlader oder Dorfprokurator das Geschäft. Der Schneidertoni, ein heller findiger Kopf, der „mit Maul und Feder" gleich flink umzugehen versteht, hat schnell auf ein Papier all die Leute aus der Verwandtschaft (Freundschaft) zusammengeschrieben, bei denen er nach Angabe der Brautleute in bestimmter Reihenfolge vorsprechen soll. Er steckt auf seinen schwarzen Sonntagshut ein Sträußlein künstlicher Blumen, befestigt ins rechte Knopfloch seines langen Bratenrockes einen Rosmarinzweig und zwei lange blauweiße, beziehungsweise rotweiße Seidenbänder und langt seinen Stock mit dem silbernen Knopf herunter. So ausgestattet, macht er sich auf den Weg zum Laden der Gäste in Dorf und Umgebung. Sein Geschäft beansprucht bei der großen Anzahl der G'freundeten (Verwandten) und Bekannten mehrere Tage. Er tritt ins Haus und spricht nach kurzem „Grüß Gott mitsammen!" seinen Ladespruch:

„Einen schönen Gruß vom Hochzeiter Georg Winauer und von seiner Braut Katharina Stuffer; sie lassen anfragen, ob sie vielleicht auch einen Gast kriegen.

Zum hochheiligen Sakrament der Ehe haben sich nämlich versprochen der ehr- und tugendsame Jüngling Georg Winauer, Bauerssohn von M . . . . . und angehender Siglbauer, und die ehr- und tugendreiche Jungfrau Katharina Stuffer, Heißenbauerstochter von alldort. Diese beiden Brautpersonen lassen freundlich bitten und höflich einladen zu der am kommenden Dienstag den 24. dieses Monats, früh 8 Uhr in dem lobwürdigen, weitberühmten Pfarrgotteshause zu M . . . . . stattfindenden Trauung und in gleicher Weise auf eine angestellte Mahlzeit oder Obdotation. Es wird sie ungemein freuen, wenn ihr durch ein ehrenvolles Erscheinen diesen Jubeltag verherrlichen helfet. Der Ausgang wird stattfinden von der ehrenwerten Behausung des Herrn Hochzeiters mit frischem Trunk Bier und Glas Wein oder Branntwein und ich hoffe gewiß, ihr werdet ein sicherer Gast sein. Das Mahl ist angedingt wie gewöhnlich auf 6 Mark bei Herrn Xaver . . . . ., Gastwirt zu M . . . . . Nun ist euch meine Einladung bekannt; gebt mir darauf die Hand für einen gewissen Hochzeitgast! Das ehr- und tugendreiche Brautpaar wird es euch schon wieder erstatten; ist es nicht dies, so in einem anderen Stück. Amen."

Der alte Hölzlbauer, der Tauf- und Firmgöd des Bräutigams, ist von der feierlichen Prokuratoransprache, obwohl er sie schon so oft gehört hat in seinem Leben, daß er sie fast auswendig kann, doch sehr gerührt. Stramm wie vor dem Herrn Pfarrer stellt er sich vor

den Redenden hin und regaliert ihn hernach für seine schöne Leistung mit einem Gläschen Kümmel und etlichen Zigarren, die er aus dem Etui in der Sonntagsjoppe ausgräbt. Als der Hochzeitlader vor dem Weggehen ihm die Hand reicht:

„Ich ersuche nun, mir euer Wort auf ein gewisses Erscheinen zu geben und zu bekräftigen durch einen Handschlag,"

ruft der Bauer voller Übereifer gleich dreimal: „Ja freilich, freilich, freilich komme ich!" (Mit dem „Zur-Hochzeit-kommen" hat es nun folgende ortsübliche Bewandtnis: Der Bauer selber erscheint zum Kirchgang und Mahle. Von mittags 12 Uhr ab hat er dann noch einen „Draufgeher". D. h. sein Sohn Michei, der voriges Jahr beim Militär herausgekommen ist, kommt zum Tanz und ist bis abends 7 Uhr etwa, bis das Abdanken vorüber ist, bierfrei; „er geht nach", wie der Volksmund sagt.) Nach viertägigem Umwandern kann der Prokurator den Brautleuten die erfreuliche Mitteilung machen, daß 72 sichere Gäste zu erwarten sind. Das wird also eine stattliche Hochzeit! Viel Freund, viel Ehr! gilt auf dem platten Lande. Diese Meldung wird auch dem Herrn Wirt gemacht, damit er in rechtem Maße antragen kann. Kathi, die Jungfer Hochzeiterin, geht während der Zeit ihres eigentlichen Brautstandes fleißiger denn je zur Kirche. Keinen Morgen versäumt sie die heilige Messe. Es verlangt dies ein ungeschriebenes Gebot der guten Sitte, wenn eine bäuerliche Braut in der Ehe Segen haben will. Nur an den Sonntagen, an denen das dreimalige kirchliche Aufgebot (die Verkündigung von der Kanzel) erfolgt, bleibt sie dem Hauptgottesdienste ferne. Während ihres Brautstandes gibt sie auch fleißig Almosen. Denn wer im Glück nicht gern gibt, könnte verwünscht werden und selbst einmal verarmen. Die Arbeit darf sie sich in der Zeit nicht zu „gnöti vornehmen", sonst kommt sie, wie ihr eine kluge Nachbarin verraten hat, in der Ehe einmal gar nicht aus dem Trubel heraus. Ein Stein der Besorgnis fällt der Braut vom Herzen, als ihr die Näherin endlich meldet, daß sie bei Tag- und Nachtarbeit mit der Ausfertigung fix und fertig geworden sei. Die Freundinnen und Nachbarinnen werden eingeladen, sie zu besichtigen. Da fehlt es dann nicht an Ausdrücken des Lobes und der Bewunderung. Am Tage vor der Hochzeit kommen der Dorfschreiner und die Näherin und verladen den Kammerwagen. Unterdessen „maschelt" der Knecht die Pferde auf, d. h. er schmückt Mähne und Schweif der

Rosse mit Buchs und blauweißen (beziehungsweise rotweißen) Bändern; auch seine Peitsche ziert er so.([180]) Während er gewöhnlich aber bei der Abfahrt lustig schnalzt, enthält er sich heute auf dem Wege jedes Knallens; denn er will nicht, daß es für die gute Kathi in der Ehe einmal Schläge absetzt, wie der Volksaberglaube behauptet. Als der Aussteuerwagen vor dem Hause des Bräutigams angelangt, tritt dieser heraus und begrüßt die Braut, indem er ihr die Rechte reicht. Kathi nimmt als Erstes vom Wagen das Kruzifix, das christliche Zeichen des Heiles, herunter und trägt es zur Schlafkammer ihres neuen Heims, in das sie nach wenigen Stunden selber ihren Einzug halten wird — fürs ganze Leben.

In goldener Sonnenpracht steigt der Hochzeitmorgen über das friedliche Dörflein herauf. Feierliche Musikklänge schallen durch die Frühstille. Die Dorfmusikanten, die sich in zwei Gruppen verteilt haben, blasen Braut und Bräutigam den Tag an. Nach Beschluß des Ständchens werden sie ins Haus gerufen und bewirtet. Gegen 7 Uhr erscheint der Prokurator beim Heißenbauern, um die Braut ins Haus des Bräutigams abzuholen.

Mit ernstem, feierlichem Tone beginnt er:

„Verehrte Anwesende! Aus diesem Hause scheidet heute ein Glied der Familie: eine Jungfrau Braut. Sie nimmt Abschied von Eltern und Geschwistern, von Verwandten und Bekannten, von Freunden und Freundinnen ihres Heimatdorfes und tritt in einen neuen Stand, den Ehestand.

Es ist der Eintritt in die Ehe eine gar ernste Sache und oft der erste Schritt zu einem langen Leidensweg, der am Grabe endet. Darum will die Jungfer Braut, bevor sie Abschied nimmt von allen ihren Freunden und Bekannten, die sie vielleicht schon einmal beleidigt hat, um Verzeihung bitten. Sie will auch nochmals öffentlich ihren Dank aussprechen gegenüber ihren Eltern und Geschwistern für alles Gute, das von ihnen an ihr geübt worden ist.

Wir hoffen nicht, daß der Schritt, den unsere Jungfrau Braut heute begeht, ein unglücklicher, wie wir vorhin schwarz geschildert haben, sein wird, sondern es möge sie Glück und Segen begleiten von heute ab alle Tage ihres Lebens.

Geliebteste Jungfrau Braut, der heutige Tag ist für dich ein erhabener Freudentag. Und doch sollst auch heute du nicht so ganz von Kummer verschont sein. Denn der unerbittliche Tod hat deine liebe, gute Mutter, die dich heute so gerne segnen möchte, schon vor zehn Jahren aus eurer Mitte hinweggerissen. Ehe du darum die Schwelle des Hauses überschreitest, laßt uns all mitsammen für die Dahingeschiedene und für alle verstorbenen Voreltern und Verwandten ein andächtiges Vaterunser und Ave Maria beten." — (Tränen der Rührung stehlen sich in die Augen der Versammelten.)

„Und nun Jungfrau Braut, hinweg mit allem Zaudern, hinweg mit aller Bangigkeit!“ beginnt der Prokurator herzhaft und ermunternd.

„Frisch eingestiegen in den Wagen
ohne Zagen,
ohne Beben,
der uns führen soll in eine neue Zukunft, in ein neues Leben!

In Gottes Namen tritt mutig über die Schwelle deines Elternhauses zum letztenmal als Jungfrau mit dem Gruß aller Gläubigen:
Gelobt sei Jesus Christus!“

„In alle Ewigkeit Amen!“ murmeln die Anwesenden andächtig, während es die Braut vor Weinen so stößt, daß sie kein Wörtlein zu reden vermag. Der Hochzeitlader sprengt Kathi mit Weihwasser an und diese steigt in die Kutsche, welche sie in das Haus des Hochzeiters bringt. Während der Wagen abfährt, spielt die Musik vor dem Hause. Auch die Kranzeljungfrauen und der Brautführer werden in einem Wagen eigens in der Frühe mit Musik abgeholt. So oft ein Gast dem Hause des Bräutigams folgt, eilt das Brautpaar in den Flötz, um den Ankömmling zu begrüßen. Die Musik steht vor der Haustüre und spielt, wenn der Gast in das Haus tritt, einen Ländler. Jeder neue Gast bringt sofort dem Brautpaar seinen Glückwunsch dar. In der Stube steht auch die Näherin und hat ein Körbchen voll Rosmarinsträußchen vor sich. Diese steckt sie in Zitronen. Sie gibt jedem Gaste eine auf diese Weise geschmückte Frucht nebst einem Taschentuche, wofür ihr dieser ein Trinkgeld überreicht. Die Angekommenen werden, wie der Hochzeitlader schon in seinem Ladespruche angekündigt hatte, mit Bier oder Wein oder einem Gläschen Branntwein regaliert. Wenn alle Festteilnehmer beisammen sind, spricht der Prokurator: „Verehrliche Hochzeitgäste! Wir sind jetzt an der Zeit, den Gang zum Akt der kirchlichen Einsegnung zu machen. Ich ersuche daher alle verehrlichen Hochzeitgäste, den Herrn Bräutigam und die Jungfrau Braut zu begleiten. Die beiden Herren Ehrenväter werden freundlichst gebeten, den Herrn Bräutigam zu begleiten. Die übrigen Gäste reihen sich dann nacheinander an. Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit: Gott Vater, Gott Sohn und heiliger Geist.“

Der Hochzeitzug (voran die Musik, dann der Hochzeiter, die männlichen Gäste aus der Verwandtschaft, hernach die Braut und die weiblichen Gäste aus der G'freundschaft) setzt sich unter den Klängen eines Marsches in Bewegung. Sofort erschallen aus den benachbarten

Höfen und mehrmals auch auf dem Wege, den der Zug nimmt, trotz aller polizeilichen Verbote, dröhnende Pistolenschüsse. Es wäre geradezu ein Zeichen von großer, bedenklicher Unbeliebtheit, wenn dies unterbliebe; denn das Hochzeitanschießen ist nicht bloß eine Äußerung dörflicher Freude, sondern es hat auch eine tiefere uralte Bedeutung. Es soll (vergl. Heidenlärm!) alles Böse verscheuchen, Glück bringen und ankünden. Bemerkenswert ist ferner, daß der Brautführer während der ganzen Hochzeit — beim Kirchengange und auch in der Kirche einen Degen an der Seite trägt. Er ist der eigentliche Führer und Beschützer, aber auch Diener der Braut, wie es schon sein Name sagt; er geleitet die Braut zum Kirchenstuhle und zum Altare.

Kathi trägt nach landesüblicher Sitte ein schwarzseidenes Kleid und als Zeichen ihrer Unbescholtenheit ein grünweißes Jungfrauenkränzlein auf dem Haupte. Der Bräutigam hat einen langen Bratenrock an; im Knopfloch und auf dem Hute steckt ein Rosmarinzweig. Vor der Trauung weiht der Priester den Brautwein und den Rosenkranz der Braut. Beim entscheidungsvollen, wichtigen Akt der Vermählung selbst achtet Jörg, der etwas abergläubisch ist, in wohlweislicher Vorsorge darauf, daß ihm die künftige Lebensgefährtin den Ring nicht zu tief anstecke und mit ihrem zarten Fuß nicht auf seinen Schuh trete; denn sonst würde er die Oberherrschaft in der Ehe verlieren. Freudig erleichtert atmet Jörg auf, als die mannigfaltigen Trauungszeremonien vorüber sind und das Lobamt beginnt. Während des Amtes wird zum Opfer gegangen. Am Schluß des Gottesdienstes reicht der Priester den geweihten Minnetrunk (Wein) dar. Die Brautleute dürfen davon dreimal, die übrigen Gäste einmal genießen.([131])

Beim Zug aus der Kirche gehen Hochzeiter und Hochzeiterin zusammen, nicht mehr getrennt wie zuerst.

Als der Hochzeitzug das Gotteshaus verlassen will, stehen die Ministranten an der Kirchentüre und halten die Brautleute und alle Gäste mit dem Cingulum (Gürtel) auf. Diese lösen sich dann mit einer kleinen Geldgabe (10 Pfg. oder 20 Pfg. bis 1 Mark) aus der Verschnürung.([132]) Auch Bettelleute, junge und alte, stehen an der Kirchentüre. Unter sie wird eine Handvoll Kleingeld geworfen.

Vor dem Wirtshause, wo das Mahl stattfindet, gehen die Mannsleute auseinander und bilden eine Gasse, durch welche sie die Jungfrauen und Frauen schreiten lassen. Erst dann stürzen sie in das

Wirtshaus hinein. Unten an der Stiege, die zum Speise- und Tanzsaal hinaufführt, steht die Wirtsdirn (Hausmagd) mit einer Schüssel Kraut. Sie fordert die Hochzeiterin auf:

„Braut, Braut,
versuch das Kraut!"

Diese langt hinein, nimmt ein Schnüpfelchen und reicht dafür ein Trinkgeld von 1 Mark. Sie übt mit diesem Brauche gleichsam ihre erste, hausfrauliche Pflicht. Kraut war ja früher eine Hauptspeise auf dem bäuerlichen Tische.

Auch für das Plätzeeinnehmen im Saale gibt es eine bestimmte Ordnung. Am hinteren Tische sitzen der Bräutigam, die Ehrenväter und die nächsten Verwandten, an einem anderen entgegengesetzten die Braut, der Brautführer, die Kranzeljungfrau und die Prangerinnen. Auf dem Brauttische steht ein großes Blumenbukett. Auch die Krüge und Gläser sind mit Sträußlein geschmückt.

Nach dem Platznehmen der Gäste stimmt die Musik sofort einen Tanz an (einen Walzer; früher war es ein Sechsschritt). Man tanzt eine Tour, den sogen. „Hungerreigen" oder „Vor dem Tischtanz"; er soll bezwecken, daß das Essen wieder besser schmeckt. Der Hochzeitlader erhebt sich und betet mit lauter Stimme das Tischgebet vor dem Essen vor: „Himmlischer Vater, segne uns Speise und Trank u. s. w."

Noch vor dem Beginn des Mahles erscheint die Wirtshausköchin mit dem Schöpflöffel und mit zum Spaß eingebundener Hand, tut recht wehleidig, als ob sie sich arg verbrannt hätte und sammelt Geld ein für ihre Mühe.

Beim Auftragen der Suppe fängt die Musik zu spielen an. Während des ganzen Mahles läßt sie nun, mit Ausnahme kurzer Zwischenpausen, ihre frohen Weisen ertönen. Man heißt das „Über den Tisch spielen". Ausgesetzt wird nur beim 12 Uhr-Läuten. Da wird von allen laut der englische Gruß gebetet. Beim Mahle hat jeder Gast einen Teller neben sich, in den er den Überfluß an Speisen, also das, was er nicht verzehren kann oder will, hineintut. Dieses sogen. B'scheidessen trägt er dann selber nach dem Mahle schnell heim oder schickt es durch ein Kind nach Hause.

Unter dem Essen besorgt der Hochzeitlader gleich „das Mahleinbringen", d. h. er sammelt das Geld für das Mahl von jedem Gaste ein.

Das echte, rechte, hochzeitliche Bauernmahl zeichnet sich sowohl durch Reichhaltigkeit, als auch durch Güte aus. Der Mittagtisch umfaßt in der Köschinger Gegend gewöhnlich folgende sieben Gänge:

1. Gang Suppe und Bratwürste,
2. „ Ragout (Gansjung oder Kalbslunge),
3. „ Leber- und Blutwürste mit Kraut,
4. „ Rindfleisch mit Gemüse (meist Blaukraut),
5. „ Schweinsbraten mit Kartoffelsalat,
6. „ Gans- oder Enten-, oder Spanferkel- oder Kalbsbraten mit Salat (je nach der Jahreszeit) und
7. „ Torte.

Um 2 Uhr nachmittags etwa ist das Hauptmahl beendet. Nun kommen die Freunde und Freundinnen des Tanzes, deren es auf dem Lande immer viele gibt, in ausgiebigster Weise auf ihre Rechnung. Die Alten, deren Glieder schon steif sind, ergötzen sich an reger Unterhaltung, trinken fleißig und schmauchen am silberbeschlagenen Pfeiflein oder ludeln an der qualmenden Stinkatores.

Auf einmal bemerkt der Brautführer mit Entsetzen, daß ihm die Braut gestohlen worden ist. Zwei bis drei schlaue, übermütige Schliffel haben zuerst ganz unschuldig mit der Hochzeiterin getanzt; dann, als sie sich unbeobachtet sahen und Luft bekamen, haben sie sich eilig mit ihr zum Saal hinausgemacht und sind in ein anderes Wirtshaus gelaufen. Die hellen Gäste, die den Scherz spannten, haben sich auch unauffällig entfernt und sind nachgegangen. Im anderen Wirtshause entwickelte sich dann ein regelrechtes Hochzeitleben mit Trinken, Essen und Tanzen. Der Brautführer muß nun suchen gehen. Rasch nimmt er den Degen, den er während des Mahles oben an der Decke über dem Brauttisch quer aufgehängt hatte, an sich und macht sich auf den Weg. Er hat feine Witterung. Beim Melberwirt, der auch süßen Met schenkt und wo es Leckereien gibt, findet er die abtrünnige, lose Gesellschaft. Zur Buße für seine Unachtsamkeit und Säumigkeit in Behütung der Braut muß er die ganze Zeche, an 30 Mark, bezahlen. Er schickt einen Boten an die Musikanten, daß sie zum Abholen kommen. Die Musik spielt dann der Gesellschaft in das Wirtshaus, wo die Hochzeit ist, zurück. Mit Jubel werden die Ankommenden begrüßt und die Freude schlägt bei Spiel und Tanz hohe Wogen. Schnell vergeht die Zeit und ohne daß man es merkt, wird es Abend. Der

Hochzeitlader hat unterdessen seine Vorbereitungen getroffen. Er hat den Namen eines jeden Gastes auf ein Kuvert oder einen großen, weißen Zettel geschrieben und verteilt jetzt diese Umschläge. In dieselben kommen nämlich die Hochzeitgeschenke in Geld (3 Mark, 5 Mark bis 10 Mark). Dann klebt sie jeder Spender zu oder wickelt die Gabe ein. Abends etwa um 6 Uhr wird „auf die Nacht gegessen". Da geht der Brautführer in die Küche hinunter und holt selbsteigen „der Hochzeiterin ihren Braten". An diesem ist nämlich das hintere Schwanzstück aufgekranzelt (aufgedreht) und geziert. Die Musik spielt bei diesem Gange herauf und der Brautführer singt zur allgemeinen Belustigung folgende Schnaderhüpfeln:

„Bin i abi in Kuchl,
hot mi(ch) d' Köchin glei g'fragt:
Bist du derfell Bua,
der 's Bratl 'naufstrogt?

Wiar i nei bin in Kuchl,
hot ma bald nöt recht traut;
der Köchin hob i an Zwoaring geb'n.
Dia hot da g'schaut.

Jatzt hob i halt g'sunga,
hob mei Dummheit vollbracht.
Jatzt ko na(chher) singa
und dumm sein — wer mog."

Dieses Bratenholen für die Braut ist ein uralter, derber Bauernscherz. Der Abendtisch setzt sich meistens aus folgenden Gängen zusammen:

1. Gang: Suppe (mit Makkaroninudeln),
2. „ Boeuf a la mode,
3. „ Kalbs- oder Schweinebraten oder gesottene Henne in der Nudelsuppe, dann fällt Gang 1 weg,
4. „ Sulze,
5. „ Zwetschgen und Semmeln, Milchreis oder -Brei.

(Letzter Gang darf nie fehlen.)

Nach dem Abendessen setzen sich Bräutigam und Braut zusammen. Das Hochzeitpaar läßt eine Flasche Wein kommen und zwei Schoppengläser. Der Brautführer schenkt den Wein ein. Die Kranzeljungfrau erhält vor sich hin einen Teller und eine Schüssel, in welche eine Serviette hineingebreitet wird. Hier werden die Geldgeschenke hineingelegt. Jetzt steigt der Hochzeitlader auf einen Stuhl (oder eine Bank) und hält nachstehende Ansprache:

„Verehrte Hochzeitgäste! Das Hochzeitmahl ist nun zu Ende und ich bin bestellt, allen verehrten Hochzeitgästen den schuldigen Dank für ihre ehrenvolle Gegenwart abzustatten. Da ich mir heute gerade Dinge von Wichtigkeit vorgenommen

habe, so bitte ich alle Anwesenden um Stillschweigen. Verehrte Hochzeitgäste! Was war das Ziel und der Endzweck unserer heutigen Zusammenkunft? Wir haben uns heute im löbl. Pfarrgotteshause versammelt, um der Feier des Bundes der Ehe, den die beiden gegenwärtigen Brautpersonen geschlossen haben, beizuwohnen. Wir haben uns gefreut, als sie einander die Hand gaben und vor Gott und der Welt sich ewige Liebe und Treue schwuren. Hernach begaben wir uns in dieses auserlesene Gasthaus und feierten dem Hochzeitpaare zu Ehren diesen festlichen Tag.

Wir waren lustig in Ehren,
das soll uns niemand wehren.
Denn lustig vor allen,
soll auch dem lieben Gott gefallen.

Somit wäre der erste Teil geschlossen.

Der zweite möchte schon etwas heller klingen,
wenn zu Ende bare Taler springen.

Denn es gilt dem heiligen Ehestand, den hat Gott, der Herr, dem ersten Menschenpaar schon im Paradies eingesetzt und Christus hat ihn bei der Hochzeit zu Kana zu einem Sakrament erhoben. Er hat also mit Gott angefangen und wird auch mit Gott fortgesetzt und fortgepflanzt. Und diese Ehe, die die gegenwärtigen zwei Brautpersonen geschlossen haben,

sie möge hier auf Erden
ein Muster guter Ehen werden! —

Und der himmlische Friede möge über sie herabkommen und möge sie und alle anwesenden Hochzeitgäste beglücken; denn der Friede ist das einzige, wahre Kleinod, das hier auf Erden beglückt, welches noch beglückt, da wo Ansehen, Schönheit, Geld und Gut aufgehört haben — Güter zu sein. Und nun wende ich mich an die Hochzeitgäste, ja eines nicht zu vergessen, das sogen. Hasen- oder Weisgeld.

Nur da recht in den Sack gegriffen,
da wird drauf wunderschön gepfiffen.
Was soll man denn so schmarisch leben?
Wir leben heut in Saus und Braus
Laßt uns das Geschenk nicht reuen,
und sparen wir wieder zu Haus!

Was hat denn a so ein armer Teufel, wie unsereiner, wenn er heimkommt?

Koa Hendl (Hühnlein), koa Antl (Entlein),
koa Pfifferl, koa Schwanzl,

höchstens, wenn er heimkommt und hat a wenig z'viel hinter d' Bind'n (Halsbinde) 'goffen, da darf er sich elendi akreuzig'n, bis er d' Stiefel rabringt und darf koa Wörtl nöt sag'n. Denn die liab'n Weiber, die hab'n es scho von ihrer Stammutter Eva her geerbt, mit ihren Männern zu zanken.

Will das oane süß, will das andre sauer.
Will 's oane schneiden, will 's andre hauen.
Will 's oan vom Gries, will 's andre vom Mehl.
Geht oans langsam, lauft 's andre schnell.(185)

Aber alle diese Untugenden wünsche ich tausend Meilen entfernt von unserm heutigen Brautpaar, sondern gerade das Gegenteil von diesen Untugenden. Das möge der gütige Vater im Himmel mit seinem Segen so einrichten! Ihm darum Dank vor allem! Jetzt bedankt sich das heutige Brautpaar gegen den Hochwürden,

Hochwohlgebornen Herrn Pfarrer ..... für die in der Pfarrkirche vollzogene Trauung und Kopulation.

„Ein Vivat ihm zu Ehren,
Musikanten, laßt euch hören!"

Die Musikanten spielen einen schmetternden Tusch und der Brautführer singt ein neckisches G'stanzl:

„Dem Pfarrer von M ..... weil er all schöane Diandln
bin i a nimma guat, in Ehstand einituat."

(Die Musik bläst die Melodie nach.)

Unter wohlgefälligem, allgemeinem Gelächter, in das auch der leutselige, behäbige Pfarrherr einstimmt, wird der Scherz quittiert. Jetzt ruft der Hochzeitlader:

„Unser gegenwärtiges, edles Brautpaar läßt ferner seine Danksagung abstatten gegen den hochgeehrten, geliebten Herrn Vater Georg Winauer sen., Siglbauern, heute hier anwesend als Heiratzeuge.

Diesem Herrn Vater zu Ehren,
Vivat, Musikanten laßt euch hören!"

Wieder erschallt ein Tusch, der in einen übermütigen Landler übergeht, worauf der Brautführer neckt:

„Vater hat übergeb'n. Sterb'n und in Himmel nei (hinein),
Übergeb'n, nimma leb'n. dös waar das dei (deine)."

Auch dieses derbanzügliche Schnaderhüpfel wird mit Wohlgefallen aufgenommen. Niemand stößt sich daran, am allerwenigsten der Vater, der mit Schmunzeln lächelnd seine Zahnstumpfe zeigt. Nun erhebt der Hochzeitlader wieder seine Stentorstimme:

„Es bedankt sich ferner das heutige Brautpaar gegen den wohlgebornen Herrn Johann Stuffer, der Jungfrau Hochzeiterin Herrn Vater, heute hier anwesend als Heiratzeuge."

Neuerdings ertönt ein Tusch, ein Landler und als G'sangl das Folgende:

„Vater, wann gibst denn amol über, über,
hast d(i)r denn no nöt g'nuag g'haust?
Gehst amol hint' in dei Stüb'l, Stüb'l,
nimmst d(i)r zwoa Hollaba(u)m aus."

„Unser gegenwärtiges, edles Brautpaar läßt ferner seine Danksagung abstatten gegen den ehr- und tugendsamen Jüngling Xaver Stuffer, als der Jungfrau Hochzeiterin vielgeliebten Bruder, heute fungierend als Brautführer."

Diesen Worten fügt der Hochzeitlader diesmal noch hinzu:

„Jetzt kommt ein junger Bursch daher
geblasen, gepfiffen zu seiner Ehr,
ihr Musiker, wie sich's gebührt,
er hat die Braut sehr schön geführt." *)

„Ja, Brautführer und Kranzljungfer samt ihrem Kranzl,
die machen doch heut noch a Tanzl.
Denn schöne Jungfern hat man gern.
Ihr Musikanten, laßt euch hör'n!"

Bei den Kranzljungfrauen, als diese zum Schenken antreten, ertönt als Neck'g'stanzl für die Erste:

„Wunderschöne Kranzljungfrau,
kraus auf deine Haar!
Dein wunderschöns Kranzl
muaß ower (herab) dies Jahr."

Für die Zweite:

„Dös is halt das Diandl,
die Buab'n a so foppt,
die hat halt sein Herzl
mit Sagspän ausg'schoppt."

Jetzt kommen die nächsten G'freundeten, die Tauf- und Firmgodeln zum Abdanken daran. Der Prok'rater ruft sie nach dem Grade der Verwandtschaft auf; der Brautführer reicht jedem Gaste nach dem Schenken ein Glas voll Wein. Hochzeiter und Hochzeiterin, welche jetzt selber Wein trinken, stoßen dann mit dem Gaste an. Zwischenhinein läßt der Brautführer (oder wenn der Gast ein sangeskundiger Bursche ist, dieser selbst) Schnadahüpfei los.

Den Hölzlbauern neckt der Brautführer z. B. mit folgenden Versen:

„Dös is halt a Bauer,
der fahrt mit de Küah;
er setzt si(ch) auf d' Deichsel
und stößt mit de Knia."

Der allerletzte Gast zum Abdanken ist der Wirt. Auch ihm samt der Frau wird ein Schnaderhüpfel gesungen:

„D' Wirtin im Keller
tut Wasser gump'n.
Der Wirt, der schreit obi:
's is guat für d' Lump'n.
Der Wirt von . . . . .
is a ganz a g'sunder,
gibt 's Bier um 20 Pfg.
und schütt' Wasser drunter."

Heute ist sogar der Bräuer anwesend, welcher das Bier in die Wirtschaft liefert. Ihm wird folgendes G'stanzl gewidmet:

„Der Bräu . . . . . von . . . . .
is aa nöt recht dumm,
mit'm Gerstenstroh fegt er d' Pfann aus,
mit der Hopfenstang rührt er um."

*) Brautführer ist in der Regel ein naher Verwandter.

Wenn der letzte Gast, der Wirt, beziehungsweise Bräu abgedankt ist, spricht der Hochzeitlader als bestellter Prokurator und Abdanker:

„Auch ich bedanke mich
nach allen meinen Kräften,
und empfehle mich künftiglich
zu drollich (ähnlich) guten Geschäften.
Hab ich etwas nicht recht gemacht,
so kann ich nichts dafür;
denn es fehlt mir halt an Kraft,
zu danken nach Gebühr.
Nun wünsch ich mit Bedacht
die angenehmste Ruh
dem Brautpaar jede Nacht
und Gottes Segen dazu.
Wünsche Friede und Einigkeit,
ein Leben zuckersüß,
voll der Zufriedenheit
so wie im Paradies.
Und wünsch den jungen Herren
und den Jungfrauen zart und fein,
daß sie in allen Ehren
auch bald im Brautstand sei'n.
Ihr jungen, lieben Herren
verweilt nicht, kommet bald!
Was sollt ihr euch lang scheren (plagen)?
die Jungfrauen werden sonst alt!
Und ihr, ihr Jungfrauen alle,
zündet die Lampen an;
sonst wischt (kommt) euch aus der Mann!
Denn ich Hochzeitlader will,
daß immer Hochzeit sei.
Mir wird es nicht zu viel;
denn ich bin gern dabei. —
Nun hat der Dank ein End,
und jetzt ist's auch genug;
ich mach mein Kompliment
und seh'n mich nach dem Krug."

Er trinkt und macht Miene zum Herabsteigen, verläßt seinen Standort aber nicht, sondern spricht:

„Und (be-)vor ich geh,
weiß ich dem Hochzeiter noch einen Rat,
auf den soll er aber achten,
sonst ist es am Ende zu spat.
Soll aufschauen auf d' Hosen,
daß ihm (die junge Frau) nöt z'weit
einergreift (d. h. die Herrschaft
abgewinnt)
sonst mueß er amol tanzen,
wie 's Weiberl pfeift.

Und schließlich bedankt sich der Herr Gastgeber durch meine Person allen Gästen und Anwesenden und läßt sagen:

Ich danke meinen werten Gäst'
hier bei diesem Hochzeitschmaus.
Seid ihr zufrieden, ist's das best',
es ist zwar noch nicht aus.
Ich bin gewiß recht räsonabel;
ein Mann, wie sich's gebührt,
die Gäste zu bedienen,
wenn einer den Daumen nur rührt
(einen Wink gibt).
Drum werden auch recht gute, frische
fünf Maß Bier zu guterletzt
auf jeden dieser Hochzeittische
zu trinken gratis vorgesetzt.
Seid alle nun zufrieden; ich bin es auch
und tue, was ich kann.
Doch geht hernach die Zeche
jeden selber wieder an."

Von nun an — der Wirt macht fünf Kreidestriche auf den Tisch und wischt bei jeder Maß, die er bringt, einen Strich weg — zahlt jeder Gast sein Bier selber.

Mitten in die freudig gehobene Stimmung bringt der Hochzeitlader wieder etwas Rührung, indem er — wie morgens beim Aussegnen der Braut aus dem Elternhause — noch einmal der verstorbenen Mutter gedenkt:

„Verehrliche Hochzeitgäste! Gegenwärtiges, edles Brautpaar bedankt sich nochmals am Schlusse der Hochzeit bei allen Festteilnehmern für die ehrenvolle Gegenwart. Allein es fehlet doch noch ein herzlieber Hochzeitgast, dessen ich nicht die Ehre hatte, ihn persönlich zur Feier laden zu können. Ein Hochzeitgast fehlt noch, welcher gewiß am heutigen Tage, an dem schönsten Ehrentage der beiden Brautleute, das Maß der Freuden gefüllt hätte. Es ist die liebe, gute Mutter der Braut, die leider schon gestorben. Damit wir aber an dem schönsten Ehrentag dieser Mutter ehrend gedenken, so laßt uns für sie und die ganze, verstorbene Verwandtschaft ein andächtiges Vaterunser und Ave Maria beten."

Bei der Aufforderung zum feierlichen Memento erhebt sich die ganze Gesellschaft und schlägt das Kreuzzeichen. In hellem Diskant und in tiefen Brummbässen erschallet das christliche Gebet.

Noch kommt ein weihevoller Augenblick, der namentlich die weichen Frauenherzen zu Tränen rührt. Zum Abschluß seiner Ansprache wendet sich der Hochzeitlader nämlich an die Braut, um ihr die Bedeutung des Eheringes zu erklären, und da gilt dann der Spruch: Wenn die Braut nicht weint, daß es sie nur so stößt, ist die Hochzeit nicht schön. Er spricht also:

„Gott grüße dich, du edle Braut,
auf die heut jedes Auge schaut!
Zum letztenmal bist du bekränzt;
aber doch zum erstenmal da glänzt
an deiner Hand der gold'ne Ring,
nach dem schon längst dein Sehnen ging.
Man schätzt nicht recht das kleine Ding.
Wer von dem gold'nen Ehering
sich gold'ne Tage nur verspricht,
der kennt die Wege Gottes nicht.
Oft — wie des Ringes Glanz erbleicht,
oft — wird dein Auge trüb und feucht;
oft gäbest du ihn wieder her,
oft würfest ihn sogar ins Meer.
Bald mit dem Eheringe und dem Mann
des Lebens Ernst erst recht begann.
Doch zage und verzage nicht,
es wird schon wieder hell und licht!
Nach Regenzeit folgt Sonnenschein,
folgt Freude, Trost, auch Angst und Pein.
Du, Bräutigam, halt' aus bei deiner
Braut,
die fest auf deinen Beistand traut!
Blickt beide auf den Ehering hin
und denkt an seinen Wert und Sinn.
Zwar ruht der Wert des Ringes nicht
in seinem Preise und Gewicht;
auch nicht in seiner Form und G'stalt,
auch nicht in seinem Goldgehalt.
Der Ehering hat so hohen Wert,
wenn man ihn heilig hält und wert;
weil er als Unterpfand und Bild
der ew'gen Lieb' und Treue gilt.
Und nun, Musikanten, so laßt euch hören
und blaset ein Vivat der ganzen Gesellschaft zu Ehren!

Es lebe hoch — der Herr Bräutigam! — (Tusch!)
Es lebe hoch — die Jungfer Braut! — (Tusch!)
Es leben hoch auch alle hochverehrtesten Hochzeitgäste! — (Tusch!)
Zum Schluß auch lebe hoch — der Hochzeitlader!
Er will bloß noch sagen, daß sofort „der Brautroa' ist" (Brautreigen).

Lachend springt darauf der Tausendsassa, der die Verse vielleicht schon hundertmal deklamiert hat und dabei doch, wenn er mitten drin ist, zu Tränen gerührt wird, vom Stuhle herunter. Er ist eben bei seiner Sache mit dem Herzen dabei. Die Musik intoniert einen Marsch und jene Gäste, welche wegen der übergroßen Anzahl der Hochzeitteilnehmer aus der nächsten Verwandtschaft ꝛc. zuerst nicht zum Abdanken gekommen sind, gehen jetzt zum Schenken vor. Auch da gibt es nochmal einen Spaß auf den vorherigen Ernst.

Vor dem Schlußspruche des Hochzeitladers haben sich nämlich draußen vor dem Saal die Nahterin (Näherin) und ein paar sangeskundige Freundinnen zusammengetan. Sie tragen ihre Geschenke und bilden einen Zug. Sie fangen draußen schon zu singen an und die Musik spielt ihnen dazu hinein:

„A zinnerne Schüssel, Musikanten, spielt's auf,
an Kranz umandum, daß ma neikömma in d'Stum (Stub'n)."

Die Näherin allein: „Jatzt sollt i halt singa, aber die spöttisch'n Leut
singa alloa, kann ma halt nöt recht toa."

Alle drei: „Bal ma neikemma in d' Stub'n, Jatzt hamm ma 'n scho g'sehg'n.
schau ma auf die vier Eck. Leut, geht's iatzt nur weg;
Mir (wir) müaff'n ma ja schaug'n, Mir müaff'n ma ja vüri
wo der Brautführer steck(t). zum vördern Tischeck."

Auf diese Anspielung hin muß der Brautführer einen elementaren Juchzer tun. Als ihm dies gelingt, erhält er von den Sängerinnen folgendes Lob:

„Der Brautführer hat g'juchazt,
daß d' Fenster hamm 'kracht.
Aber d' Händ hamm eahm 'zittert
und 's Herzl hot eahm g'lacht.

Der Brautführer is jung und schö
und tanz'n ko er aa für zwöi (zwei),
sing'n ko er aa für drei,
den möcht i glei."*)

*) Gelingt ihm das Juchzen schlecht, so daß es sich fast anhört wie das Krähen eines alten Gockels, oder ist der Brautführer überhaupt ein recht „loamiger Tattl", der immer hinten hockt und sich nöt rührt" so „derblecken" sie ihn mit folgendem Schnaderhüpfl:

„Der Bräu(t)führer sitzt drinn am Tisch,
schau'n tuat er ja recht frisch;
grad, daß er eahm (sich) nix z'sag'n 'traut!
Dös sog i glei laut.

Der Bräu(t)führer, wenn's wissen tat,
wia gern als i eahn hab,
müaßt ollwei (allweil) buckelt geah
und gor nimma grob."

Die Näherin oder eine ihrer Freundinnen singt ferners:

„Der *Kranzljungfer* ihre Äugerl
die leuchten wia Stern;
sie werd ja bald selber
a Hochzeiterin wern.

Hochzeiter, hast g'heirat',
dies nimm dir fein aus:
Wenn 's Weiberl nöt dahoam is,
daß d' Herr bist im Haus.

Hochzeiter, merk dir's fei,
schau in koa Haferl nei,
rühr mir koa Schüsserl o,
sonst bist koa Mo (Mann).

„Ho, du bist halt a Hochzeiter,
muaßt es halt leiden,
muaßt halt dein Stückl Brot
kloaner 'raschneiden."

Hochzeiterin, hast g'heirat',
tua nöt a so woan;
geh außi auf's Bergerl,
siehgst glei wieder hoam!

Hochzeiterin, hast g'heirat',
iatzt bist halt a Wei(b);
heunt in an (ein) Johr
kannst in Friedhof drinn sei.

Brautleut, habt's g'heirat',
i wünsch enk viel Glück:
a halb's Dutzend Diandle
und Buama ganz dick! (recht viel).

Scheiden von Heimat weg,
dös is a harter Zweck.
Scheiden tuat weh, tuat weh,
Brautleut ade!"[184]

Den ganzen Tag über hat der Bräutigam noch nicht mit der Hochzeiterin getanzt. Nach dem letzten Schnaderhüpfl aber nimmt er sie plötzlich beim Arm und dann geht's zum *Brauttanz* (Ehren- oder Ehetanz) hinaus in den Saal. Dabei darf niemand tanzen als das Brautpaar, der Brautführer und die Kranzljungfrau, der Hochzeitlader und die Näherin, eventuell auch noch die zwei alten Ehrenväter und Mütter. (Gewöhnlich werden drei Reihen getanzt.) Auf den Brauttanz folgt sofort der *Jungfrauenreigen*, bei dem nur die Jungfrauen tanzen dürfen. Der Brautführer steht mit einer brennenden Kerze inmitten der Tänzerinnen und dreht sich. Die Mädchen sind mitunter schelmisch und tanzen so nahe zu ihm hin, daß sie ihm „per Jux" das Licht ausblasen können. Das gibt dann ein Gelächter!

Jetzt gehen die Hochzeitleute zum Umkleiden heim. Wenn der Brautführer meint, daß die Hochzeitleute mit dem Umziehen fertig sein könnten, nimmt er den Degen an sich und geht mit der Musik zum Abholen hin. Vor dem Abmarsch wirft die Mutter der Braut eine Hand voll Späne mitten auf den Stubenboden hin und da wird dann darauf herumgetanzt. Es ist der sogen. *Spantanz*, ein Überrest des Strumpfbandltanzes.

Auch die Musikanten wandelt auf der Hochzeit schließlich die Schelmenlust an. Verabredungsgemäß halten sie plötzlich bei einem

Tanze, wenn die Braut gerade im besten Schwunge ist, mit der Musik inne und behaupten, die Braut hinke, sie könnten so nicht weiterspielen. Die Hochzeiterin erhebt zwar dagegen energischen Widerspruch und die Musik fängt wieder zu spielen an. Nach einigen Augenblicken setzt sie aber wieder aufs neue aus; denn die Braut hinke tatsächlich. Es wird der unter den Gästen anwesende Schuster gerufen, welcher die Schuhe peinlich genau untersucht. Wieder tanzt die Braut und wieder machen die Musikanten nach kurzem eine Pause und das so oft, bis die Hochzeiterin, endlich des Foppens müde, zugesteht, daß sie jetzt selber glaube, daß sie hinke und nimmer tanzen könne. Hat sie dann den spitzbübischen Musikanten ein reichliches Trinkgeld gegeben, ist die ganze Verzauberung gebrochen und Vergnügen auf beiden Seiten.

Die Jungvermählten und die nächsten Anverwandten ziehen sich allmählich in das Nebenlokal, wo gespeist worden war, zurück.

Um Mitternacht nimmt das hochzeitliche Fest, das tatsächlich eine Freudenfeier fast für die ganze dörfliche Bevölkerung war, sein Ende. Nachts gegen 1/212 Uhr, wenn sich das junge Ehepaar zum Aufbruche rüstet, gibt die Musik ein paar schneidige Märsche zum besten und spielt den jungen Eheleuten bis vor die Haustüre hinaus. Vor der Haustüre findet nochmals ein Rundtrunk aus mitgebrachten steinernen Maßkrügen statt. Länger als zehn Minuten darf das Heimspielen nicht dauern. Das gleiche geschieht hernach bei jedem „richtigen" Gaste, der die Aufmerksamkeit mit einem Trinkgelde von 1—2 Mark belohnt. Die Musikanten bleiben am Tore des Wirtshauses stehen und blasen, bis der Gast in sein „Wagl" steigt und dies rasselnd dahinsaust in die stille, sternhelle Nacht.

Am Tage nach der Hochzeit findet in der Kirche das goldene Tag- oder Nachhochzeitamt statt. Jörg und Kathi erscheinen dabei so glücklich, frisch und munter, als ob die außerordentlichen „Eß- und Trinkpflichten ihres Ehrentages" ihnen gar keine Beschwerden verursacht hätten. Sie sind nicht wie der Dasselbauernandresl und sein jungangetrautes Eheweib, welche das Nachhochzeitamt verschlafen haben und darum heute noch bei der Dorfbevölkerung in unvergeßlichem Rufe stehen.

Nachmittags begeben sich die Neuvermählten dann zum Wirt, wo das Mahl war, raiten (rechnen) mit ihm ab und „bringen das Nachgehrat nach Haus."

Am ersten darauffolgenden Sonntag wird zur Glücksuppe gegangen (ein Brauch, den ebensowohl der Hofbauer als auch der Taglöhner einhält). Die Neuvermählten fahren vormittags zu den Brauteltern und essen und trinken dort, als ob Kirchweih wäre (feiern die „Samstagnacht").

(Der Ladespruch, die Ansprache beim Scheiden der Braut aus dem Elternhause, die Abdankung ꝛc. sind wortgetreu nach Angaben des Hochzeitladers und Distriktswegmachers Anton Betz in Menning bei Pförring und des greisen Prokurators und Polizeidieners Sailer in Kösching bei Ingolstadt.)

Streumachen.

Die Weberlies ist schon ein übermütig lustig Deandl im Dorf. Letzthin einmal an einem Sonntag ist sie bis nachts 1/2 12 Uhr im Wirtshaus sitzen geblieben. Ihr Dienstherr, der Kuglerbauer, hat in der Arbeit nichts an ihr auszusetzen, denn da ist sie „tüchtig wie eine"; aber ihr ausgelassen Wesen will selbst den jungen Burschen im Dorf nimmer recht gefallen. Als sie am vergangenen Sonntag sich wieder so lange beim Metzgerwirt aufhielt und gar nicht ans Heimgehen dachte, haben etliche junge Bursche, als die Dirn gerade im besten Schäkern und Lachen war, einen Schied (Büschel) Stroh in die Wirtsstube getragen und gerufen: „Da ist die Streu für die Weberlies (zum Übernachten); die geht ja dengerscht nimmer hoam!"

Herrgott, ist's da dem Mädel heiß wie ein wildes Feuer am Rücken und Gesicht hinaufgelaufen! Das war eine Mahnung! Wenn so was noch einmal passieren würde, wäre es mit dem Hochzeiterfinden für ewige Zeiten vorbei.

Scheiteln.

Was die Weberlies leichtsinnig ist, das ist der Staberfranzl kritisch. Seitdem er zum Mitterknecht beim Pöplerbauern vorgerückt ist, ist er gar nimmer zum Genießen, weiß und versteht er alles besser als andere. Wenn die Dorfbursche am Sonntag beim obern Wirt in lustiger Unterhaltung gemütlich beisammensitzen, so ist's mit dem Frieden, sobald der

Staberfranzl drei Minuten in der Wirtsstube weilt, vorbei. Er stört durch sein vorlautes und rechthaberisches Wesen jede Eintracht, versteht keinen Spaß, will aber jeden anderen derhämpeln oder frozeln. Als verwichen einmal ein Bursch in bierseliger Stimmung ein paar Schnaderhüpfel gesungen hat, darunter auch:

„Im Summa geh ma auf d' Eisenboh,
im Winta auf 'n Kanal,
im Hirgst geh ma auf's Hopfenzupfa
und taug'n toa ma überall."

hat er dies G'stanzl sofort auf sich bezogen und hätte nicht übel Lust verspürt, eine Rauferei ins Werk zu setzen. Mißliebig ist den Dorfburschen „der Kritische" auch deshalb, weil er als Auswärtiger (er ist nämlich von der oberpfälzischen Grenze zugewandert) sich an eines der hübschesten und vermöglichsten Mädchen im Dorfe heranmachen möchte, auf das schon ein Ortsbursche Absichten hat. Insgeheim haben sich drum etliche Dorfjünglinge verschworen, dem Fremden und Kritischen einmal aufzulauern und ihn sakrisch zu scheiteln.

Am Samstag, dem üblichen Kammerfensterlabend auf dem altbayerischen, platten Lande, steigt richtig der Staberfranzl zum Haus der Umworbenen. Da plötzlich wird's aber hinter dem Holzstoß im Hofe lebendig und es regnet auf ihn Prügel und Holzscheite, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Nur auf seine Flucht bedacht, findet er keine Zeit, sich zu vergewissern, wer seine Widersacher sind, die ihn so heftig mit Holzstücken bewerfen. Erleichtert schnauft er auf, als er mit geraden Gliedern endlich sein Stüblein erreicht. Freilich ist solche Art der Rache nicht zu billigen! Merkwürdig aber: das Rechtsempfinden des Volkes findet es ganz in der Ordnung und ist gewissermaßen befriedigt, wenn in den nächsten Tagen der Kritische mit blauen Beulen im Gesichte und „halb derschlagen" einhergeht.



Hornsteinerhaus in Mittenwald mit berühmtem Giebelbilde „Fortituto Judith" vom Lüftlmaler Frz. Zwink aus Oberammergau. (Text Seite 306.) Photographische Aufnahme von A. Irl, Mittenwald.

Über alte Fassadenmalerei in unseren bayerischen Alpen.

Welcher Sommerfrischler oder Tourist hätte nicht schon seine helle Freude an den alten, anmutig bemalten Bauernhäusern gehabt, deren unser Hochgebirge noch eine ganz erkleckliche Anzahl aufweist! Manche unserer Gebirgsorte, wie z. B. das berühmte Oberammergau (mit ungefähr einem Dutzend bemalter Häuser), das prächtig gelegene Mittenwald (mit 32 freskengeschmückten Häusern) gleichen geradezu riesigen Bilderbüchern. Ich glaube kühn behaupten zu dürfen, daß kein Gebiet Deutschlands so viele freskengeschmückte Bauernhäuser besitzt wie unsere bayerische Alpenlandschaft zwischen Lech und Inn. Wenn nun einer der Fremden seiner Wissensgier Befriedigung verschaffen wollte und sich nach den Schöpfern dieser Gemälde erkundigen würde, so würde er auf hundert Fragen aller Wahrscheinlichkeit nach kaum ein halb dutzendmal einen richtigen Bescheid erhalten. Die meisten Einheimischen wissen wenig oder so viel wie nichts in der Sache und bei einem Nachschlagen in Chroniken oder Führern ergeht es einem nicht viel besser. Freilich, diese Malerei ist ja eine Kunst, die an der Straße steht und die in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit dem Volksliede hat; man ergötzt sich an diesen Schöpfungen — ohne viel zu fragen, wer sie erdacht, wer sie gemacht oder wer sie zuerst gebracht.

Auf meinen zahlreichen Wanderungen durch das bayerische Hochland habe ich anfänglich auch nur aus Liebhaberei das eine oder andere bildergeschmückte Bauernhaus, das mir besonders ins Auge stach, abgeknipst. Später ging ich zielbewußt den Spuren alter Freskomalerei nach und scheute oft den 4—5 Stunden weiten Weg zu abgelegenen Einödhöfen nicht. Heute liegt vor mir eine Sammlung von 120 freskengeschmückten Gebirgshäusern; zwei Notizbücher sind mit Inschriften und Sinnsprüchen von alten Bauernhäusern vollgeschrieben; die Bilder und Schriften sind verglichen und ich glaube, das Ganze überblickend, sagen zu dürfen: Was uns da vor Augen tritt, ist ein Stück deutschen Volkstums, das in seiner Eigenart und Kernhaftigkeit die Beachtung und Wertschätzung weiter Kreise verdient.

Die alten Freskomalereien unserer Alpenlandschaft stammen fast durchweg aus der Zeit von Mitte bis Ende des 18. Jahrhunderts (ca. 1750—1800). Dies läßt sich folgendermaßen erklären:

Die Erbfolgekriege waren vorüber und eine gewisse Behäbigkeit war beim Bauernstand wieder eingekehrt. Der beträchtliche Rottverkehr zu Wasser und zu Lande brachte das Alpenland in lebhafte Verbindung mit schönen Städten des Flachlandes und größeren Nachbarorten, die oft prächtigen Fassadenschmuck aufzeigten. Das regte zur Nachahmung an. Ein oder der andere Wohlhabende ließ sich sein Haus bemalen; solches gefiel dem Nachbarn und nun mußte sein Heim in ähnlicher Weise geschmückt werden. Entsprach dies doch dem frommen Sinn und künstlerischen Empfinden des Volkes zugleich! Man ließ sich besondere Lieblingsheilige aufmalen und gab so dem Hause nicht bloß eine Zier, sondern gewissermaßen einen christlichen Schutz. Die Sinnsprüche an den Häusern bildeten eine stete Quelle der Erbauung und gingen als Weisheits- und Lebensregeln (in jener Zeit mangelhafter Volksschulbildung) von Mund zu Mund. In glücklichem Zusammentreffen mit solchem Bedürfnis nach Heimatschmuck erstanden damals im Alplervolke einheimische geniale Meister der Farbe, die um billigstes Entgelt den Wünschen der Bevölkerung Rechnung trugen.

Es lassen sich (im Grunde genommen) drei größere Schaffenskreise von solchen Volkskünstlern unterscheiden. Das Gebiet Oberammergau, Unterammergau bis Garmisch war die Schaffensdomäne des genialen Oberammergauers Franz Zwinck, des sogen. Lüftlmalers; die Strecke Mittenwald, Krün, Wallgau, Vorderriß, Jachenau bis Tölz war der Wirkungskreis des Mittenwalder Meisters Franz Karner, des sogen. Rußer; die Gegend von Schliersee herüber zum Inn — über Elbach und die umliegenden kleineren Ortschaften, über Willing und Aibling — war aller Wahrscheinlichkeit nach vornehmlich das Arbeitsfeld der Maler Gail in Aibling und Böhamb (Behamb) aus Glonn. Selbstverständlich darf diese Abgrenzung nicht so strenge aufgefaßt werden, als ob in den bezeichneten Gebieten ganz ausnahmslos nur Arbeiten der genannten Meister zu finden wären. (Es sei beispielsweise gleich erwähnt, daß sich unter den Fassadenbemalungen Mittenwalds, die größtenteils von dem einheimischen Meister Karner stammen, am sogen. Hornsteinerhause Nr. 370 ein vorzügliches Werk des Franz Zwinck von Oberammergau findet.)

Von demjenigen Meister, von dem noch die meisten Schöpfungen vorhanden sind, wollen wir zunächst ausführlicher erzählen; es ist

Franz Karner von Mittenwald.

Am Weg ins Laintalbad und zum nahen prächtigen Laintaler Wasserfall liegt — schon etwas abseits von der großen Gebäudemasse des Marktes — ein schmucklos Häuslein, Nr. 254. Der Volksmund heißt es „beim Rußer". Denn seit Generationen ward dort das Geschäft eines Kienruß- und Pottaschenbrenners betrieben. In dem schlichten Häuslein, wo der sonnig-blaue Himmel und die hellgrünen, frischen Bergmatten in die Fenster lachen, wo man vor der Haustüre das lustige Wildwasser des Lainbaches rauschen hört, da hat Franz Karner, ein sozusagen ländliches Malergenie, im Jahre 1737 das Licht der Welt erblickt. Tag und Monat der Geburt unseres Helden sind unbekannt, ja nicht einmal betreffs des Jahres findet sich im Taufbuche Mittenwalds ein bestimmter Eintrag, wie es schon einmal ist, daß

Mittenwald.

Haus-Nr. 2 im obern Markt. Den Giebel schmückt das aufgefrischte Bild der schwarzen Gottesmutter von der berühmten Wallfahrt Altötting. Maria steht auf der Gnadenkapelle, von betenden Engeln umgeben. Unter dem Gewölke, worauf das Kirchlein thront, sind die Danksagungsverse:

„Da ich war in der noth und schier biß in dem todt,
O Muetter unversehrt, hast mich sogleich Erhört.
Darumben hab ich dir zu gefallen
Disse dein Bildnus hier laßen Mahlen."

M. S. 1767. (Im später gemalten Rahmen sind Spuren eines K.)
Die Anfangsbuchstaben M. S. sind das Monogramm des damaligen Hauseigentümers.

Haus-Nr. 21 im oberen Markt zeigt am Giebel ein schönes Bild des Ritters Sankt Georg, welcher einen Drachen tötet. Der landschaftliche Unter- und Hintergrund mit dem zierlichen turmreichen Städtebildchen weist auf den Mittenwalder Maler Karner. Vergl. 229!

Haus-Nr. 22 hat als Schmuck eine Maria immaculata.

Haus-Nr. 37 (das sogen. Neunerhaus) ist ein berühmtes Beispiel alter Architektur-Heiligenmalerei. Vergl. die Erläuterungen hiezu im Originaltexte oben! (Im Zimmer links im Erdgeschoße ist ein Plafondgemälde.)

Haus-Nr. 154 [beim „Schwäbischen" (Wirt), jetzt Gasthaus zur Alpenrose]. Am Giebel ist ein großes Fresko, welches die Krönung und Glorie Mariens im Himmel in origineller Weise zur Darstellung bringt. Musizierende Engel, die auf allen möglichen Instrumenten spielen, und mehrere Heilige, in demütiger Verzückung versunken,

man bei der Lichthebe eines solch schlichten Würmleins noch nicht im voraus zu wissen vermag, welch verdienstvoller Mann daraus einst werden wird. Bei der anmutigen Lage und Umgebung seiner Geburtsstätte ist es wohl selbstverständlich, daß unserem Franzl die Natur gewissermaßen zur treuen Freundin und Jugendgespielin wurde und daß sich da jene frische Farbenstimmung, die wir später auf seinen lieblichen Fresken bewundern können, in sein empfängliches, heiteres Gemüt geschlichen hat. Karner war aber der elterlichen Bestimmung gemäß keineswegs für den Beruf eines Malers auserschen. Nachdem er die tüchtige Schreib- und Rechenschule im Markte besucht hatte, mußte er sich dem altüberkommenen Geschäfte des Kohlenbrennens widmen. Wenn den Familienüberlieferungen völlig zu trauen ist, so hat Franz in seinem schwarzen Geschäfte bald eine der Vorfahren würdige Tüchtigkeit entfaltet, aber auch bald einen seiner heißen Arbeit würdigen Durst. Das freie, ungebundene Leben verriet am ehesten das in ihm steckende Künstlerblut. Einen halben Tag gebrannt und

sind um Maria versammelt. Der fröhlichen Auffassung des Giebelgemäldes entspricht auch die übrige Zier des Hauses. Die Fenster des Erdgeschosses sind mit den darüberliegenden zusammengefaßt durch eine gemeinsame Umrahmung; die Bekrönungen der Rahmen sind als Brüstungen gedacht, über die sich im oberen Stock Putten und Rokokofiguren beugen, die im untern Stock Heiligenfiguren schmücken. An den Hausecken sind Scheindoppelpfeiler, welche das Dach tragen. Die Bemalung hat bei der jüngsten Renovation Schaden genommen. Das Portal ist ganz übertüncht.

Haus-Nr. 187 (beim Glas'n) zeigt einen Christus in geringer Ausführung.

Haus-Nr. 194 ein Mutter-Gottesbild im Giebel.

Am Haus **Nr. 51** in der Judengasse (beim Gidi) sehen wir am Giebel zwei Engel, welche das Bildnis der „hl. Maria vom guten Rat" tragen. Die Fenster des schlichten Häuschens sind mit reichen Rokokorahmen verziert. Über der Türe steht der Vers:

„Man Bauet heißer hoch und vest | Woh Mir solten Ewig sein,
Und seindt darin Nur frembte gäst, | da Bauen mir gar Wenig ein."

Die Buchstaben J. SCH. — H. K. unter der Inschrift sind das Monogramm der ehemaligen Hausbesitzersleute. Daneben ist aber auch das bekannte Namenszeichen des Malers:  (Karner) und die Jahrzahl 1764.

Haus-Nr. 875 im Gries (beim Kaufmann Seitz). Die Türe und die Fenster zeigen reiche Rokokoumrahmung. Am Giebel ist ein hübsches, im Farbenton zartes Fresko der unbefleckten Gottesmutter. Zwischen den Fensterrahmen sehen wir auf Wolkengrund (im oberen Stock) die Brustbilder des hl. Joachim und der hl. Anna,

einen halben Tag getrunken! so habe es bei ihm geheißen. Freilich, wenn Franz eine Arbeit angepackt, dann habe er auch frisch und ungestüm drauf losgeschafft. Daß er in seinem rußigen Geschäfte äußerst geschickt und rührig gewesen, bekunden zweifellos die mannigfachen Handelsverbindungen, die er zum Absatze seiner Produkte mit großen Firmen in verschiedenen Städten im Norden und Süden anknüpfte und die unter seinem Sohne und Geschäftsnachfolger noch lange nachhielten.

Die viele, freie Zeit, welche dem Franzl sein rußiges Geschäft übrig ließ, verwendete er auch gerne zum Zeichnen, das schon von Kindesbeinen an eine Lieblingsbeschäftigung von ihm gewesen. Endlich habe er sich bei einem Maler des Ortes Unterweisung geholt. Mittenwald besaß damals Meister, die über mehr als ein nur handwerksmäßiges Können verfügten. Es sei nur an die Namen Joseph

---

(im unteren Stock) die Brustbilder des hl. Joseph und des hl. Joh. Nep. Über der Haustüre ist ein lateinisches Chronogramm (siehe im Haupttext oben S. 318!)

Haus-Nr. 370 im Gries (beim Hornsteiner) trägt eines der schönsten Freskogemälde, die in unseren Alpen anzutreffen sind. Das breite Giebelbild, betitelt Fortitudo Judith, zeigt, wie die heldenmütige Frau ins Lager der Assyrer schleicht und dem trunkenen Holofernes mit seinem eigenen Schwerte das Haupt abschlägt. Es ist ein Werk des genialen Lüftlmalers Franz Zwinck von Oberammergau. Seinen Namen und das Jahr der Bildentstehung 1775 hat der Künstler auf dem Gemälde eingezeichnet. (Sieh den Stein unten am Zelte!)

Haus-Nr. 365 im Gries zeigt einen Franziskus Xaverius.

Haus-Nr. 364 im Gries. Am Giebel sind schöne Reste einer Krönung Mariens. In das Bild ist rechts die hl. Magdalena, links der hl. Johannes Ev. einkomponiert.

Haus-Nr. 359 im Gries (beim Grätz) hatte einst reiche Architekturmalerei. In den letzten Jahren wurde diese zum Teil übertüncht. Zwischen Scheinlisenen von gelbem Marmor ist an einem Rokokorahmen das Gleichnis vom Splitter und Balken dargestellt. Unter dem Gemälde ist folgender Spruch:

„Ziehe zuvor den Balcken auf deinem aug vnd alßdann wirst du sechen, wie du den Spliter auf deines Brueders aug herauf bringest."

Luc. 6. V. 36.

Oben an der Fensterumrahmung ist die Inschrift:

links: „Wann das Feuer
nit genomen hätt yberhand
Wer diß hauf
nith kommen in Brand."

rechts: „Unßer sint-
en (Sünden) Zintens an
Und der niem-
and hats gethan."
geschech den 29. Februar 1764.

(Vergl. betreffs des „Niemand" Nr. 100 in Garmisch.)

und Anton Tiefenbrunner und an die Holzschnitzer, Bildhauer und Faßmaler Sebastian Ostermünchner und Zwerger erinnert. Noch ein bedeutsames Moment sei erwähnt: In die Jugendzeit Karners fiel die Renovation der Mittenwalder Pfarrkirche durch den damals berühmten Künstler M. Günther und die Bemalung des Pfarrkirchenturmes mit Scheinarchitektur und riesigen Heiligenfresken (Petrus und Paulus, den Kirchenpatronen) 1740—1746. Der Mittenwalder Pfarrkirchenturm ist der einzige ganz bemalte in Bayern. Da mag der Knabe als Neugieriger gar oft zugeschaut und manchen praktischen Handgriff für seine spätere Kunstausübung sich abgeguckt haben. So viel steht fest: Karner hat nie eine Ausbildung in einer auswärtigen Malerschule erhalten, obgleich doch damals Mittenwald beispielsweise mit Augsburg in reger Verbindung stand und Augsburg wegen seiner schönen, bemalten Häuserfassaden großen Ruf genoß. Franz Karner blieb seiner Lebtag sozusagen Autodidakt. Was ihm aber an schulmäßiger Ausbildung fehlen mochte, das ersetzte bei ihm reiche, natürliche Bean=

Unten über dem Erdgeschoßfenster links steht:

„Waß sein Nächster || Böß verbricht ein jeder mit Lux || Augen flecht." rechts: „Was er selbst || thut vnd Böß vollbracht das sicht er nit || Nimbs nit in acht." —

Haus=Nr. 229 im Gries (sogen. Hoglhaus). Den Giebel schmückt ein großes stimmungsvolles Fresko: Flucht nach Ägypten. Die landschaftliche Staffage mit dem zierlichen Städte- und Flußbilde ist reich und interessant. Sehr charakteristisch ist die Körperhaltung der Hauptfiguren auf dem Gemälde: des sich liebevoll herüberneigenden Joseph und der sich etwos vorbeugenden Maria, ferner die vorsichtige, etwas träge oder müde Bein- und Kopfhaltung des Esels. Wir werden auf diese Eigentümlichkeit noch öfters zurückkommen müssen, da sie sich auf zwei später zu nennenden Bildern wiederholt, die vom Meister nicht signiert sind. Das Bild am Hoglhaus trägt im Rahmen rechts den Vermerk: Karner pinx. 1779.

Am Haus **Nr. 228** im Gries sind die Brustbilder des hl. Joseph und der Maria in Medaillonform erhalten.

Haus=Nr. 235 im Gries zeigt (wie Haus-Nr. 51 in der Judengasse) ein Bild der „hl. Maria vom guten Rat", das zwei Engel in einem Rokokorahmen tragen. Da das Fresko an Nr. 51 von Karner signiert ist, dürfen wir wohl mit Recht annehmen, daß auch das ähnliche Bild am Hause Nr. 235 vom gleichen Meister ist.

Haus=Nr. 247 im Gries weist die letzten dürftigen Reste eines hl. Sebastian, des Pest-, Seuchen- und Schützenpatrons (mit dem Pfeil) auf.

Haus=Nr. 248 die Reste einer hübschen Flucht nach Ägypten. Vergl. Nr. 2291

Haus=Nr. 265 im Gries hat als Schmuck eine Maria immaculata in den üblichen zarten Farbentönen: Himmelblau und Rosenrot. Unter dem Bilde sehen wir die Zeichen F. V. J. und die Jahrzahl 1752.

lagung. Mit 20 und etlichen Lebensjahren trat Karner zum erstenmal öffentlich als Freskomaler auf. Mit seinem vollen Namen oder mit dem Monogramm K pinx. und mit der Jahreszahl der Entstehung sind heute noch folgende Fresken gezeichnet: Haus-Nr. 326 (Schlipferhaus) in Mittenwald 1762/67, Haus-Nr. 6 (zum alten Wirt) in Wallgau 1763, Nr. 51 (beim Gidi) in Mittenwald 1764, Nr. 34 (beim Schmiedmartin) in Wallgau 1766, Haus-Nr. 2 in Mittenwald 1767, Nr. 132 (jetzt Armenhaus) in Mittenwald 1768, Nr. 229 (Hoglhaus) in Mittenwald 1776, Nr. 24 Kassian Egger (Hinterbühl) in der Jachenau 1789, Nr. 49 beim Luitpolder in der Jachenau 1793 und die Mühle in der Vorderriß 1794. [1770/71 war die teure Zeit, unter der auch Mittenwald litt.]

Dies ist nach meiner unmaßgeblichen Schätzung vielleicht der fünfte Teil der Fassadenbemalungen, die Karner im Laufe seines langen, arbeitsreichen Lebens geschaffen hat. (Die Werke sind, wie sich das beim schlichten Bildungsstande und frommen Sinn des Autors, wie

---

Das Haus **Nr. 255** am Weg zum Laintalbad ist durch eine farben- und figurenreiche Kreuzigung Christi geziert. Nebenan ist das Geburts- und Wohnhaus des Malers Karner, das merkwürdigerweise ganz ohne malerischen Schmuck geblieben ist.

Haus-Nr. 297/98 zeigt über den Fensterumrahmungen die Brustbilder mehrerer Heiligen mit deren Namen, z. B. St. Bernardus, Kunigundis, Barbara und Katharina.

Haus-Nr. 283 a und **b** im Gries (am Kalvarienberg) weist zwischen den Fenstern des 1. Stockes zwei Fresken mit Bandrahmen. Links sehen wir St. Fernandus II., vor dem Altar kniend, rechts Joachim und Anna, wie sie Maria unterweisen. Vom Kreuz auf dem Altare fällt ein Lichtstrahl, welcher die Inschrift trägt: „Ferdinande, ich wird dich nicht lasen." Im Rokokorahmen über der Türe ist die Inschrift:

„Schauge auf dich vnd nich auf mich.
Thute ich unrecht, so hiete dich
Liebe gott und auch den nesten dein,
Wirst hier und dorth glichsellig sein."

17 F.T. 97

Haus-Nr. 382 im Gries hat als Schmuck und Fürbitter den hl. Florian, den Schutzpatron gegen Feuersgefahr; **Haus-Nr. 304** den sieghaften Erzengel Michael und **Haus-Nr. 315** die heiligen Pest- und Seuchenpatrone Sebastian und Rochus.

Am Haus **Nr. 324** erblicken wir einen Christus am Kreuz mit der schmerzhaften Gottesmutter darunter. Unter dem Bilde waren vor etlichen Jahren noch die Anfangsbuchstaben der ehemaligen Hauseigentümer und das Signum des Malers (K. pinx 1792) zu sehen. Im Jahre 1905 waren Monogramm und Signum übertüncht.

Das Haus **Nr. 327** zeigt zwischen den Fenstern des oberen Stockes eine Mariä unbefleckte Empfängnis.

auch bei dem des Gebirgsvolkes von selbst versteht, durchwegs religiöse Bilder.) Vornehmlich sind es Darstellungen Mariens (Mariä Verkündigung, Immakulata, Mariä Krönung, Maria vom guten Rat), ein Viertel aller Schöpfungen, was eine gewisse Einförmigkeit bedingt, dann Bildnisse Christi und der Schutz- und Lieblingsheiligen des Landvolkes: des Feuerpatrons Florian, der Pest- und Seuchenpatrone Sebastian und Rochus (Sebastian mit dem Pfeil war im Gebirge auch Schützenpatron), des sieghaften Drachentöters Ritter Michael, des uralten Pferdepatrons St. Georg, des Flößerpatrons Johannes von Nepomuk, des Nährvaters Joseph, des Patrons für einen guten Tod u. s. w. Vereinzelt finden wir auch großangelegte Szenen aus der Bibel oder Legende dargestellt. Die Hauptwerke Karners sind heute die Fresken am Hause Nr. 37 (dem sogen. Neunerhaus), am Gasthaus zur Alpenrose (früher zum Schwäbischen genannt) und die Gemälde „Engelsturz" am schon bezeichneten Schlipferhaus Nr. 326, „Flucht nach Ägypten" am Hoglhaus Nr. 229 und „St. Hubertus" am Haus Nr. 132. (Das linke

Das Haus Nr. 326 (sogen. Schlipfer- oder Christophenhaus) ist eines der figurenreichsten des ganzen Marktes. Oben im Giebelfelde ist ein großes Fresko: der Engelsturz. Rechts davon zieht sich ein langer Kreuzesstamm herab, der Mittenwalder Christus unterm Turm, worunter die schmerzhafte Mutter Gottes und das Fegfeuer dargestellt ist; links ist die Heldengestalt des Erzengels Michael, der den Riesendrachen der Hölle, den Satan, unter sich bezwungen hat. Zwischen Maria und St. Michael ist das Auge Gottes abgebildet. Ein großes Spruchband zieht sich von der Hölle unter dem Auge Gottes hinüber bis zum Fegfeuer, ja noch darüber hinaus und bringt in Reimen folgende Erklärung:

(Unter der Hölle):

„Du hölen drach, Nur g'schwindt dich bach (pack). Thue unß nit vill anfechten.
S. Michaels schwerdt. schlagt dich zur Erdt: das wir nit z'Grundt gehn mechten."
J. W. 1762.

(Monogramm des Hauseigentümers, wurde 1890 eingesetzt.)

(Der Schild des hl. Michael trägt die Worte: Quis ut Deus.)

(Unter dem Auge Gottes):

„Das Gott's Aug auf unß wohl schaug.
Das hat man ia erfahren."

(Unter dem Fegfeuer):

„Die Sellen brinnen. Darumb helfet ihnen. An sie ihr alzeit dencket.
Geht nit vorbey. verhilflich sey. Ihnen ein Vatter unßer schencket."

Nun folgt unter einem Bilde Florians noch der Vers:

„S. Florians handt. von feur und brandt.
Uns auch thuet guet bewahren."



Hoglhaus in Mittenwald mit sehr hübscher Fassadenmalerei vom Rußer F. Karner in Mittenwald. (Text Seite 310.)

Photographische Aufnahme von A. Irl, Mittenwald.

Erkerbild am Haus Nr. 70/71 ist ein Ausschnitt des Gemäldes an Nr. 229.) — Mehr als ein Dutzend Hausbemalungen zu Mittenwald sind im Laufe der Zeit schon zu Grunde gegangen, sei es bei den großen Bränden ehemals (1783, 1797, 1802 rc.), sei es durch achtlose oder verständnislose Kalkübertünchung oder durch Hausumbau in jüngster Zeit. Ich selbst entsinne mich, daß innerhalb der letzten 20 Jahre vier Häuserbemalungen verschwunden sind (beim Noderbäck, am Gasthof zur blauen Traube, beim Gaberfranzl, beim Gidijackl). Wie rasch oft das Signum des Malers verschwindet, dafür bietet das Haus Nr. 324 einen Beweis; dort war vor 7 Jahren noch Monogramm und Jahrzahl (1792) zu sehen; heute sind die Zeichen, die von den Hausbesitzersleuten nicht verstanden wurden, übertüncht.

Das sogen. Neunerhaus, dessen Bemalung zwar weder den Namen noch das Signum Karners trägt, von den Nachkommen des Künstlers aber sicher als ein Werk desselben bezeichnet wird (das Portal, woselbst der Meister gewöhnlich sein Autorzeichen anzubringen pflegte,

---

Über den Fenstern sind in Rokoko-Medaillons die Bilder des hl. Aloysius, des hl. Bartholomäus und der hl. Brigitta. Außerdem sehen wir auf der verlängerten, linken Wand noch die Bilder des hl. Franziskus und des hl. Johannes Nepomuk. Das Spruchband unter diesen ist übertüncht worden. Über der Türe ist in einem Rokokorahmen nachstehende Inschrift:

„Was Immer Ich verban. Ein König kan ersetzen.
Die scharth so Ich gemach(t) gantz leichlich (leicht) kan auf wetzen.
Ist aber hin die Zeit und nur Ein stundt verflossen.
Wer ist, der mir es gibt? Kan ich von niemand hoffen."
17. Anen. 67. Karner pinx.

Die Angabe der beiden Jahrzahlen ist wohl so zu verstehen, daß der Meister zweimal an den Fresken gearbeitet hat. Im Jahre 1890 wurden etliche von der Unbill der Witterung verblaßte Farbenpartien nachgestrichen. Der damalige Renovator setzte statt des ursprünglichen Autornamens den seinen ein und machte aus Karner — Kornelius Lenterer. (Beim Nachwischen im Sommer 1905 kam der rechte Autorname wieder zutage.) Auch die Diele am Haus ist mit Bildern Karners geschmückt.

Haus-Nr. 65 hat als Zier eine „St. Maria", vermutlich auf Holz gemalt. Das Bild trägt den Spruch: Ora pro nobis und die Jahrzahl 1767.

Am Haus **Nr. 68** ist ein kleines Nischenbild: „Mariä unbefleckte Empfängnis."

Haus-Nr. 70/71 zeigt an seinem dreiteiligen Erker drei kleine, in den Farben sehr reizvolle Fresken: 1. Die Flucht nach Ägypten, 2. Christus am Pflock und 3. Die heilige Familie. Die Körperhaltung der Personen und des Tieres auf Bildchen 1 ist charakteristisch (wie auf dem großen Gemälde Haus-Nr. 229) und läßt das Werkchen als eine Arbeit Karners erkennen.

wurde schon mehrmals ausgebessert), ist geradezu ein berühmtes Muster alter Architektur- und Heiligenmalerei in unseren bayerischen Alpen. Da hat der Pinsel des Malers auf die schlichte Fassade eine palastähnliche Architekturausschmückung mit prächtigem Portal, Gesims- und Erkerwerk hingezaubert. Dem Rahmenwerk sind die riesigen Brustbildnisse der zwölf Apostel geschmackvoll eingegliedert, dazu auf Spruchbändern die zwölf Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Die Mitte des Giebelfeldes schmückt die Verkündigung Mariens. Das Ganze ist eine Schöpfung, die jedem Laien, noch mehr aber dem kunstverständigen Fachmanne Staunen, Achtung, ja Bewunderung vor dem schlichten Meister einflößt. Gewisse Großzügigkeit der Komposition, Feinheit der Zeichnung, richtige Perspektive, Ursprünglichkeit der Empfindung, gute Farbenstimmung rc. sind die Vorzüge, die wir auch bei den übrigen, besseren Bildern anerkennen müssen, obwohl sie sich meist nur in den vier volkstümlichen Farbentönen: „Himmelblau, Rosenrot,

---

Das Haus **Nr. 85** (beim Fürstenthomas) im unteren Markt zeigt verblaßte Reste einer einst reichen Bemalung. An der Frontseite erblicken wir im Giebelfelde einen Christus am Kreuz, an den Seiten über den Fenstern einen Johann Nepomuk und eine Maria, das Magnifikat singend, dazu Spuren von einem Portal und Eckpilastern. An der rechten Hausseite ist ein hl. Florian und ein Antonius Caulea.

Zu den besterhaltenen und anmutigsten Schöpfungen Karners gehört zweifellos die große Freske am Hause **Nr. 182** (Armenhause). Das Gemälde stellt die bekannte Legende von St. Hubertus (und dem Hirsche mit dem wunderbaren Kruzifixe zwischen dem Geweih) dar. Es trägt den Vermerk K(arner) pinx. 1768.

Am Hause **Nr. 227** im Gries sind noch Reste eines Portals und mehrerer Rokokofensterumrahmungen zu sehen. Von den Inschriften in diesen Rahmen sind noch nachstehende drei zu enträtseln:

1. „Der geißel streich Macht streimen,
   aber der Zungen streich schlögt die gebein.
2. Gib deinen sohn vnd deinen Weib, deinen brueder und deinen freündt
   keinen gewalt über dich, so lang daß leben in dier.
3. Umzäune deine Ohren mit dörner
   vnd höre nicht, was eine böße Zung Redt."

Ganz verschwunden sind innerhalb der letzten 20 Jahre die Fresken an den Häusern **Nr. 144** (beim Noderbäck, das Gemälde wurde übertüncht); **Nr. 72** (Gasthof zur blauen Traube, das Gemälde, ein Christus unterm Turm [vergl. Nr. 324] ging bei einem Neubau zu Grunde); **Nr.** .. (Tuskulum, früher Gaberfranzl, das große Giebelbild — Sisara schlägt dem Feldherrn einen Nagel durch den Kopf —, ein schönes Gegenstück zu Fortitudo Judith Nr. 370, verschwand auch beim Um- und Neubau); die Bemalung beim Gidijackl ist übertüncht worden.

Kupferbraun und Grasgrün" bewegen. Karner war ein Naturgenie, dem alles, was er anfaßte, wie von selbst gelang. Nach Art der Genies war er aber nicht jederzeit zur Arbeit aufgelegt. Ohne die nötige Inspiration oder Begeisterung war er Handwerker. Manche seiner Fresken sind rauh und steif. Er vollbrachte seine Arbeiten meist nur schußweise. Oft mußte ihm mit Lohnentzug gedroht werden, „wenn er sein Bild nicht bis zu dem oder jenem Tage fertig bringe". Das half dann. Gleichwohl pflegte er sich für seine Arbeiten gründlich vorzubereiten, wie die zahlreichen Studien und Grundlagen beweisen, die sich bei seinem Tode vorgefunden haben und in den Besitz der Erben übergegangen sind. Herr Korbinian Strodl zu Mittenwald, ein durch Heirat naher Anverwandter des Künstlers, besaß bis vor ca. 20 Jahren zwei große, in Schweinsleder gebundene Bände, welche viele Skizzen zu Rokokorahmen und Bildern enthielten, darunter auch die Entwürfe zur Bemalung des berühmten sogen. Neunerhauses.

Lenken wir unsere Schritte nun nach dem 1½ Stunden nordwärts von Mittenwald gelegenen

Dorf Krün.

Das Haus Nr 86 (beim Neuner Franz) zeigt am Giebel eine heilige Dreifaltigkeit, links davon ein Brustbild der hl. Maria mit dem Jesuskinde und rechts davon das des hl. Joseph mit dem Jesuskinde. Die Bilder ruhen auf Wolken und verraten im Farbenton und in der Auffassung Karners Geist. Früher war (nach Aussage der Hausbesitzersleute) die Türe mit einem Portal und waren die Fenster mit Rokokofruchtgirlanden verziert; auch waren Sinnsprüche an das Haus gemalt.

Haus-Nr. 87 (bei der Maria Neuner) hat nur mehr alte, gemalte Fensterumrahmungen. Der Holzsparren der Scheune trägt folgende Inschrift:

„Schauge auf dich und nicht auf mich, due ich unrech so hiete dich."
Pärtlme Neiner. Getraut Neiner.
1793. (Vergl. Nr. 283 zu Mittenwald!)

Daneben ist ein Doppeladler aus Holz gemalt.

An der Kirche zu Krün sehen wir die Reiterfiguren der alten Pferdepatrone St. Georg und Martinus. Die Renovation im Jahre 1879 hat wenig von dem ursprünglichen Kolorit übrig gelassen.

Dorf Wallgau

zwei Stunden nördlich von Mittenwald, an der Straße nach Walchensee, besitzt mehrere freskengeschmückte Bauernhäuser.

An **Nr. 84** (beim Schmied Martin, i. e. Martin Holzer) ist über der Haustüre ein hübsches Marienbild. Auf dem Spruchband desselben steht:

„Wer daß Creutz thut hertzlich lieben,
wird Jesu-Kindlein nicht betrieben." K(arner) pinx.

Die Bücher wurden nach München an einen Architekten ausgeliehen und sind dann leider verloren gegangen.

Karner blieb auch in den Jahren seiner regsten Kunstbetätigung, als er sich schon einen gewissen Ruhm als Freskomaler erworben und Dutzende von Häusern bemalt hatte, seinem eigentlichen Hausgeschäfte: der Ruß- und Pottaschenbrennerei — treu. Zeitlebens war er ein bescheidener und frohgemuter Mann. Niemals kam er über mittelmäßige, beziehungsweise kleine Vermögensverhältnisse hinaus; 's mag sein Künstlerdurst etwas daran Schuld getragen haben. Karner ließ oft seine Kunst nach Brot gehen. Wenn irgendwo in der Gegend zwischen Mittenwald und Tölz ein neues, behäbiges Bauernhaus erstand, so fand sich bald Karner mit seinem Mal- und Farbenkasten ein, — oder es wurde ihm Botschaft getan, um den Neubau mit Freskenschmuck zu versehen. Sieben Stunden von Mittenwald entfernt, z. B. zu Hinterbühl in der einsamen Jachenau oder in der Vorderriß, stoßen wir auf Bilder des Mittenwalder Meisters. Er soll, wie es die

---

Über den Fenstern des Erdgeschoßes ist links vom Marienbilde „der hl. Lorenz im Levitengewande, in der einen Hand die Martyrpalme und in der anderen den Rost, worauf er gemartert worden“, rechts „der hl. Joseph mit der Lilie“. St. Laurentius ist der Patron der Kohlenbrenner im Gebirge. An den Fenstern sieht man schöne Rokokorahmen, an der Türe die Reste eines schlichten Portals. In der Muschel über dem Strahlenkranze Mariens ist die Jahrzahl: MDCCLXVI (1766). Über dem Mittelfenster (1. Stock) oben ist in der Muschel der Spruch: „Allen — zu gefallen — ist unmöglich.“ Am Dachsparren oben ist eingeschnitzt:

„Dises Hauß hab ich geBauth. Johannes bin ich getaufft. Holzer bin ich geNand. 1765.
Gott behiet vor Feuer und Brandt. Vnd Regina Holzerin.“

Das Haus **Nr. 6** (Gasthaus zum alten Wirt von Franz Neuner) wurde im Jahre 1892 vom Malermeister X. Friedl aus Mittenwald in einzelnen Partien renoviert, beziehungsweise übermalt, so vor allem die Bilder der heiligen Dreifaltigkeit und des hl. Florian (zwischen dem zweiten und dritten und dritten und vierten Fenster des oberen Stockwerkes). Die Fresken haben nun jenen weichen, wenig charakteristischen Dekorationsfarbenton. Um die Fenster sind Rokokorahmen gemalt; die Ecken schmücken Pilaster; auch die Dachsparren sind bemalt. Über dem dritten Fenster im 1. Stock ist das Signum des ursprünglichen Malers: K.(arner) M.(ittenwald) und der Name der damaligen Hausbesitzerseheleute: Johannes Holtzer, Kortula Krinnerin. 1763.

Auch das Zuhaus (südlich davon) ist bemalt. Links vom Portal im 1. Stock sehen wir „Maria, wie sie vom heiligen Geiste beschattet wird“, rechts den auferstandenen „Christus und das Lamm Gottes“. In den Rokokofensterrahmen sind folgende Sinnsprüche:

Technik des alten Fresko gewesen, stets auf feuchten Kalkmörtelbewurf die Malerei in Erdfarben aufgetragen und mit dem Bewurf die Farben haben eintrocknen lassen. Nur daraus sei die außerordentliche Haltbarkeit und Farbenfrische seiner Gemälde nach so langer Zeit erklärlich. Bemerkenswert ist, daß Karner nie über die nahe Grenze kam, um auch in den tirolischen Nachbardörfern seine schaffende Hand walten zu lassen. Die Freskomalereien in Oberleutasch stammen zwar auch aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, sind aber nach Komposition und Sujets wesentlich von den Arbeiten Karners verschieden. Karner war ein zu harmlosen Scherzen aufgelegter Mann. So soll er beispielsweise einmal schnell einem Bäcker (dem Faßlbäck) auf die Wagenblahe eine Brezel gemalt haben, die „zum Wegnehmen deutlich gewesen sei".

Karner brachte auf seinen Fresken gern Bibelsprüche oder fromme Reime an. Damit mag er ebensosehr Wünschen der Bevölkerung als auch seinem eigenen Empfinden nachgekommen sein. Am Hause Nr. 375

(Über dem ersten Fenster): Waß du nit willst, thue ein anderen nicht.
(Über dem zweiten Fenster ist die Inschrift übertüncht.)
(Über dem dritten Fenster): Liebe Gott, auch — dem Negsten dein!
(Über dem vierten Fenster): Wirst hier und dorth — glichsellig seyn.

(Die Schreibweise „glichsellig" statt glückselig treffen wir genau zu Mittenwald an Haus Nr. 283.)

Das Haus hatte einmal ein reichgemaltes Portal, wovon noch Reste zu sehen sind. Der Dachsparren zeigt auch Bemalung.

Nr. 9 (Handlung von Joh. Bartl) ist am Giebel mit einer „Mariä Verkündigung" geschmückt. Die hübsche Freske zeigt ganz die volkstümliche Farbenstimmung der Karnerschen Schöpfungen (Himmelblau, Rosenrot, Kupferbraun). Vor 15 Jahren noch hatte das Haus schöne Portal- und Rahmenmalerei. Am Oberfenster der Türe sind an einer Querstange nachstehende Eisenzeichen festgemacht:

17 M·A· IHS V·A· 68

d. h. die Erbauer des Hauses waren Martin Achner und Ursula Achner 1768.

Ganz geringe Spuren ehemaliger Freskomalerei (Fensterumrahmungen mit Früchtengirlanden besitzt noch Haus **Nr. 23** (Handlung von Schweiger).

(Die Malereien an dem Graf Almeidaschen Landhause stammen aus jüngster Zeit.)

Vorderriß an der Isar.

Die „Mühle" zeigt an der langen Seitenwand gegen den Fluß links oben eine Floßfahrt auf der Isar und darüber den hl. Johannes Nepomuk und den hl. Nikolaus als Schutzpatrone der Flößer und Schiffer. Im Spruchband des Bildes steht:

zu Mittenwald (Kaufmann Seitzhaus) finden wir ausnahmsweise einmal ein lateinisches Chronogramm. (PAX hVIC DoMVI luc 10. sIt PAX IntroeVntI · sIt InhaC. habItantI · sIt et abeVnti: PAX = 1770.) Durch dieses gelehrte Mäntelchen brauchen wir uns über den Bildungsgrad des schlichten Bürgersmannes nicht täuschen zu lassen. Meister Karner war wohl ein kluger Kopf und in Erbauungsschriften sehr belesen; doch seine lateinische Fresekninschrift beweist nach meiner Meinung nur, daß er mit der Geistlichkeit stets auf gutem Fuße gelebt und von ihr sich manche Anregung zu seinen Bildern geholt hat.

Nachdem jetzt so viel von den Lebensumständen und den Gemälden Karners erzählt worden ist, mag mancher Leser vielleicht den Wunsch haben, zu wissen, wie dieser merkwürdige Künstler in Lederhosen denn eigentlich selbst ausgesehen hat. Auch darüber vermögen wir einige Auskunft zu geben: In dem Stüblein, wo Karner die Entwürfe zu seinen Fresken zeichnete und malte, zeigt man heute noch einen einst

---

„S. Nikolaus, S. Johannes vns bewahr
Vor allen Unglickt vnd Wassergefahr!"

Auf dem Warenballen, worauf sich St. Nikolaus stützt, befindet sich die Jahrzahl 1794 und das Monogramm des Malers: (Frz. Karner aus Mittenwald).



An der Hausecke rechts oben beim Pilaster sehen wir die hl. Elisabeth, welche einem Armen Brot reicht, eine zarte Andeutung, daß hier kein bedürftiger Wanderer unbeschenkt vorüberzieht. Das Hauptbild inmitten der Giebelseite vornen ist eine Maria immaculata (die Jungfrau Maria auf der Erdkugel, der Schlange den Kopf zertretend). Vergl. Haus-Nr. 22 und 265 zc. zu Mittenwald! An der Hausecke links ist St. Johannes Baptist, auf dessen Fahne steht: Ecce Agnus! Rechts oben an der Vorderseite ist Ritter St. Georg. Im Rokokorahmen über der Haustüre lesen wir den Spruch:

„An Gottes Segen || ist alles gelegen.
Wer den nit hat, || der kombt zu spat." —
Müllerische Erbrecht- || sagg (Säge) 1794.

[Daß der hl. Nikolaus beim altbayerischen Volke stets als Schifferpatron und als Schutzheiliger gegen Wassergefahren gegolten hat, beweist das Bild und die Inschrift am Hause **Nr. 80 zu Wolfratshausen**. Dort heißt es unter dem alten Fresko: St. Nikolaus, alß ein sonderbahrer Patron in wassergefahren, stehe vnß bey. BV. 1804.]

Jachenau.

Nr. 24 (Kassian Egger in Hinterbühl). Die Fresken schmücken die freien Flächen zwischen den Fenstern des oberen Stockwerkes. Das Hauptbild (über der Haustüre) ist eine Maria immaculata (ganz ähnlich der zu Vorderriß und zu Mittenwald

reichvergoldeten Farbenkasten und einen bemalten Kleiderkasten, der im Besitze Karners gewesen. Am Kleiderkasten sieht man die Abzeichen der Malkunst: Farbenreibstein, Palette und Staffelei. Auf letzterer ruht ein winziges Bruststporträt (mit der Spachtel ausgestochen). Dieses Bildnis zeigt beim Vergleiche mit dem Kopfe eines seiner greisen Nachkommen eine so unverkennbare, auffällige Ähnlichkeit, daß man zu der Annahme berechtigt ist, man habe es hier mit einem Selbstporträt des Meisters zu tun. Auf breitschulteriger, untersetzter Statur sitzt ein eindrucksvoller, großer Kopf mit scharfer Stirne, starkem, hängendem Schnauzbarte.

Wie schon früher erwähnt, hat es der wackere Meister Karner nie zu besonderem Reichtum gebracht. Daß ihn aber auch seine Künstlerschaft nie unbescheiden und übermütig gemacht hat, erkennen wir wohl am besten daraus, daß er nach reicher Lebensarbeit in seinen alten Tagen — als 67jähriger Mann — sich bereit finden ließ, im Gemeindeauftrage alle Hausnummern des Marktes neu aufzumalen.

Haus-Nr. 22, 327, 265). Links davon ist der gute Hirte und rechts die hl. Agnes (mit dem Lamm). Die Bilder ruhen auf Wolken (vergl. Nr. 36 zu Krün!). Um die Türe ist ein schlichtes Portal gemalt; die Fenster haben Rokokoumrahmung. Im Portalschild über der Haustüre befindet sich die Inschrift:

„Ich Joseph Märtz und Anna, mein haußfrau,
fieren ney von grundt aus, dieſſen bau.
Ville Mie und arbeit kost vnß dießes hauß,
seind doch nur frembte darin, wür Missen darauß.
darffs auch nach vnß, noch niemandt sein heißen;
in die Ewigkeit wür alle Miesen Reissen.
So last vns dan, alle Zeit beflissen sein.
wo Ewig zu wohnen ist, dorthen zu bauen ein."
1789.
Karner pinx von Mittenwalt.

In die Rokokorahmen der Erdgeschoßfenster neben der Türe sind oben Medaillonbildnisse einkomponiert.

Am Hause **Nr. 49** (beim Luitpolder) ist über der Türe ein kleines Freskogemälde: Gott, der Allvater. Die Fenster sind mit schlichter Rahmenmalerei geschmückt; in den Hauben der Rahmen sind Sinnsprüche. Die Inschrift ganz oben am Giebel (über der Altantüre) ist fast die gleiche wie am Hause Nr. 24. Wir haben hier aller Wahrscheinlichkeit nach also wieder eine Arbeit Karners vor uns; sie trägt die Jahrzahl MDCCLXXXXIII.

Die Jachenau mit ihren ca. 36 stattlichen Bauernhöfen hat zwar noch etliche freskengeschmückte Häuser, z. B. Nr. 31 (beim Johannes Danner), Nr. .. (beim

Das ist die einzige Tatsache, welche die Chronik von dem schlichten verdienten Manne (unterm Jahresbericht 1803) zu erzählen weiß.

Die vielseitige Begabung Karners fand im Pottaschenbrennen und Freskomalen allein noch kein Genügen; Karner versuchte sich auch im Basseln und Faßmalen. Privatier Korb. Strodl in Mittenwald besitzt eine kleine Schnitzarbeit von ihm: ein Männchen, das die Hand schützend vor die Augen hält, als ob es gegen die blendende Sonne schaute. Auch dieses Werkchen verrät das Geschick und die scharfe Beobachtungsgabe Meister Karners. Ein Ölgemälde Karners, „das Abendmahl", soll nach dem Tode des Meisters von dem damaligen Arzte Mittenwalds (Dr. Peratz) — als ihm versprochen — in Besitz genommen worden und später nach Amerika gekommen sein.

Als bei Karner im letzten Jahrzehnt des Lebens das Augenlicht nachzulassen begann und er darum „nichts Richtiges" mehr zu leisten vermochte, da konnte er mit abgeklärter Seelenruhe scherzen: Ich glaub, der liebe Herrgott hat mich wohl ganz vergessen. . . . Das war eine

---

Mesner Orterer), Nr. 11 (beim Leichhannes, Kaspar Rauchenberger), Nr. 10 (beim Leichkaspar, Kaspar Hohenreiter); doch sind die Gemälde an diesen Höfen durchwegs jüngeren Datums und von geringerem, künstlerischem Werte. Sie stammen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts (1850 ꝛc.)

Der behäbige, stattliche Ort **Lenggries** hat merkwürdigerweise fast gar keine Häuser mit künstlerischen Fresken.

Oberammergau.

Das sogen. Bürgermeister-Lang-Haus, **Nr. 151**, ist wegen seiner großartigen Architekturmalerei — wie das Neunerhaus zu Mittenwald — berühmt. (Vergl. die Beschreibung oben im Haupttextel)

Das Haus **Nr. 150** zeigt nur mehr Reste der ursprünglichen Wandmalereien Über der Türe ist ein Fresko: zwei Engel tragen ein Bildnis der wundertätigen Gottesmutter der berühmten, nahen Kloster- und Wallfahrtskirche Ettal. Das Werkchen ist mit der Jahreszahl 1778 gezeichnet und ist eine Arbeit des einheimischen Malers Joseph Anton Lang, der mit Zwinck auf der Malerschule zu Augsburg war.

Das Haus **Nr. 171** hat über der Türe eine sehr reizvolle Freske, welche in bewegter Weise darstellt, wie der ertränkte hl. Johannes von Nepomuk aus der Moldau gezogen wird. Das Bild trägt den Namen des Schöpfers und die Jahrzahl der Entstehung: *Franz Zwinck.* pinx. 1769.

Das Haus **Nr. 146** (Gasthaus zum bayerischen Löwen), ein stattliches, zweistöckiges Gebäude, ist im Giebelfelde, beziehungsweise 2. Stock, mit drei anmutigen



Neunerhaus in Mittenwald mit berühmter Architektur- u. Heiligenmalerei.
(Text Seite 313 und 314.)
Photographische Aufnahme von A. Jrl, Mittenwald.

unnötige Besorgnis. Am 14. August 1817 hat ihn im 80. Lebensjahre der Herr ganz plötzlich von dieser Erde hinweggerufen und — wie wir sicher annehmen dürfen — direkt zu sich in den Himmel hinaufgenommen, in den schönen, glänzenden Himmel, den er sich so farbenreich ausgeträumt hat und den er auf seinen Bildern so prächtig malte ... mit jubelnden, musizierenden Engeln und von süßseligem Schauer verzückten Heiligen.

Auf dem stillen Friedhofe, den im Hintergrunde die riesige Felsenmauer des Karwendels beschirmt, ist beim Eingange vorn rechts in der zweiten Reihe ein bescheiden' Grab mit rotem, kleinem Marmorstein und schlichtem eisernem Kreuz darauf. Da wurde seine sterbliche Hülle eingebettet. Seit einem Menschenalter schon ruht in dem Grabe sein Sohn, der sich das Denkmal aus einheimischem Marmor selbst gemeißelt hat.

Mag Karners Name auch lange Zeit vergessen gewesen sein, — er teilt da das Loos mit viel größeren Meistern „vom Fach", deren Gemälde vielleicht in Gallerien oder Museen verstauben — seine schlichten

---

Fresken geschmückt. In der Mitte ist eine Krönung Mariens, links davon sehen wir: Maria übergibt dem hl. Dominikus, der mit fackeltragendem Hunde dargestellt ist, den Rosenkranz, rechts davon: Hagar wird vertrieben. Über der Türe ist der Portalmalerei eine Flucht nach Ägypten eingefügt. Die Fenster sind mit hübschen Rokokorahmen ummalt. An den Hausecken ist geringe Scheinarchitektur. Nicht vergessen sei das Bild „Heilung von Tobiä Vater" über der Türe an der linken Langseite des Hauses. Wessen Schöpfungen wir hier vor uns haben, darüber gibt uns der Vermerk im Giebelbilde „Mariä Krönung" Auskunft. Dort steht: Franz Zwinck invenit et pinxit (erdacht und gemalt) 1778.

An **Nr. 144** (Gasthaus zum weißen Roß) sieht man Reste einer ehemals reichen Bemalung. Zwischen jenen Fenstern des 1. Stockes, wo größere, freie Wandflächen dem Maler erwünschten Spielraum boten, sehen wir ansehnliche Fresken: rechts „Maria mit dem Jesuskinde", links eine „Krönung Mariens" (ähnlich der an Nr. 146). Über den drei letzten (linken) Erdgeschoßfenstern sind Fresken in Medaillons: die Taufe Jesu am Jordan, der hl. Aloysius und ein mir unbekannter Heiliger.

Haus **Nr. 189** weist am Giebel das Bild des hl. Johannes mit folgenden Versen darunter:

„O Sankt Joannes vns bewahr
In aller noth und Wasserg'fahr.
Erhalte vnß in deiner Gunst
und vnß erett von der Feuerßbrunst.
Durch deine bitt Wolst vnß erwerben,
daß Wür nicht in sündten sterben.
Mit dir genieffen d' Ewig Freidt
vnd Loben Gott in Ewigkeit."

Nach Aussage der Besitzerseheleute, die es von ihren Vorfahren sicher wissen, ist das Bild ein Werk des Frz. Zwinck. Dieser soll es eines Nachmittags schnell unter der Vesper gemalt und einen großen Butterwecken dafür bekommen haben.

Schöpfungen, die er vor die Augen der Menschen gestellt, waren immer ein Ergötzen der Einheimischen und sind heute noch eine Freude aller Eingesessenen und Fremden, die für wahres Volkstum und naive Volkskunst sich Verständnis bewahrt haben. Mögen die Werke des schlichten Künstlers noch recht lange erhalten bleiben! (Möchten die schadhaften Fresken von berufener Hand verständnisvoll ausgebessert werden!) Auf unsern ländlichen Meister der Freskomalerei kann mit Recht der Spruch angewendet werden:

„Kunst und Natur — ist eines nur!“ (Lessing.)

Es wäre erfreulich, wenn die Gemeinde ihrem verdienten Bürger an seinem schmucklosen Hause eine seiner Tätigkeit würdige, schlichte Gedenktafel anbringen ließe . . . dem Meister zur Ehre, der Jugend zur Lehre, den Fremden zur Kenntnis.

Franz Zwinck von Oberammergau.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts, zu dessen Anfang einer der berühmtesten und hurtigsten Freskomaler aller Zeiten, Luka Giordano

---

Haus Nr. 187 hat am Giebel zwei kleinere Fresken: links ein Bildnis der „Gottesmutter von Ettal“, rechts „Unsern Herrn auf der Wiese“, d. h. eine Nachbildung des an den Pflock gefesselten Christus aus der Wallfahrtskirche „auf der Wiese“ bei Steingaden (welcher Ort etwa fünf Stunden von Oberammergau westlich liegt).

An Nr. 128 (Gasthaus zum weißen Lamm nächst der Pfarrkirche) sehen wir ein hübsches Giebelbild: „Der reiche Fischfang“, 1899 von Hartmann aus Füssen.

Nr. 127 zeigt am Giebel eine heilige Dreifaltigkeit. Die schönen, reichen Rokokofensterrahmen sind von den Büsten verschiedener Heiligen (Apostel) bekrönt.

Haus-Nr. 124 kleines Fresko.

Haus-Nr. 69 hat ein reiches Portal mit Vasenaufsätzen und gefällige Rokokoumrahmungen der Fenster mit Früchtengirlanden. Ein kleines Fresko über der Türe stellt die „Anbetung Christi“ dar. Die Architekturmalerei ist schlicht, doch hübsch, dürfte von Zwinck sein.

Das Haus Nr. 91 (Kgl. Forstamt) nimmt mit seiner eigenartigen Architekturmalerei einen hervorragenden Rang ein. Unwillkürlich gedenkt man dabei der zierlichen ornamentalen Stiche von Esaias Nilson. Die Bemalung wurde 1899 ganz erneuert. Vergl. Haupttext S. 329!

Haus-Nr. 123 zeigt zwei Engel, welche das Haus von Loretto übers Meer tragen. An dessen Strand links steht St. Augustinus und betrachtet einen im Sande spielenden Knaben. Rechts predigt St. Antonius von Padua den Fischen. Das Ganze ist in den Schutz des Gnadenbildes von Ettal gestellt. Zwink 1783 pinx.

[genannt Fa-presto], sein reiches Leben beschloß, erblickte ein kleineres, doch in mancher Beziehung dem Vorgenannten ähnliches Genie das Licht der Welt: Ich meine Franz Zwinck, den sogen. Lüftlmaler, von Oberammergau.

Das Geburtshaus des Lüftlmalers ist nicht mehr bekannt. Der Urenkel weiß nur zu berichten, daß Franz Zwinck später in der oberen Gasse Nr. 21/b „Beim Zecher" in Miete wohnte, (wenigstens nach seiner Verheiratung). Nach der Familientradition soll Franz in seiner Jugend beim berühmten Tiroler Kirchenmaler Martin Knoller, als dieser die neuerbaute nahe Kloster- und Wallfahrtskirche zu Ettal mit prächtigen Bildern ausschmückte, Farbenreiber gewesen sein. Zwinck ließ es sich mit seiner Ausbildung im Heimatorte aber nicht genügen. Halbwegs flügge geworden, wandte er sich in seinen Jünglingsjahren nach Augsburg. An der dortigen Malerschule wirkten berühmte Künstler und die Stadt selbst mit ihren vielen freskengeschmückten Häusern (Arbeiten von Holzer, Bergmüller, Huber ꝛc.) war für einen kunstbegeisterten Jüngling ein wahres Riesenstudiensammelwerk. Daß

Unterammergau.

Haus-Nr. 125 (114 alter Numerierung, beim Nusler) ähnelt betreffs seiner Bemalung etwas dem Forstamte zu Oberammergau. Wir finden an den Hausecken starke Pfeiler, um die Fenster reichverzierte Rokokorahmen, welche der Länge nach miteinander in Verbindung stehen. In den Kartuschen über den Erdgeschoßfenstern sind hübsche Putten (nackte Kindergestalten). Die Muscheln zeigen Larven. Das Portal ist übertüncht. Den Giebel ziert eine Krönung Mariens. Außer diesem Gemälde schmücken das Haus noch fünf andere Fresken: (Unser Herr auf der Wiese. Ein Engel trägt das Bildnis der Gnadenmutter von Ettal. Die schmerzhafte Gottesmutter ꝛc.). Zeichnung und Kolorit der ganzen Bemalung weisen auf Franz Zwinck. Die Besitzersleute selbst wissen keinen Aufschluß zu geben. Auf einer Eisenplatte im Hause steht die Jahrzahl 1737, wahrscheinlich das Jahr der Hauserbauung.

Am Haus **Nr. 96 (95)** ist die Portal- und Rahmenmalerei noch ziemlich gut erhalten. Am Giebel erblicken wir eine Krönung Mariens, im 1. Stock links den hl. Joseph mit dem Jesuskinde, rechts den hl. Franziskus Xaverius, wie er am Boden liegt und Blitze auf ihn niederzucken. (Über der Türe ist eine steinerne Gedenktafel.)

Das Haus **Nr. 85 (73)** ist auf der Straßenseite mit einem Bilde unsers Herrn auf der Wiese, auf der linken Langseite mit dem Bilde des hl. Florian geschmückt. Die Gemälde sind erneuert und haben dadurch ihren ursprünglichen Charakter ganz verloren.

Das Haus **Nr. 82** (beim Graswanger) hat über der Türe eine „Mutter Gottes von Ettal" mit der Schrift:

Zwinck gerade Augsburg aufsuchte, hat wohl auch darin seinen Grund, daß Oberammergau an der goldenen Rottstraße Venedig—Bozen—Augsburg lag und daß den rührigen Ammergauern damals die schwäbische Handelsmetropole vielleicht vertrauter war — als heute. Bei welchem Meister der Augsburger Malerschule Franz Zwinck die Unterweisung in der höhern Kunst der Stift- und Pinselführung erhalten, ist bis heute noch nicht aufgeklärt. Zwinck scheint sich zu Augsburg trotz alles Frohmutes der Jugend fleißig in seiner Kunst umgetan zu haben. Sicherlich empfing er dort viele und nachhaltige Anregungen, wie dies seine Arbeiten später offensichtlich erkennen lassen. Wir finden in ihnen z. B. Anklänge an die prächtigen Stiche Esaias Nilson &c.

In seine Heimat zurückgekehrt, mag Zwinck bald davon erfahren haben, wie im unfernen Mittenwald ein Meister erstanden war, der die Häuser dort zum Gefallen der ganzen Bevölkerung mit hübschen Freskogemälden schmückte. Oft mag jetzt der junge Mann auch wieder in die nahe, nur dreiviertel Stunden von Oberammergau entfernte

---

„Vile seindt, die mich neiden, und seindt derneten (der Nöten) noch so viel,
wenig aber, die mich Kleiden. geschieht doch was gott will."

[Auf einer alten Holzbildtafel vom Jahre 1755 „beim Fuchs" im nahen Kohlgrub heißt es:

„Ob mich schon viele Neider hassen, Und wären der Neider noch so viel
müssen s' mir doch Gottes Segen lassen. geschieht doch, was Gott haben will."]

An der Fronte sind noch links „Unser Herr auf der Wiese" und rechts „Franziskus Xaverius, wie er am Boden liegt und Blitze auf ihn niederzucken". Vergl. Nr. 96! In einem Fensterrahmen des 1. Stockes lesen wir den vielverbreiteten Spruch:

„Dis' haus ist mein wer nach mir Kombt
und doch nit mein (dem) wird (es) auch nit sein."

Daß in Unterammergau nicht eine noch größere Anzahl freskengeschmückter Häuser zu finden ist, mag seinen Grund darin haben, daß der Ort zweimal von furchtbaren Bränden heimgesucht ward. Eine Steintafel am Haus Nr. 67 (65) berichtet: „Der 1. große Dorfbrand am 23. Mai 1777 zerstörte 63 Häuser. Der 2. Brand am 24. März 1836 legte 41 Wohnhäuser und 2 Städel in Asche."

Kohlgrub (zwischen Oberammergau und Murnau).

Haus-Nr. 65 (Steigenberger, beim Gretschengall oder Jaga) hat als Giebelschmuck ein Bild der heiligen Dreifaltigkeit. Das Fresko ist gezeichnet mit Frz. Zwink pinx. 1791. Über dem linken Fenster im Erdgeschoße erblicken wir eine Maria immaculata, über dem rechten Fenster den hl. Joseph als irdischen Bräutigam Mariens, einen Wanderstab mit Rosen in der Hand tragend. Die Straßenseite (rechte Wand

Klosterkirche zu Ettal gewallt sein, um sich dort an der malerischen Ausschmückung, die ihrer Vollendung entgegenging, zu erbauen. Daß — wie nach der Familientradition eingangs erwähnt wurde — Zwinck bei Knoller gelernt habe oder doch als Famulus bei ihm tätig gewesen sei, diese Meinung wird von manchen Kunsthistorikern bestritten. Im Jahre 1769 nämlich, als Knoller das prächtige Deckengemälde im Chor der Ettaler Kirche schuf, malte Zwinck (am Hause Nr. 171) bereits ein Fresko („Bergung der Leiche des hl. Johannes v. Nepomuk"), das in Bezug auf Farbenreiz, Stimmung und Zeichnung ein Meisterwerk ist. Zwinck stand damals im 21. Lebensjahre. In rascher Reihenfolge entstanden neue Fassadenbemalungen zu Oberammergau, Unterammergau, Garmisch, vereinzelt auch zu Mittenwald, Kohlgrub rc. und Freskomalereien in den Kirchen zu Garmisch (auf der Musikempore), zu Kappel (Deckengemälde 1779) und zu Oberammergau (Orgelbrüstung 1787).

Das Hauptwerk Zwincks ist unstreitig die Architekturmalerei am

---

des Hauses) ziert ein Gemälde des hl. Martinus, wie er mit dem Schwerte seinen Mantel zerschneidet, um ihn mit einem Bettler zu teilen.

Die Pfarrkirche zu Kohlgrub ist dem hl. Martin geweiht. An der Empore hinten ist in 14 kleinen Bildern mit zweizeiligen Versen darunter das Leben des heiligen Mannes dargestellt:

Nr. 1 (links): „Die christliche Lehr St. Martin hört,
obgleich die Eltern es verwehrt.

Nr. 2. Noch nicht getauft, voll mildem Sinn
gibt er sein Kleid den Armen hin.

Nr. 3. St. Martin flieht den Kriegerstand,
sucht Ruh in Gott, wo er sie fand.

Nr. 4. Hier unter Räubern in Gefahr
voll Mut und frohem Sinn er war.

Nr. 5. Dies Kloster, das St. Martin baut,
als erstes man in Frankreich schaut.

Nr. 6. Ein toter Jüngling, neubelebt,
auf Martins Wort sich hier erhebt.

Nr. 7. Zum Bischof man St. Martin weiht,
worüber Tours gar hocherfreut.

Nr. 8. Gastfreundschaft übt er immerdar,
die Füß' wäscht er den Pilgern gar.

Nr. 9. Durch Martins fromm' Gebet besiegt
ein Götterbild zertümmert liegt.

Nr. 10. Von Tetradius Knecht entweicht
der Satan, durch Martin verscheucht.

Nr. 11. Zu Martins Tisch die Kaiserin
wie eine Magd trägt Speisen hin.

Nr. 12. St. Martin kennt des Satans List,
der ihm erscheint als Jesus Christ!

Nr. 13. 400 war die Jahreszahl,
als Martin ging zum Himmelsfaal.

Nr. 14. Bei seinem Schüler, seinem Freund,
der Gottesmann verklärt erscheint.

sogen. Bürgermeister-Lang-Hause zu Oberammergau (Nr. 151). Man glaubt einen herrlichen Palast vor sich zu haben, so hat der einheimische Meister die Wände der Hauses herausstaffiert. Neben den Türen im Erdgeschoße streben je drei gekuppelte, dünne Säulen empor, die sich zu einem reichen Kapitälwerke mit einer Karyatide in der Mitte vereinen. Die Säulen setzen sich dann durch das erste und zweite Stockwerk fort bis zum Giebelfelde, wo sie einen halbkreisförmigen, ausladenden Balkon zu tragen scheinen. Über ihm ist eine Muschelnische gemalt, welche den auferstandenen Christus birgt. An der Balkonbrüstung sieht man die toderschrockenen, fliehenden Wächter. Die Fenster im Erdgeschoße sind mit den über ihnen liegenden im ersten Stock durch gemeinsame Säulenumrahmung zusammengefaßt. Ebenso originell wie die Bemalung der Hauptfassade ist die Scheinarchitektur an der Gartenseite. Um die Türe auf dieser Seite sehen wir eine Säulenrotunde gemalt und über dieser eine Estrade, zu der links und rechts eine Wendeltreppe hinaufführt. Die Treppen sind von jüdischem

---

Ohlstadt.

Nr. 74 (beim Pössenbacher, Besitzer Schöttl), ist mit einem Portal, Pfeilern an den Hausecken und Rokokorahmen mit Früchtengirlanden an den Fenstern geschmückt. Über dem Mittelfenster des 1. Stockes ist dem Rahmen ein Christus am Kreuz aufgesetzt. Links davon ist eine schmerzhafte Gottesmutter, rechts davon ein weinender Johannes. Nach Mitteilung der Besitzersleute ist die Bemalung so alt, als das Haus steht, etwa 140 Jahre. (1904 wurde die Bemalung im üblichen Dekorationskolorit durch einen Partenkirchener erneuert.)

Nr. 84 (im untern Dorf, Herrn Prof. Dr. Henckel gehörig) weist über der Türe eine schmerzhafte Gottesmutter, auf deren Haupt das Kruzifix ruht. Die Fensterrahmen sind in Zeichnung und Farbenton von den bisherigen Arbeiten wesentlich verschieden. Das Gebälke oben an der Laube ist bemalt. Über der Türe ist das Monogramm: 17. J. A. P. P. 79.

Schöffau bei Uffing.

Die Ott'sche Gastwirtschaft weist Fresken von 1789, wie die Jahreszahl ganz oben im Kapitäl der Säulenbemalung am Hauseck rechts angibt. Dort finden sich auch die Buchstaben ISPE. Hinten an der rechten Wand bei der Küche ist das Bild einer Katze, welche eine Maus genascht hat und dabei das Zeichen



in der Nähe in der Säulenbemalung das winzige Bild einer Stadt. Die Frontseite ist mit fünf Medaillonbildern geschmückt und oben am Giebel mit einer Krönung Mariens. Darunter sind St. Florian, links davon Joseph mit dem Stab, rechts ein Bischof mit Stab und Kette (? Nikolaus), im ersten Stock links die Mutter Gottes, rechts die Mutter Anna.

Volke belagert, das über Christus unterhandelt, welcher auf Befehl des Pilatus, der auf der Estrade thront, der Menge gezeigt wird. Es ist eine ergreifende Szene „aus dem Passion!“ Die Bemalung stammt aus dem Jahre 1784 und trägt den Namen des Schöpfers. — Eine reiche Fassadenbemalung von der Hand Zwincks aus dem Jahre 1778 zeigte vor ca. 18 Jahren das Gasthaus zur Post in Garmisch. Den Namen des Meisters und das Jahr der Bildentstehung weisen gegenwärtig noch folgende Werke auf: a) Das schon oben erwähnte Fresko am Hause Nr. 171 zu Oberammergau „Bergung der Leiche des hl. Johannes v. Nepomuk“ 1769; b) das große Giebelgemälde am Hause Nr. 370 zu Mittenwald „Fortitudo Judith 1773“; c) die Gemälde an der Rückwand der Musikempore in der Pfarrkirche zu Garmisch „Szenen aus dem Leben des Kirchenpatrons St. Martinus“ 1774 und 1776; d) die reiche Fassadenbemalung am Hause Nr. 146 (Gasthof zum bayerischen Löwen) in Oberammergau „Mariä Krönung, Rosenkranzspende an den hl. Dominikus, Vertreibung Hagars,

---

Garmisch.

Nr. 7 und 8 (Villa Byschl). Am Giebel ist eine Krönung Mariens, die im Farbenton und in der Auffassung an den Oberammergauer Meister Frz. Zwinck erinnert. (Siehe diesbezüglich auch das Fresko an Nr. 144a!) Auch Äußerlichkeiten wie die Körperhaltung Jesu, Gottvaters und Mariens sprechen für eine solche Annahme.

Das Haus **Nr. 4** (in der Klammstraße) ist am Giebel mit einer heiligen Dreifaltigkeit geschmückt. Diese weist ebenfalls auf Zwinck. (Vergl. Nr. 127 in Oberammergau.)

Am Haus **Nr. 42** (Besitzer Ostler, beim Kainzenseppl, früher eine Weinwirtschaft) sind Portal und Fensterumrahmungen ziemlich klobig, wie aus Sandstein gemeißelt. Links und rechts vom Portal ist das Bild einer ritterlichen Heiligen, wie in Kreide- oder Sgraffitomanier: links die hl. Helena mit dem Kreuz, rechts die hl. Katharina mit dem Rad. Die Wand gegen den Garten ist mit einem Fresko „Die Kundschafter (Josua und Kaleb)“ geschmückt.

Das Haus **Nr. 88** a und b (beim Eberle) zeigt ein schlichtes Portal, einfache Eckpfeiler und Rahmen. Zwischen den Fensterrahmen des Erdgeschosses und des 1. Stockes sind Medaillons mit Heiligenbildern (der hl. Florian, der hl. Sebastian rc.). Am Dachsparren ist ein Monogramm: 17 SR · AR · 97.

Das Bild an **Nr. 110** (Geweihhandlung von Max Jocher) ist eine Nachbildung aus der Wallfahrt Maria-Waldrast, sechs Stunden inner Innsbruck. Es trägt den Spruch:

„Ich will sie weiden auf den Bergen
an den Waderbaechen und auf allen
Buten orrtern des Landes.“ Ezech. 34. 12/13.

Das Bild soll nach Aussage des Hausbesitzers an 200 Jahre alt sein.

Flucht nach Ägypten, Heilung von Tobiä Vater 1778; e) die Legende vom hl. Augustin, vom hl. Antonius von Padua ꝛc. an Nr. 123, gemalt 1783; f) eine heilige Dreifaltigkeit ꝛc. am Haus Nr. 65 zu Kohlgrub, gemalt 1791.

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß Zwinck im Erfinnen malerischer Vorwürfe viel erfindungsreicher war als sein Nachbarkollege Karner in Mittenwald. Freilich begegnen wir auch bei den Fresken Oberammergaus und der Umgebung Wiederholungen. Gewissen Volkswünschen mußte eben Rechnung getragen werden. Es ist daher ganz natürlich, daß wir zu Ober- und Unterammergau mehrmals Darstellungen des wundertätigen, alabasternen Muttergottesbildnisses von Ettal und des Herrn auf der Wiese (des an den Pflock gefesselten Christus aus der Wallfahrtskirche „auf der Wiese“ bei Steingaden, einem von den Ammergauern vielbesuchten Wallfahrtsorte) finden.

Nr. .. (beim Husarenwirt) ist ein all- und altbekanntes Haus. Seinen Namen verdankt es einem gemalten Husaren, der in weißem Rock, den Dreispitz auf dem Haupte, aus einem blinden Fenster des 1. Stockes herabsieht. Dieses Scherzgemälde wurde in der Erinnerung an die Einquartierung österreichischer Husaren im unheilvollen spanischen Erbfolgekriege hergestellt. Die kriegerischen Gäste ließen sich's damals gar wohl ergehen. Bei ihrem Abzuge hatte der Wirt aber das Nachsehen, so ungefähr — wie heute der gemalte Husar. — Die architektonischen Verzierungen des Hauses sind im Empirestil gehalten. Die Bemalung dürfte kaum älter als 120 Jahre sein.

Das Gasthaus zur Post (vormals Traube) war vor ca. 15 Jahren noch mit Fresken von Franz Zwinck aus dem Jahre 1778 geschmückt. Das Hauptbild nahm die ganze Giebelfläche ein und stellte die Erbauung des Tempels zu Jerusalem dar. Flößer in heimischer Tracht fuhren Bauholz herbei. Über der Baustelle thronte segnend die heilige Dreifaltigkeit. Auf dem Spruchbande darüber, das Engelein hielten, stand: HABITATIONIBVS VESTRIS BENEDICTIO PATRIS FILII & SPIRITVS SANCTI AMEN.

Die Fresken an Nr. 100 sind im Jahre 1904 gelegentlich des Hausumbaues verschwunden. Das Haus schmückten einst ein Marienbild und ein Mann mit verbundenen Augen, der sogen. „arme Niemand“, gezeichnet A. W. 1767. Unter dem originellen Bilde waren folgende Verse:

„O Mensch betracht mich recht:
Ich bin der arme niemand und aller
Menschen knecht.
Mir ist das Gesicht verbunden, das ich
nit sehen kann
der Menschen dun und Lasen
worumb sie mich hasen
und gar oft liegen (lügen) an.
waß immer beseß (Böses) geschieht,
obwollen Ehr (er) nit sicht,
so hatt erß doch getan.“

Unter den Fresken zu Ober- und Unterammergau mögen vereinzelt auch Arbeiten des einheimischen Malers Joseph Anton Lang sein, der gleichzeitig mit Zwinck die Malerschule in Augsburg besuchte und sein Heim mit einer Nachbildung der Ettaler Gottesmutter schmückte 1778.

Als ein Werk des genialen Zwinck, obgleich es seinen Namen nicht — oder nicht mehr — trägt, darf zweifellos die originelle Bemalung des Kgl. Forstamtes, Haus-Nr. 91, zu Oberammergau bezeichnet werden. Zu dieser Annahme veranlaßt uns schon das hübsche Portal mit den zarten Säulen, ähnlich denen an der Gartenseite des Bürgermeister-Lang-Hauses. Die Türe und die Fenster des Erdgeschoßes sind mit den darüberliegenden Fenstern durch gemeinsame Längsrahmen zusammengefaßt. Als Bekrönungen in den Kartuschen der Fensterrahmen sind zierliche Putten, welche alle auf das Weidwerk Bezug haben. Über dem Mittelfenster des ersten

---

„Wer bautt an die gasen,
mueß alle Reden lasen;
die Leitt, die Retten (reden) vill,
ich tue mein dail (Teil) denchen,
und schweige immer stil.

der niemand hatſ erbautt,
der niemand hattſ gemahllen,
der niemand tuett drein zallen,
so der(ſ)ß im auch nit gedalen."
1767. A. W.

Die Pfarrkirche zu Garmisch hat auf der Musikempore zwei schöne Wandbilder von Zwinck. Die Fresken stellen Szenen aus dem Leben des hl. Martinus, des Kirchenpatrons, dar. An der linken Wandhälfte sehen wir, wie Martinus einen Götzen vom Postamente stürzt: IN VIrTVTE CrVCIs MARTINV STERNIT IDoLA = 1776. Auf der rechten Wandhälfte ist dargestellt, wie Martinus eine Feuersbrunst stillt. Unter diesem Bilde steht auf einem Spruchbande:

nVTV VIGILANTE JNCENDIA PARCVN = (1)774.

Auf der Muschel über dem Spruchbande rechts hat Frz. Zwinck seinen Namen und inv. et pinx. (erdacht und gemalt) eingesetzt. (Kirchenmalerei zu Kappel 1779.)

Obereglfing bei Murnau.

Nr. 18 Bürgermeisterhaus mit hübscher Freskomalerei. Über dem Mittelfenster des 1. Stockes sehen wir den Nährvater Joseph mit dem Jesuskinde, über der Haustüre die heilige Jungfrau und den heiligen Geist in Taubengestalt, links davon den hl. Johannes Evangelist mit dem Kelche, rechts die hl. Ottilie; die beiden letzteren sind in einfachen Medaillonrahmen, welche Engelein tragen. Die Haustüre schmückt gefällige Portal-, die Fenster einfache, gelbe Rahmen-, die Hausecken Kapitäl- und Säulenmalerei. Im Portal steht Frz. Höck pinx 1771. An der linken Langseite des Hauses ist in der Mitte ein Kreuzbild mit der schmerzhaften Muttergottes unten am Kreuzstamme.

Stockes erblicken wir St. Hubertus, den Patron der edlen Jägerei. Diese charakteristische, anmutige Bemalung gehört mit der großartigen Architekturkomposition am Bürgermeister-Lang-Haus und der prächtigen Giebelfreske am Hause Nr. 370 zu Mittenwald „Fortitudo Judith 1773" zu den bedeutendsten Schöpfungen des Meisters, ja der Fassadenmalerei in unseren bayerischen Alpen überhaupt. Ein Werk Zwincks dürfte auch die schöne „Krönung Mariens" an der Villa Byschl Nr. 7 und 8, in Garmisch sein; sie zeigt auffällige Ähnlichkeit mit dem Mariä Krönungsbilde am Gasthof zum „Bayerischen Löwen" in Oberammergau.

Zwinck war, wenn er sich in der rechten Stimmung befand, ein ungemein rascher Arbeiter. Da übertraf er sogar seinen Kollegen Karner zu Mittenwald, und kam dem schon eingangs erwähnten, berühmten italienischen Künstler Luka Giordano nahe, der wegen seiner Schnelligkeit im Malen den Namen Fa presto (Mach eilig!) erhalten hatte. Wie geschwind Zwinck zu schaffen vermochte, darüber

---

Rottach bei Tegernsee.

Das Haus **Nr. 199** (in Ried, bei Duffelbauer, Besitzer Gg. Kinshofer) zeig außer hübscher Fensterumrahmung die Bilder der bäuerlichen Lieblingsheiligen Florian und Sebastian, dann der lieben Frau von Altötting, des hl. Laurentius, des Patrons gegen Brandwunden, und des hl. Leonhard, des Viehpatrons.

Die Inschrift am Hause lautet: „Alen zum gefalen — kann ich nicht Malen." Renovat. Das Jahr, wann die Bilder gemalt wurden, ist 1799.

Reiche neue Bemalung (St. Leonhard, Lorenz, Florian rc.) und viel altes Spruchwerk weist das Haus beim „Saliterer" in Rottach auf:

„Dieses Haus erbauen ließ —
Johann Gschwendner dießer hieß.
im 1775. Jahr
als er Saliterer (Salpetersieder) war
und wirkte auf diesem Heim;
bei 52 Jahr war es sein.

Maler Throll hat's Haus bemalt
Johann Stadler hat's bezahlt.
Zufrieden sein große Kunst;
zufrieden scheinen bloßer Dienst;
zufrieden werden großes Glück;
zufrieden bleiben Meisterstück.

Johann Stadler hier
ließ zu des Hauses Zier
diese Bilder malen hin
zu Gottes Ehr in diesem Sinn
als man zählt anno 1903
und der alte Brauch ward wieder neu.

Es wird kein Ding so schön gemacht,
es kommt ein Spötter, der's verlacht.
Wärest du früher hergekommen,
hätt ich Rat von dir genommen.
Drum geh hin und schweige still;
es macht's ein jeder, wie er will.

weiß der Besitzer des Hauses Nr. 159 überlieferungsgemäß zu erzählen: „Zwinck habe das Bild des hl. Johannes von Nepomuk an seinem Heim zwischen dem Erstläuten zur Vesper und dem Ende derselben in einem Sauser gemalt und sei dafür mit einem großen Butterwecken bezahlt worden.“ Weil Zwinck das Malen so schnell wie der Wind von der Hand gegangen und weil sein Gemüt stets heiter und lüftig gewesen sei, habe man ihn scherzweise den Lüftlmaler geheißen. — Ähnlich Karner zu Mittenwald kam auch Zwinck mit seiner Kunst nie zu großem Reichtum. Doch ein kleines, trautes Heim erübrigte er sich: Haus-Nr. 156 in der unteren Gasse an der Ammer. Noch vor ca. 30 Jahren nannte es der Volksmund „Beim Lüftlmaler“.

Bald zehrte ein tückisches Übel an der Gesundheit des Meisters, so daß er in verhältnismäßig jungen Jahren sein Leben beschloß. Das Totenbuch von Oberammergau berichtet unterm Jahr 1792: „Pingendi finem fecit Franziscus Zwinck pictor non contemnendus

---

Es kann keiner tun auf der Welt,
daß es jedem Menschen gefällt.
Ich denke, so gefällt es mir,
ein jeder kehrt vor seiner Tür.
Der Neider hab ich auch noch so viel,
geschieht doch, wie's Gott will.

Das Haus ist mein und doch nicht mein,
es wird auch keinem zweiten sein,
einen dritten trägt man auch hinaus.
Jetzt sag mir: Wem gehört dies Haus?

Fremde Schuld schreib in Sand
und die deinige grabe in Marmorwand
Ordnung, Fleiß und Streben
sind Stützen für das Leben.“

Schliersee.

Nr. 11 (Hausbesitzer Kochler). An der Giebelseite ganz oben ist ein kleines Bild: der hl. Florian rettet ein brennendes Haus. An der Straßenseite sehen wir folgende Fresken: 1. hl. Johannes der Täufer mit Lamm, 2. die heilige Familie, 3. St. Sebastian und 4. St. Leonhard mit Kette. Die Figuren stehen auf gemalten Postamenten. Die Gesichtszüge sind in der gewissenhaften Manier der Dorfmaler herausgearbeitet. Ehemalige Fensterumrahmungen sind nicht mehr zu sehen. (Die Fresken am Haus Nr. 11 hier erinnern bezüglich ihrer Manier an die Gemälde am Haus Nr. 61 in Hagenberg, am Wiedenbauerhof Nr. 15, Gemeinde Wörnsmühle ꝛc.)

Der Wölflibauernhof in Aurach bei Schliersee zeigt gelbe Fensterbekrönungen und etliche phantastische Ornamente in Pinselstrichmanier. An der Hausecke sind in einem Rahmen die Buchstaben J. B., zwei verbundene Herzen und die Jahrzahl 1765. Die Inschrift am Dachgebälk lautet:

„Wir pauen pei der strasen,
die Leit nur reden laßen.
Wans nur diesen gfallt,
der uns bezahlt.“

diu infirmus anno aetatis 44°.:" (Franziskus Zwinck, ein achtungswerter Maler, hat, lange Zeit krank, im 44. Jahre seines Lebens dem Malen ein Ende gemacht).

[Wie von den Werken Karners, so sind auch von den Schöpfungen Zwincks mehrere schon im Laufe der Jahre zu Grunde gegangen, sei es bei Brandunglück, sei es durch Übertünchung oder bei Hausumbauten.]

Im dritten Gebiete, das betreffs der Fassadenmalerei in den bayerischen Alpen unser Interesse zu erwecken vermag, sind die Namen **G. Gail** aus Aibling und **Böhamb** (Behamb) aus Glonn von Bedeutung. Das Pfarrbuch von Glonn gibt uns über die letztgenannte Malersfamilie folgenden Aufschluß: „Jakob Behamb, pictor, vulgo Hechenberger von Westerberg, wurde getraut mit Maria, geb. Rieder von Glonn am Berg, am 20. Mai 1749. Michael Behamb, deren Sohn, wurde geboren am 24. September 1757." Das Haus,

---

Der Jodlbauerhof Hs.-Nr. 61 in Hagnberg bei Geitau, an der Straße von Schliersee nach Bayerischzell, 1½ Stunde von ersterem entfernt, genießt wegen seiner originellen Bemalung eine gewisse Berühmtheit. Die Fenster sind mit äußerst zierlichen, fein- und reichgegliederten Rokokorahmen ummalt. Die Hauptfassade schmücken die Ganzfiguren folgender Heiligen: Christophorus mit dem Jesuskinde, Andreas (der Kirchenpatron von Elbach), Florian, Sebastian, Johannes der Täufer mit Lamm und Eva. Köstlich ist die Darstellung des erstes Sündenfalles. Am Hauseck strebt ein Baumstamm herauf, dessen Wipfel zum Teil auf die Vorderseite, zum Teil auf die linke Langseite hinüberreicht. Unter dem Geäste auf der Giebelseite steht Eva, welche den Apfel ergriffen hat und dem Adam auf der linken Langseite hinübergibt. Auf dieser Langseite, gegen die Straße, sind noch die Bilder der hl. Notburga mit der Sichel, des hl. Isidor mit der Gabel, der hl. Katharina mit Schwert und Lilie, des Papstes . . . . . . und des hl. Leonhard. Die rechte Langseite gegen den Garten und Hof mit Holz- und Düngerstätte zeigt vorn den hl. Benno (den Patron des Erzbistums München-Freising), dann den König von Brabant mit einem Ährenbüschel, ferner den türkischen Kaiser, endlich das bayerische Bauernwappen: zwei Löwen mit Sense und Rechen. Im Rahmen über der Küche sitzt eine Katze beim Schmaus eines Mäusleins, über dem Rahmen im Obergeschoß ein Eichkätzchen, auf dem Rahmen des zweiten Fensters gegen den Düngerhaufen ein kleiner Gockel. Bezüglich dieses Malerscherzes vergl. Hs.-Nr. 15 Wiedenbauerhof, Gemeinde Wörnsmühle! Im Rahmen über der Balkontüre im 1. Stock steht folgender Spruch:

Wir Menschen Bauen Häußer Vest und wo mir ewig sollen Sein
Und sind darin nur Fremde Gest da Bauen wir gar wönig drein.

I (Johann) 17 HP 86 (Hagenberger).

worin die Familie wohnte, heißt heute noch „beim Maler am Berg bei Glonn". Bezüglich der Freskomalereien, welche die Meister Böhamb, Vater und Sohn, geschaffen haben, steht die Forschung noch auf ziemlich unsicheren Füßen, d. h. auf mündlichen Überlieferungen und Vergleichen, da die Werke der beiden nicht mit Namen gezeichnet sind. Befremdlich möchte auch die verschiedene Schreibweise des Namens wirken: Das Taufbuch führt den Namen Behamb; der Sohn selbst aber hat sich an der Innenseite der Glockenhaustüre zu Elbach, dessen Turm mit einem überlebensgroßen Bilde des hl. Andreas, des Kirchenpatrons, geschmückt ist, als „Michael Böhamb, Mallerssohn von Glon, 1788" verewigt. Wir dürfen diesbezüglich nicht gar zu ängstlich sein; schreibt doch auch Karner von Mittenwald am Hause Nr. 24 in der Jachenau den Namen seines Heimatortes falsch, nämlich: Karner pinx. von Mittenwalt 1789. — Die Fresken, Fassadenbemalungen in der Gegend von Schliersee bis zum Inn, zeigen wesentliche Unterschiede

---

Über der Haustüre sehen wir folgenden Spruch:

Links vom Balkonsparren:
Sag Nichts herein, sag nichts hinauß
so bleibt der Frid in mein Hauß. 17.

Rechts vom Balkonsparren:
Wer bauen wil bey der strasen
der mueß die Leith Reden Lassen,
wans nur den gefalt, der uns bezahlt. 86.

Auch im Hause sind zwei Bilder. Beim Stiegenaufgang rechts sehen wir das Bild des Drachentöters St. Georg, links an der Wand im Obergeschoß das Bild des mildtätigen St. Martinus.

Elbach bei Miesbach.

Das Schmiedlwirtshaus zu Elbach ist mit den Bildern des hl. Sebastian, Christus am Kreuz und Franziskus Xaverius geschmückt.

Der Hof vom Unterstocker, etwa 20 Minuten außerhalb Elbach, ist anno 1762 erbaut worden; er zeigt an der Fronte in Medaillons die Bilder des hl. Leonhard, des hl. Andreas (des Kirchenpatrons von Elbach, der am Turm der Pfarrkirche abgebildet ist), des hl. Florian und des hl. Sebastian.

Die Fresken an der Nordseite: der hl. Stephan, Bartholomäus, Laurentius und die hl. Afra — sind von einem Bruder des Hofbesitzers, der als Student Renovationsversuche anstellte, so gründlich über- — strichen worden, daß ein gänzliches Verschwinden der Bilder nur angenehm empfunden werden kann. Ich behaupte das angesichts der alten Hausinschrift, welche lautet:

„Ich haw gebaut nach meinen sin;
dems nit gefält, der geh dahin;
doch haw ich vill, die mich beneiden,
aber wenig, die mich begleiden.
Doch mag mir einer winschen, waß er will,
so winsch ich im no so vill."

von den Arbeiten Karners und Zwincks. Die Architekturmalerei ist geringer. Wir sehen wohl sehr zierliche Rokokorahmen, doch fast gar keine Portal- und Pilastermalerei. Während Karner seine Heiligen gern als Brustbilder darstellte, auf Wolken thronend, zeigen die Schöpfungen im Mangfallgau fast nur Ganzfiguren der Heiligen, welche zwischen den Fenstern auf Postamenten stehen. [Man vergleiche z. B. die Fresken am Jodlbauernhof zu Hagenberg bei Fischbachau, am Wiedenbauernhof bei Elbach, am Haus Nr. 11 in Schliersee, Nr. 7 beim Kögel in Willing bei Aibling!] Auch in der Wahl der Sujets äußern sich Verschiedenheiten. In der fruchtgesegneten Gegend vom Schliersee herüber innwärts finden wir als Lieblingsdarstellungen der Landbevölkerung: Florian, Sebastian, Leonhard, Isidor, Notburga, Andreas, Christus am Kreuz, Maria im Ornat und als ganz besondere Stücke die vier letzten Dinge und Adam und Eva. (Letztere sind geradezu charakteristisch). Bemerkenswert ist auch das viele Spruchwerk bei den Fresken. —

Wörnsmühle.

Das Haus Nr. 15 (Wiedenbauer, Besitzer Alois Kirchmeir) ist im Erdgeschosse mit dem Kreuzesstamm, zu dessen Füßen die Büßerin Magdalena kniet, im 1. Stock mit den beim Landvolk beliebten Heiligen, dem hl. Isidor und der hl. Notburga, im 2. Stock mit dem hl. Florian und dem hl. Sebastian geschmückt.

Links und rechts vom Kreuzesstamme stehen die Verse:

„Maria Leiden ware groß
da Jesus lag in ihren schoß.

O betrüebte Muetter bitt für vnß bey Gott
Absonderlich in den Todt."

Links neben der Haustüre sind die Verse:

„Wann du willst im Himmel Gott ansehen
Muest allhier den Creyz—weg gehen.
Creyz und Leyden hat Gott geben
da wür können ewig Leben.

Wer das Creyz haast und flieht
die Höllen an sich zieht.
Wer in Creyz und leyden geduldig ist
difs der Rechte weeg zum Himmel ist."

Bei Maria unten am Kreuzesstamme finden wir die Mahnung:

„Jesus an den Creyzes Stamm
Naglen unsere Sünden an.

O Sünder Sich (sieh) mich an,
Was ich dür zu Lieb gethan!"

Bei den Fresken der bäuerlichen Lieblingsheiligen oben sehen wir nachstehende Worte der Aufrichtung und Fürbitte:

„Hl. Ißodor, den bauren Leucht es vor,
durch dein Arbeit und gebett
bitt vor vnß bei Gott
das vnßer arbeit auch vor Gott bestet."

„Hl. Nothburga durch dein betten
und Almoßen geben
bitte Gott vor vnß umb
seinen Seegen."

Mit den vorausgehenden Darlegungen möchte natürlich keinesfalls der Anschein erweckt werden — ich betone dies ausdrücklich, um jeglichem Mißverständnis vorzubeugen —, als ob das Flachland Bayerns und andere Gebiete keine Fassadenmalerei gekannt hätten. Gott bewahre! Ich will nur auf einige Namen und Gegenden hinweisen. Im Lechrain (Bezirk Landsberg) schuf der humorvolle Lechhansl (Johann Baader, gest. 1780) an und in Häusern und Kirchen prächtige Fresken. Wer seine Kunst bewundern will, besuche gelegentlich einer Wallfahrt das Wirtshaus zu Pilgertshofen bei Stadl. Da kann er im oberen Hausflur drei Deckengemälde köstlicher Eigenart von ihm betrachten. Wie Zwinck von Oberammergau gab er seinen Heiligenfiguren mitunter heimische Tracht. Auch an seinem Geburtshause zu Lechmühlen sind noch Bilder von ihm (darunter sein Porträt) erhalten. In Weilheim zierte die Häuser mit anmutigen Darstellungen der hochbegabte Sebastian Troger (gest. 1792). Schon hundert Jahre vor ihm war in dem betriebsamen Städtchen Johannes Greither

---

„Hl. Florian, wann ungefer feurer endsteckt
errett vnß auf allen g'fahrn
durch dein fürbitt und gebett,
due vnßer hauß und hoff bewahrn."

„Hl. Sebastian in Krankheit, Pest und Hunger Not
bitt du vor vnß bey Gott."

An der linken Langseite des Hauses (gegen den Gemüsegarten zu) sind oben (vom vorspringenden Dache geschützt) vier eingerahmte Fresken, welche die vier letzten Dinge darstellen: Tod, Gericht, Hölle und Himmel. Bei jedem Bilde ist oben ein Bibelspruch, unten auf einem Spruchbande ein Vers. Die Inschriften lauten:

I. Bild oben: „Allen Menschen ist auferlegt einmal zu sterben."
Unten: „O Mensch bereitte dich zum dodt bey Zeit, ‖ das ich dich nit find unbereit, sterben alle mießen, es sey alt, Jung, armb oder Reich, ‖ das ist mir ales gleich."

II. Bild oben: „Ich wil alle Völkher zusammenbringen und mit ihnen Rechnen."
Unten: „O Mensch sieh deinen Richter an und denkh ‖ wie er dich straffen kan.
Der gerechte wird dann bestehen, ‖ o sinder wie wirds dir ergehen."

III. Bild oben: „Ihr Feuer wirt nit erlöschen."
Unten: „O Mensch wenn du die höllisch pein nit willst Leiden, ‖ so muest du die sinden meiden.
Ewig erschröglich ist die pein, ‖ wenn du muest hinein."

IV. Bild oben: „Freut euch, denn euer Lohn ist groß in den Himmel."
Unten: „Das Seelig werden ist ein kunst. ‖ Gott gibt den Himmel nit umbsonst."
Der Himmel Leudet gewalt, ‖ der faule ihn nit erhalt."

(gest. 1641) als berühmter Freskenmaler tätig gewesen. Leider sind ihre Schöpfungen an den Häusern der Zeit zum Opfer gefallen. Zu Erding ist das Spital mit hübschen Fresken von Joh. Nep. Miller aus dem Jahre 1764 (Tod des hl. Joseph und Kreuzigung Christi, ren. 1901) geschmückt. Im Leutascher Tal (in Tirol) finden wir Arbeiten des Malers Joseph Degenhart aus Stams-Telfs. Die Fresken in der Kapelle zu Elmau bei Mittenwald (1784) und zu Oberleutasch (1792 pinx.) tragen seinen Namen. (Haus-Nr. 180 beim Ötzl, Haus-Nr. 99, Nr. 105 beim Klotz Heinrich und Nr. 114 beim Gögelinisi sind mit Heiligenfiguren und Ornamentik aus dem Ende des 18. Jahrhunderts geschmückt. Die Bilder unterscheiden sich in Auffassung und Farbenton auf den ersten Blick von den Arbeiten Karners im nahen Mittenwald.) Zu Reutte in Tirol (unweit Füssen) wirkte der geniale Joh. Jak. Zeiller (gest. 1783), der unter anderm auch die Klosterkirchen zu Ettal (1752/55), zu Benediktbeuern und Ottobeuren mit schönen Werken von seiner Hand ausstattete. Sein eigenes Heim

---

Auf der Gartenseite sind über dem Erdgeschosse noch die drei Ganzfiguren Jesu, Mariä und Joseph. Unter dem hl. Joseph an der Seitenfront steht:

„Hl. Joseph wir fliehn zu dir in allen nöthen — Bewahr die deine (Hilfe) allzeit
Du kanst unß von alle unheil und ybel retten — Besonders in den letzten streit."

Unter dem heiligen Herzen Jesu ist die Schrift:

„Das Herz Jesu steht offen — Wer liebt und fürchtet Gott
Bey den aber kann man alles gute hoffen. — der wird glücklich sein hier und dort."

Weiter heißt es hier:

„Pauen einen jeden zu gefallen das ist unmöglich. — Drum hab ich gebaut wies mir gfält.
Ich hab Baut nach meinen Sinn. — Die Leute muß man reden lassen
Den es nit gfalt der geh nur hin. — Wohl zu Haus wie auf der Gasen
Ich hab gebaut um mein Geld. — Es mag mir einer wünschen was er will,
So gschiehts doch wies Gott haben will."

Über die Zeit des Hausbaues und die vermutliche Zeit der Entstehung der Fresken gibt folgende Schrift Auskunft:

Ao. 1772 hat Curwinian Mayr diß Hauß gebaut
und sein heil. Nammens Patteran, nach Gott ihm genzlich anvertraut.

Die zierlichen Rokokoumrahmungen der Fenster sind sehr hübsch. Auf der rechten Langseite des Hofes (gegen den Brunnen zu) hat der Maler seiner Künstlerlaune Laufpaß gegeben: Wir erblicken da links auf einem Rahmen einen Affen mit einem Apfel (den Obstgarten andeutend), rechts eine Katze mit einer Maus, (den Getreidestock ankündend), über der Küche einen Hühnerhund, welcher den Bratspieß mit einem Huhn dreht. Die Girlande über dem Küchenfenster zeigt als Symbol zwei Kochlöffel. Nach der Meinung des Besitzers ist die Bemalung ein Werk Böhambs.



Pilatus- oder Bürgermeister Lang-Haus in Oberammergau.
Berühmte alte Architekturmalerei vom Lüftlmaler Frz. Zwink. (Text Seite 326.)
(Text Seite 326.)
Photographische Aufnahme von K. Christa, Oberammergau.

(Haus-Nr. 174 zu Reutte) versah er „um und um mit Engel-, Heiligen- und Tierfiguren und stimmungsvollem Zierat". Einen zweiten, überaus geschickten Meister besaß das obere Lechtal in Jos. Ant. Köpfle von Höfen bei Reutte. Im Pfarrhaus zu Wängle ist ein Abendmahl und im Kirchlein seines Heimatdörfleins ein Mariä-Himmelfahrtbild, welch' beide mit seinem Namen und dem Jahr der Entstehung (1793; 1800) gezeichnet sind. Er verstand besonders die Kunst, durch hübsche Scheinarchitektur aus schlichten Bauernhäusern wunderbare Paläste zu zaubern. Die Reihe der dörflichen Farbenkünstler und der Orte, wo sie ihr oft nicht gewöhnliches Können entfalteten, ließe sich selbstverständlich noch bedeutend verlängern. Gab es doch früher keine größere und fast keine rührige, kleinere Stadt Süddeutschlands, wo nicht wenigstens das Rathaus, ein Stadttor, das eine oder andere behäbige Altbürgerhaus oder ein Stiftungsgebäude mit einem Heiligenbilde bemalt war! Manches Haus trug auch statt eines schmiedeeisernen Handwerkszeichens ein Gemälde, welches auf das seit alter Zeit im Anwesen

---

Der Bauernhof Großschönau im Leizachtal (bei Nicklasreuth) weist zierliche Fensterumrahmungen und reichen Figurenschmuck auf. Links von der Altantüre im oberen Stock ist der hl. Isidor, rechts die hl. Notburga, die christlichen Musterbilder für Knecht und Magd. An der linken Langseite erblicken wir zwischen den Fenstern im 1. Stock den hl. Johannes den Täufer, Jesus, eine Maria immaculata und den hl. Florian. Die Heiligen stehen (mit Ausnahme Mariens, welche der Schlange auf der Erdkugel den Kopf zertritt) wie auf Postamenten. Vergl. die Figuren am Jodlbauernhof in Hagnberg, in Schliersee, in Willing! Über der Altantüre oben ist eine Gottesmutter; über dem Eingang im Erdgeschoße steht: „Alle, die gehen aus und ein, sollen von Gott gesegnet sein. Thomas Kolmberger 1785."

Mit hübscher Bemalung sind auch das Wirtshaus in Nicklasreuth und der Maurer in Hofreuth bei Nicklasreuth geschmückt.

Am Wirtshaus über der Türe im 1. Stock steht:

„Den Auß und eingang gott bewahr.
behuette vnß vor aller g'fahr."
1767.

Beim Maurer finden wir die bekannten Verse

a) über dem Eingang: „Sag nichts hinein, sag nichts hinaus,
So bleibt der Fried in meinem Hauß."

b) über der Laubentür: „Dies Haus ist mein und nit mein
und wird auch nit den zweyten sein.
dem dritten wirds auch übergeben
wird ihm auch wie mir geschehen rc. rc."

ausgeübte Gewerbe Bezug nahm. Beispielsweise können wir heute noch zu Ingolstadt in der Roseneckgasse am Eckhaus, in dem sich Jahrhunderte lang eine öffentliche Badestube befand, ein hübsches Bild des barmherzigen Samariters sehen, an der Danielbrauerei (Hochschulstraße 1) einen Daniel in der Löwengrube u. s. f. Später scheint mehr und mehr der Brauch in Aufnahme gekommen zu sein, anstatt der Fassadenbemalung mit Heiligenfiguren Statuetten (vornehmlich Marienbildnisse) in Nischen an der Hausecke oder über dem Hauseingange aufzustellen, wie ja auch bereits im 18. Jahrhundert in großen Städten die Stuckierung an Stelle der Fassadenbemalung in Mode kam. In unseren bayerischen Alpen aber gelangte, wie bereits eingangs behauptet wurde, die Fassadenmalerei erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur Blüte. Dann entfaltete sie dort aber auch einen staunenswerten Reichtum. Wir haben hiefür einen ungefähren Schätzungsmaßstab an der großen Zahl der heute noch bemalt erhaltenen Bauernhäuser. Es sind ihrer mehr als 100! Und

---

Willing bei Aibling.

Das Haus **Nr.** 7 (beim Kögel, Besitzer Rupert Heigl) hat durch verständnislose Übertünchung vor mehreren Jahren etliche hübsche Bilder verloren. Sichtbar sind noch nachstehende Bilder: An der Mittagseite im Giebelfelde die heilige Dreifaltigkeit und links davon Adam, rechts davon Eva, im 1. Stock Petrus, Paulus, Katharina, Barbara und Sebastian. An der Morgenseite erblicken wir oben die Ganzfiguren des hl. Leonhard und Joseph, unten im Erdgeschoß Maria und Christus am Pflocke. Der Spruch hiebei lautet (in zwei Stücke abgeteilt):

„Ich helfe dir, so wahr ich bin,
sagt er, und hält sein Wort.

Drum Seele halte dich an ihn,
er ist dein Schild, dein Hort."

Über dem vermauerten Eingang der Morgenseite steht folgender Spruch:

„Dies Haus ist gebaut mit Menschen Hand,
Holz, Stein, Kalch und Sand;
zu wohnen drin mit Gottes Gnad
G(ib Maria deinen) Rath."

(Die letzte Verszeile ist überweißt und nur nach Vermuten ergänzt.)

Der Name des Malers und die Zeit der Bilderentstehung ist den Besitzersleuten unbekannt; doch zweifellos sind die Fresken alt.

Bad Aibling.

Haus-Nr. 5 (in der Kirchzeilstraße, Brauereibesitzer F. X. Wild gehörig) zeigt an der Hauptfassade (Ostseite) eine Maria mit Jesuskind im Ornat. Darunter steht:

„Die Kirchenzeil wird es genannt,
Maria bewahr's vor Feuersbrand."
1760.

ebensoviele mögen schon durch Brand, Abbruch und Übertünchung ihre Bemalung verloren haben. Berchtesgaden kann die Ehre für sich in Anspruch nehmen, das Haus mit der ältesten Fassadenbemalung in unserem Hochgebirge zu besitzen. Es ist das Hirschenwirtshaus (Haus-Nr. 102, früher das Haus an der Brucken genannt), dessen lustige Bemalung mit Äffchen ꝛc. aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammt.

Doch nun genug von der alten Zeit; wir wollen uns noch kurz der Gegenwart zuwenden! Mit Freude ist ein Neuaufleben der Fassadenbemalung in unseren Alpen zu begrüßen. In Garmisch und Tölz (Marienstift) sind bereits schöne, vielversprechende Anfänge gemacht. Wenn sich Künstler von Namen (wie Professor Gabriel v. Seidl, Professor Karl Wahler u. a.) in den Dienst einer solchen Sache stellen, was anderes — als ein glückliches, fröhliches Gelingen sollte zu erwarten sein? Man gründet Vereine zur Erhaltung der Volkstracht. Wie wäre es, wenn sich auch Hausbesitzer und Freunde

---

Das Gemälde wurde vom Maler Ludwig Ofendorfer zu Aibling 1905 renoviert.

Haus-Nr. 10 (in der Kirchzeilstraße, beim Bauerwirt) heimelt uns durch seine altertümliche Bauweise an; es zeigt große Erker, Fenster mit Butzenscheiben und gemalten Rahmen. An der Straßenfassade ist ein Fresko: Christus am Kreuze mit Jerusalem als Hintergrund. Über dem Eingang ist in gemalter Rahme der Spruch:

„Der Spötter gibt es gar zu vill ich zier mein Hauß nach meinem Will
der Neider auch nicht Minder; .7 vor mich und meine Kinder.“ 70. (1770.)

Die Südseite des Anwesens schmücken die Bilder: Joseph mit Jesuskind, Maria im Ornat, Sebastian.

Zu den freskengeschmückten Häusern mit alter Bemalung darf wohl auch **Nr. 109** (Schützenstraße) mit Bildern Jesu, Maria und Joseph, Nikolaus und Florian, renoviert von Ludwig Ofendorfer und **Nr. 175** (Münchenerstraße an der Glonnbrücke) gezählt werden. Letztbezeichnetes Haus zeigt am Giebel der Fassade ein Bild der Jungfrau Maria, welche — auf der Erdkugel stehend — der Schlange den Kopf zertritt. (Das Gemälde wurde 1902 vom Maler Mich. Froschmaier in Aibling restauriert.)

Aising bei Rosenheim.

Gefällige Ornamentik im Stil Ludwig XVI. zeigt das Haus „beim Schober“.

Neubeuern.

An der Pfarrkirche ein Fresko der gnadenreichen Mutter Maria von Neubeuern von Gutthäter 1767, restauriert von Bard d. Leitn. Ein zweites Bild ist über dem Eingang.

modernen Heimschmuckes zum Zwecke zeitgemäßer künstlerischer Fassadenbemalung und verständnisvoller Ausbesserung schadhafter, alter Fresken im Gebirge zusammentun würden?! — Die Jetztzeit mit ihren veränderten Lebens- und Kulturverhältnissen ist freier in der Auswahl malerischer Vorwürfe; sie beschränkt sich auch auf dem Lande nicht mehr allein auf religiöse Darstellungen, sondern zieht die Geschichte in den Bereich ihrer Sujets. Möchte diesbezüglich die jeweilige Ortsgeschichte recht fleißig Verwertung finden!

Verweilen wir endlich noch einen Augenblick bei der Betrachtung der alten **Sinnsprüche** und Inschriften an unseren Häusern! Als Begleiterscheinungen der frommen Bilder sind die Verse zumeist religiösen Charakters. Man brachte auf Spruchbändern oder im Rahmen unter dem Bilde der Heiligen, womit man das Heim vertrauensvoll schmückte, das zum Ausdrucke, was man mit der

---

Degerndorf bei Brannenburg.

Haus-Nr. 9 beim Reichl. Die Fenster zeigen leichte Barockkrönung und Unterleiste. Über der Altantüre im 1. Stock ist ein gemalter Rahmen mit den Zeichen der heiligen Dreikönige C. M. B., links von der Altantüre ein Rahmen mit dem Monogramm A. P., darunter M. P., den Handwerkszeichen der Schreinerei und Baukunst (Zirkel, Winkel und Hobel) und der Jahrzahl 1784. Erbauer des Hauses: Anton Pertaler hat, nachdem das Gebäude niedergebrannt war, alle Schreinerarbeit und die reiche Freskomalerei im und am neuen Heim selbst gefertigt. An der Giebelseite im 1. Stock sehen wir links die hl. Maria auf Wolken, rechts den hl. Joseph, ihren irdischen Bräutigam mit dem Blumenstabe; im Erdgeschoße rechts den hl. Florian. Das Bild links — der hl. Martinus ist infolge Unachtsamkeit übertüncht worden. An der Straßenseite des Hauses erblicken wir oben links den hl. Antonius (den Namenspatron des Erbauers), rechts den hl. Aloysius. Darunter waren früher noch zwei Bilder: rechts Johannes der Täufer. Auf das linke Bild kann sich die heutige Besitzerin nicht mehr erinnern. Die Fensterläden, desgl. im Hause alle Zimmer- und Wandschranktüren sind bemalt (mit Jahreszeiten-, Jagd- und Handwerksdarstellungen). Auch die Decke in der schönen Stube oben zeigte Malerei; wurde nach München ins Nationalmuseum verkauft. Siehe dort das Brannenburger Zimmer!

Flintsbach.

Mit grünen Barockrahmen um die Fenster und zwei riesigen Tannenbäumen neben dem Hauseingang ist das Oberlauersche Gasthaus in Oberflintsbach, Haus-Nr. 6, bemalt. A. D. 1754. Renov. 1903. [In ähnlicher Weise, nur viel reicher und mit Heiligenfiguren ist das Schopferwirtshaus in Walchsee bei Kufstein ausgestattet.]

Verehrung und Fürbitte der Patrone bezwecken wollte: Schutz und Segen für Haus, Vieh und Feld. Doch auch schon aus den ältesten Hausreimen kann man neben dem mächtigen, christlichen Grundtone zwei andere Obertöne leise und freundlich herausklingen hören: als helle Terz einen gewissen Humor und Frohsinn, als weiche, milde Quinte harmlose Lebensweisheit (Zufriedenheit, Seelenruhe). Das ist auch der harmonische Dreiklang, auf den das Gemüt unseres Volkes im allgemeinen gestimmt ist. (Siehe die Verse in den Fußnoten, besonders die vom armen Niemand, die Lebensregeln über die Zeit, das Verhalten gegen den Nächsten &c. S. 328, 313, 3101) Wegen ihrer Originalität seien hier noch ein paar Häuserinschriften aus Altvätertagen angefügt:

„Gott behüt dies Haus so lang,
bis ein Schnek die Welt durchgang
und ein Ameis dürft' so sehr,
bis sie austrink 's ganze Meer."
(Altusried bei Kempten am Hause von K. Albrecht.)

„Wär eine Lüge halb so schwer
als meine Bürde Eisen,
so würde mancher Mensch nicht mehr
das Maul zu weit aufreißen."
(Zu einem Bild am ehem. Kieferer Hammer.)

Törwang bei Rosenheim.

Das Zuhaus der Post von Joseph Pallauf ist an der linken Langseite mit den Fresken der heiligen Mutter Anna mit Maria und des Ritters und Drachenbesiegers St. Georg, an der rechten Langseite mit den Bildern des hl. Franz Xaver und des heiligen Nährvaters Joseph mit dem Jesuskinde und der Lilie geschmückt. Die Giebelseite zieren die Bilder zweier weiblicher Heiligen, die eine mit der Erdkugel, die andere mit Kranz und Rosen auf dem Haupte. Um die Fenster sind Zopfrahmen gemalt. Im steinernen Türbogen oben ist die Inschrift:

„Wo Gottes-Forcht und Liebe wohnt,
mit Himmels-Segen wird belohnt."
G. P. 1784. A. P.
(Monogramm der Besitzerseheleute.)

Nußdorf am Inn.

Das Haus Nr. 21 beim Oberjager schmücken alte Heiligenfresken aus dem Ende des 18. Jahrhunderts: links an der Giebelseite St. Hubertus mit dem Hirsch, rechts St. Florian, über der Türe das von zwei Engeln umgebene Gnadenbild der „lieben Frau von Kirchwald", einer etwa halben Stunde entfernten Wallfahrtskirche, wo seit alters ein Einsiedler lebt. Am Dachsparren ist die Jahreszahl 1777 eingeschnitten. Aus dieser Zeit stammt überlieferungsgemäß die Malerei.

Am Haus Nr. 8 beim Unterroßner erblicken wir über der Eingangstüre „die liebe Frau vom nahen Gnadenort Kirchwald", von zwei anbetenden Engeln umgeben, die auf Wolken schweben, links St. Michael, wie er die Sünder wägt, rechts St. Florian, welcher den Brand löscht.

„Ich bin ein Mann, ich mus mich ducken,
und wan es Glük regnet, so bleib ich
drukn (trocken),
wan es Unglük regnet oder schneit,
So wier (werde) ich Nösser (näſſer) alls
ander' leit (Leut). Ano 1795."
(Völken bei Altusried am Hause von
Joh. Rist.)

„Sieh dich wohl für (vor), der Trug
ist groß
die Welt ist falsch und sehr gottlos.
Willst du derselben hängen an,
ohne schand kommst du nicht davon."
(Reit im Winkel.)

Die Häuserinschriften aus späterer Zeit und der Gegenwart entfalten betreffs des Inhaltes reichere Abwechslung. Der Grundakkord ist der gleiche; die Obertöne kommen aber zu kräftigerem Klange. Die Häuserinschriften treten auch selbständiger auf, d. h. ohne Bilder, wie dies ja im übrigen Bayern hauptsächlich der Fall ist. Zum Gruß und Schluß seien einige Proben neumodischer und doch alter Spruchweisheit zum besten gegeben:

„Es ist kein Ding so schön gemacht, — es kommt doch einer, der's veracht!
Drum gehe hin und schweige still; — es macht's ein jeder, wie er will."
(Inschrift an Hs.-Nr. 1 „am Bach" zu Tölz. Bemalung v. 1904.)

Die Fresken beim Untermüller sind jüngere Nachahmungen der Bilder am vorbezeichneten Haus **Nr. 8.** Über der Altane ist das Gnadenbild der lieben Frau von Kirchwald, links von der Altane St. Michael, rechts St. Florian. Diese Bilder sind vor ca. 40 Jahren entstanden. Maler Lagler in Neubeuern, gebürtig von Samerberg, hat sie geschaffen.

Mühlgraben-Reisach bei Oberaudorf.

Das Gasthaus des Virgil Keindl in Reisach ist ganz oben am Giebel mit dem Bild der heiligen Dreifaltigkeit, links von der Altane im 1. Stock mit der Mutter Gottes, rechts mit dem heiligen Nährvater Joseph mit dem Jesuskinde geziert. Maria und ebenso Joseph halten eine Lilie in der Hand. An der Straßenseite ist ein großes Bild des Drachentöters und Ritters St. Georg. Die Gewandung der Mutter Gottes ist in Weiß und Grün gehalten, also abweichend von den gewöhnlichen Farbenzusammenstellungen. Nach der Kenntnis des Hausbesitzers sind die Fresken mehr als 100 Jahre alt.

Oberaudorf.

Das Haus **Nr. 101** „beim Oberlaner" zu Mühlbach bei Oberaudorf weist über den Fenstern reiche, gemalte Aufsätze und mehrere Heiligenfiguren: links im oberen Stock den hl. Johann Nepomuk und bei der Türe die hl. ? , im Erdgeschoße links den hl. Joseph und bei der Türe die Gnadenmutter.

Die Nennermühle bei Oberaudorf schmücken im ersten Stock neben der Galerietüre links Jesus, wie er das Kreuz trägt, rechts die schmerzhafte Muttergottes. Ein Spruchband über der Türe.

„Ein Grämmchen Glück ist besser
als von Weisheit ganze Fässer."

„Deutsche Ware ist die beste
deutsche Treue ist die fest'ste."

„Borgt man nicht, so ist Zorn;
borgt man, so ist Geld verlor'n.
Viel besser ist der erste Zorn,
als Geld und Freund zugleich verlor'n."

„Dem Handwerk hilft kein Reichsstatut,
wenn Submission es macht kaput;
da hilft kein sozialer Eifer,
nur gute War' und gute Käufer."

„Das ist das Beste in der Welt,
daß Tod und Teufel nimmt kein Geld;
sonst müßte mancher arme Gesell
für Reiche fahren in die Höll."

„Der schlimmste Feind von allen Übeln
ist über das Sein stets nachzugrübeln.
Laß Schicksal walten und Verhängnis
bis zu dem eigenen Begängnis!"

„Schon Joseph im Ägypterland
ein Jünger Merkurs war,
verkaufte er doch per konstant
das Korn auf sieben Jahr."

„O hilf, St. Lukas, du Schutzpatron,
mit deiner Kunst, für welche wir warben.
Dir drohet ein Feind, der heißt Submission.
Nur billig! das sind seine Farben."

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben,
wollene Socken fürs frostige Leben.
Drum ehret die Frauen wie die Götter;
dann habt ihr auch stets gutes Wetter!"

(Sinnsprüche am Hause des Malermeisters Ludw. Osendorfer, Nr. 188 zu Aibling. Gemalt 1903.)

Beim Steinschneider in Burgberg bei Oberaudorf ist eine gekrönte Gnadenmutter an der rechten Langseite.

Kiefersfelden.

„Ruff an dein gott.
halt sein gebott.
Sey gedultig in noth (Leid gedult in not)
Gib Armen Brodt.
Schweig, meid und leid. (schweig, trag und leid)
Frag nit nach neyd.
die onzucht meyd.
hab acht der Zeit.
Auf Freund nit bau.
Nit allen trau.
Auff dich selbst schau.
Sey nit zu g'nau.
Pfleg deiner Gesund
Regier dein Mund.
Treib nit böß findt (Finten-Anschläge)
Hüt dich für (vor) sünd.
Die Alten ehr (verehr).
Die Jungen lehr (die Jugend lehr).
Dein Hauß ernähr.
Des zorns dich wehr.
Halt dich fein rein.
Mach dich nit zu g'mein.
Sey gern allein (bleib gern daheim).
Treulich (getreu) ichs mein.

Dieser Spruch, der um ein altes Kreuzigungsbild am Bauernhaus Nr. .. jenseits des Kieferbaches steht, findet sich auch beim Oberbräu (Obersteiner) im Markt Schwaben als Buchtext (Regula vitae) auf einer Tafel über der Türe im Nebenzimmer.

Sachrang.

Das Haus Nr. 9 beim Wiedholzer ist an der Giebelseite links mit dem Bilde des hl. Michael, rechts mit dem des hl. Florian geschmückt. Über der Altantüre im 1. Stock ist in der Türbekrönung ein Marienbildnis „Maria vom guten Rat". 1761.

„Die Freundschaft und die Einigkeit
bringt Glück und Segen allezeit.
O Gott, hilf uns mit deiner Hand,
erhalte uns das deutsche Land!"

„Dem Ärger nicht, der Freude nur,
steht offen dieses Hauses Flur.
Drum kehre hier willkommen ein,
wer froh will und bescheiden sein."

(Nr. 330, Gasthof „Deutsches Haus" in Aibling. Von Jos. Deckinger dortselbst gemalt 1904.)

Vivat zur Rechten, Vivat zur Linken,
redliche Freundschaft versüßt das Trinken!

(Weinhaus von Max Schweighofer in Tölz mit origineller Bemalung von Professor L. Herterich in München. Wirt und Gast in der Tracht des 18. Jahrhunderts laden mit vollem Weinglas zum Bescheidtrunke ein.)

„Wenn dies Haus nur so lang steht,
bis aller Haß und Neid vergeht,
dann bleibts fürwahr so lange stehen,
bis daß die Welt wird untergehen."

(Sinnspruch am Hause des Kaufmanns Max Wagner, Hs.-Nr. 159 am Marktplatz zu Aibling, aufgemalt von Jos. Deckinger vor ca. 10 Jahren.)

Der Hatznstätterhof (Hs.-Nr. 7) in Wildbichl bei Sachrang ist durch hübsche Säulenbemalung zwischen den Fenstern und schöne Fensterumrahmung ausgestattet. Im Portalrahmen über der Altantüre steht die Inschrift:

„Gelobt Sey Jesus Christus in alle Ewigkeit. Amen.
Disses Hauß hatt erbauth Johanneß Baumgarttner und Catharina
Wollfferstedterin. Gott bewahre disses hauß 1757. Andreas Baumgartner."

Hüttenkirchen bei Prien.

Eine schmale Bandleiste, die sich über dem Erdgeschoße um das in Putzmanier geschmückte Haus **Nr. 5** (beim Schmid) zieht, gibt folgende Spruchweisheit:
Linkes Langseitenfries:

Veracht mich nicht und das Meinige. bedracht zuvor das Deinige.
Wen ohne Dal (Tadel) finde(s)t dich, dan kom und ferachte mich.
Front: Wir bauen häuser fest. Darin seind mir nur fremde gest.
Wo wir sollen ewig sein. da bauen wir ser wenig ein.
Ferdig ist jetzt mein Haus. Man trägt mich halt hinaus.
Muß ferlaßen gros und klein. Das wie . . . .

Ruhpolding im Chiemgau.

Am Haus **Nr. 27** beim Staller erblicken wir am Giebel eine Krönung Mariens in imitiertem Holzrahmen, links den hl. Florian, rechts den hl. Sebastian, welchem ein Engel einen Pfeil herauszieht. Zwischen dem Hauptbilde (der Krönung Mariens) und dem hl. Florian steht:

„Gott Gesegne dises Haus Und Alle, die gehen ein Und aus!"

Zwischen dem Hauptbilde und dem hl. Sebastian ist die schnörkelige Inschrift:

„Gelobt Sey Jesus Christus, In Ewigkeit. Ammen."

An den Hausecken ist Säulenbemalung, um die Fenster und die Altantüre ist Ornamentik. Die rechte Langseite ist mit Bildern des hl. Georg, der hl. Margaret und Mariens geschmückt.



Jodlbauernhaus in Hagnberg bei Schliersee.
Charakteristische Figurenmalerei von Behamb. (Text Seite 332.)

„Friede, Freud' und Fröhlichkeit walt' in diesem Haus!
Gott behüte alle Leut, die da gehen ein und aus!"

(Spruch über dem Eingang zur Malerei von F. X. Wild an der Kolbermoorerstr. 106. Die Bilder des hl. Antonius, der Mutter Gottes, des hl. Joseph und der hl. Barbara sind 1879 vom Maler Jos. Osendorfer ausgeführt worden.)

„O breite deine Arme aus, Maria, die wir grüßen,
leg schützend sie auf dieses Haus dahier zu deinen Füßen!
O segne dieses kleine Nest, mag rings der Sturm auch wüten,
in deinem Schutze steht es fest, voll Gnaden wirst du's hüten!"
In alten Chroniken steht's zu lesen,
wie mit Bildern geschmückt sonst die Häuser gewesen
und wie lustsam die Gassen, die Stadt sie gemacht.
daß es wieder so werde, sei (ist) der Maler bedacht!

(Am Hause des Malermeisters Ludw. Osendorfer Nr. 181/82 zu Aibling.) (135)

Beim Schwabenbauer Hs.-Nr. 18 wirkt die hellgrüne, reiche Fenster- und Türenbekrönung sehr duftig und fein. Die Heiligenfiguren aber (links am Giebel der hl. Sebastian, rechts der feuerlöschende Florian) sind dürftiger ausgefallen.

Das Haus Nr. 45 (beim Drachsler) zeigt ganz oben am Giebel das strahlende Auge Gottes mit der Umschrift: „Das Göttlich aug so Alles sicht: Was offentlich vnd heimlich gschicht." Links von der Altantüre im 1. Stock steht (ganz in der schnörkeligen Schriftart wie am Haus Nr. 27): „Gelobt sey Jesus Christus ‖ R. In Ewigkeit." Rechts lesen wir: „Gott Geseegne dißes Haus ‖ Vnd alle die gehen ein vnd aus."

Über dem Hauseingang bemerken wir die Zeichen 17 M M A 66, den Rahmen der Altantüre M 1766 A.

Das Haus Nr. 37 beim Bersch ist mit gefälliger Fenster- und Türumrahmung im 1. Stock und am Giebel bemalt.

Das Pichlerhaus in der Urschlau schmücken gemalte Fensteraufsätze und an den Hausecken gemalte Buckelquadersäulen; auch an dem Obergeschoß aus Holz kann man alte Reste von Bemalung finden. Rechts neben der Haustüre ist folgendes Chronogramm:

Ist so erbaVet nIMB ab eIn Iahr hIerIn.
Von Hanns PIChr VnD Anne PIChLerIn.
1774 abgezogen 1 = 1773.

Am Zuhaus lesen wir rechts von der Altane:

Mir bauen Fest auf die Erden	links:
Vnd es sollte Ewig werden.	Das baVen Ist eIn schönner trost
Vnd es gefalle den Hausherrn schon	habs nIcht gewVhst Das sofIL kost.
Vnd wann es Ewig werden kont.	gott behIte Vns Von aLLen bösen zeIten
17. G. P. 90.	Vor DI MaVerer VnD zImmerLeVthen.

Schutzbäume des Hauses.

In den Ländern deutscher Zunge und weit darüber hinaus, so weit die Bevölkerung germanischen Ursprungs ist, kann man in der Nähe des häuslichen Herdes, der Stallung und Scheune häufig einen sogen. Schutzbaum angepflanzt sehen. Gewöhnlich ist es eine Esche, eine Linde, ein Hollunderbaum, eine Fichte oder Tanne, seltener ein Nußbaum, eine Buche oder Birke, welche sich neben dem Gebäude erhebt und ihre Äste wie schützend über das Dach breitet.(136) Der Brauch ist uralt und reicht mit seinen Wurzeln bis in die Zeit grauen Heidentums zurück, als unsere Vorfahren noch Wald und Baum als etwas Heiliges verehrten und unter geweihten Bäumen im Walde ihre Opfer darbrachten. (Fast bis in die Gegenwart herauf erhielt sich beispielsweise die Sitte, in den Tagen nach Weihnachten für Frau Holle Flachsbüschel in die Äste der Bäume beim Hause zu hängen, damit im kommenden Sommer der Lein auf den Feldern recht gedeihe.) Unsere Altvordern glaubten, daß in gewissen Bäumen die Geister Abgeschiedener ihren Wohnsitz nähmen. So wähnten sie auch, daß in dem beim häuslichen Herde angepflanzten Baume sich der Schirmgeist eines Ahnen niedergelassen habe, der — wenn ihm die nötige Verehrung zuteil würde — dem Heim besonderen Schutz angedeihen ließe. Das Schicksal des Hauses, der Familie, ja des ganzen Geschlechtes erachtete man mit dem Schicksal eines solchen Ahnen- oder Schutzbaumes verknüpft. Sein Gedeihen war also eine Hauptfrage, eine Hauptsorge. Im Ries und im südlichen Franken hielt man bis tief ins 19. Jahrhundert an dem Spruche fest:

„Ein Baum am Hause, der verdirbt, bedeutet einen Toten im Hause."

Es gab auch Schutz- oder Ahnenbäume, womit man das Geschick ganzer Gemeinden verwachsen meinte. Nachdem unsere Vorfahren bekehrt worden waren, weiß die christliche Sage von solchen, irgend einem großen Heiligen oder einem Glaubensboten geweihten Bäumen zu erzählen. So hieß es z. B. von der Korbinianslinde bei Freising, daß mit ihrem Fall einst auch die Stadt zu Grunde gehen werde. Um die Idee, welche unsere Altvordern zur Anpflanzung von Schutz- oder Ahnenbäumen bewegte, noch anschaulicher zu machen, darf vielleicht vergleichsweise auch darauf hingewiesen werden, wie in

vielen katholischen Gegenden vorzeiten die Bevölkerung ihre Häuser mit den Bildern von Heiligen (Schutzpatronen gegen Feuers-,[1]) Wassersgefahr[2]) und Seuchen[3]) ꝛc.) bemalen ließ oder die Statuen von Heiligen in Giebel- oder Ecknischen aufstellte. Die frommgläubigen Besitzer wollten auf diese Weise ihr Heim jedenfalls nicht bloß schmücken, sondern auch schützen, indem sie es eben der Fürbitte besonderer Heiliger anvertrauten. Nach der hohen Verehrung, welche Baum und Wald in heidnischer Zeit genossen, ist es erklärlich, daß sie auch in christlicher Zeit im Volksleben noch eine wichtige Rolle spielten. In alter Gewohnheit pflanzte man die Schutzbäume weiter, sich kaum mehr oder oft gar nicht mehr der urspüglichen Bedeutung dieser Sitte bewußt. Wohl erhielt sich in der Sage mancher charakteristische Zug aus grauer Vorzeit, z. B. daß ein heiliger Baum blute, wenn man ihn mit der Axt berühre, daß die dem Baume innewohnende Seele Krankheiten aufnehme. (Daher das Einpflöcken von Krankheiten und das Durchziehen oder Durchschliefen kranker Kinder durch gespaltene Bäume, das Einpfropfen von Eiter und Blut in die Rinde von Bäumen ꝛc.) Die Esche, der heidnische Weltbaum, galt als vom Himmel besonders geweiht und gesegnet. Man glaubte, zwischen der Esche und der von den Menschen gehaßten Schlange bestände eine solch' unaustilgbare Feindschaft, „daß eine Viper eher in ein Feuer springen, als in den Schatten einer Esche kriechen würde." Einem Eschenstabe getraute man die Kraft zu, bei bloßer Berührung eine Schlange bannen zu können, daß sie wie tot liegen bliebe. Ein Haus mit Eschen als Schutzbäumen galt vor Schlangen u. a. Gezücht gesichert u. s. f. Auf die Baumverehrung wurden bald christliche Züge übertragen; doch mag es mannigfach vorgekommen sein, daß auch Christliches und Heidnisches ineinander flossen. [Der Volksmund erzählt, daß die Gottesmutter auf ihrem Gange zu Elisabeth unter einer Birke — dem wegen seiner weißen Rinde der Göttin Freia heiligen Baume — rastete, und auf der Flucht nach Ägypten unter einem Hollunderbaume Schutz vor einem Gewitter fand ꝛc.] — Bedenken wir ferner die große Verehrung der hochheiligen Hasel(nußstaude)! Mit alter Treue und Vorliebe wanderten auch die späteren Geschlechter so weit es ihnen die christliche Lehre erlaubte, zur Andacht in den Wald, der auch auf

[1]) St. Florian. [2]) St. Nikolaus. [3]) Rochus und Sebastian u. a.

sie seine erhebende, stimmungsvolle Wirkung nicht verfehlte. Freilich, die ehemaligen heiligen Ahnenbäume wurden zu christlichen Taferlbäumen, an denen man eine Bildtafel der Gottesmutter oder des Gekreuzigten oder der drei armen Seelen, oder auch ein Marterl und Opfergaben rc. aufhing. Heute noch, wie vor Jahrtausenden hängt der Deutsche mit Leib und Seele an seinem Walde. Eine altgermanische Mythe läßt den ersten Menschen von einem Baume, dem beliebtesten und verbreitetsten aller Schutz- und Ahnenbäume: von der Esche, abstammen. Und ein allbekannter Scherzspruch erzählt noch heute von Sachsen, daß dort die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen. Wenn der Italiener, um seine bessere Herkunft anzudeuten, gerne darauf hinweist, „daß er nicht aus dem Walde komme", wir sprechen stolz: „Ja, wir Deutschen, wir stammen aus dem Walde!"

Anmerkungen.

1. **Memorabilia quaedam Argentorati abservata.** Neu herausgegeben uon Tille. Straßburg 1890.

2. Die Salzburgische Waldordnung von 1755 redet von Bechl- oder Weihnachtsbaschen. Der Pechlbaum ist die harzige Fichte, der Pechler der Harzabschaber.

„Steierischer Wortschatz“ uon Th. Unger, herausgegeben uon Dr. Ferd. Khull 1903.

Papst Liberius regierte uon 352—366. **„Geschichte der Päpste“** I von P. Andr. Hamerle. C. Ss. R.

3. **„Sagen aus dem Spessart“** von Herrlein-Schober. — Im Jahre 1680 ließ man die wunderbare Angelegenheit uon seiten des Würzburger Jesuitenkollegiums untersuchen. Der **„Augsburger Kuriositäten-Kosmograph“** aus dem 16. Jahrhundert erwähnt auch solcher Wunderfrüchte. Alljährlich zu Weihnachten um Mitternacht schößen Knöpfe an zwei Bäumen auf, denen zur Stunde die Blüte und gegen Morgen die reifen Äpfel folgten. Doch nur Menschen, die reinen Herzens wären, könnten sie finden. Ein solcher Wunderbaum stände außer bei Lohr a. M. noch beim Dorfe Schönberg unweit Lauf in Mittelfranken. — Tràudeln oder träuteln heißt im Steiermärkischen so viel wie innig liebkosen. Sieh „Steirischer Wortschatz“ uon Th. Unger, herausgegeben von Dr. Ferd. Khull! (Traudel-Erdkröte.)

4. Diesen Brauch hat der Dichter Martin Greif zu einem hübschen Gedichte „Barbarazweige“ ausgesponnen.

5. **„Christliche Symbolik“**, kleines Handwörterbuch uon P. S. Liebmann. 1892.

6. An der rauhen Ebrach (Steigerwald und Umgebung) buk zur Weihnachtszeit die Bäuerin aus süßem Teig allerlei Tierfiguren. Diese hießen der Hauswolf und wurden an Kinder und Dienstboten verteilt. — Davon wurde auch etwas aufgespart für den Fall, daß Feuer im Hause auskommen sollte. Es löschte den Brand, wenn man davon hineinwarf. **„Bavaria, Landes- und Volkskunde Bayerns.“** 1860.

Heutzutage haben sich der Christbaum und der Weihnachtsmann bereits im Yankeelande eingebürgert. In den Familien der Deutschamerikaner wird das Christfest nach der Väter Sitte gefeiert; nur kommt dort der Weihnachtsmann meist uom Nordpol in einem Schlitten, der mit weißen Hirschen bespannt ist, durch die Luft dahergefahren. Durch den Kamin dringt er in die Stube und füllt die am Ofen aufgehängten Strümpfe mit seinen Geschenken. (In London ist der Christbaum durch Königin Viktoria 1846 zur Einführung gekommen.)

7. Im Bayerischen Walde ward bei diesem Räucherumgange das Johannisevangelium „Im Anfang war das Wort ꝛc.“ von rückwärts gelesen. — An der bayerisch-tirolischen Grenze lebte der Viehscheim in der Einbildung des Volkes als zottiger Stier, die uordere Hälfte Fleisch, die hintere Hälfte Aas. Durch jämmerliches Brüllen kündete er ein großes Viehsterben an. Sein Geschrei galt als so charakteristisch, daß die Redensart entstand „brüllen wie ein Viehscheim“. Vergl. auch „Bavaria“ I 326 über den Viehschelm im Lechrain! und **„Volksmedizin und Aberglaube“** von Dr. M. Höfler 1893.

8. Vergl. Dr. K. A. Relser **„Sitten und Gebräuche des Algäus“** II 1895/1900.

9. Fr. Schönwerth **„Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen.“** Augsburg 1857—59. Bezeichneter Brauch war in der Gegend von Waldmünchen üblich.

10. Frz. Pfeiffer in der A. A. — **„Marschenbuch“** uon H. Allmers.

Gegen den Aberglauben um Weihnachten ꝛc. erließ Herzog Maximilian I. uon Bayern 1611 ein strenges Mandat, das alljährlich zweimal in allen Orten uerlesen werden mußte. **„Landtgebott wider die aberglauben, zauberey, hexerey & andere sträfliche Teufelskünste.“** München bey Anna Bergin.

11. Des Trommetens, Trommelns und Schreiens anläßlich einer Mondverfinsterung wird ferners erwähnt in dem „Verzeichnis aller abergläubischen Sitten und Gebräuche, welche uon den alten Germanen

in der Bekehrungsperiode beibehalten und mit christlichen Gebräuchen vermengt wurden" (**Indiculus superstitianum et paganiarum** von Kardinal Ferdinand von Fürstenberg). — Schallwahrnehmungen spielten bei der wilden Jagd, bei den Umzügen der Geister eine nicht unbedeutende Rolle. Man wollte Musik oder Waffenlärm ꝛc. aus der Höhe oder Ferne vernehmen, dichtete den bösen Geistern zu, daß sie die Natur beeinflussen könnten, schrieb den Hexen ꝛc. zu, daß sie Gewitter plötzlich machen könnten. So wird uns mancher Heidenlärmbrauch als Gegenmittel verständlich. Titel 22 der vorbezeichneten Schrift lautet: **De tempestatibus et cornibus et chanchis** („Über Unwetter, Hörner und Muscheln.") — Beda „Historia ecclesiastica gentis Anglorum" herausgegeben von Alfr. Holder Freiburg 1882.

Das Schießen in den heiligen Zeiten (Thomas-, Christ-, Neujahr- und heilig Dreikönignacht) wurde durch kurfürstlichen Befehl im Dezember 1674 in Bayern verboten. Kurfürst Max Emanuel bestätigte 1717 das Verbot betreffs des „Schießens und Plenkelns aus den Häusern in den heiligen Nächten".

Die zarten Silberfäden auf den Feldern im Herbste werden von einer Unmasse winziger, stecknadelkopfgroßer Feldsommerspinnen (aranea obtextrix) gezwirnt.

12. Augspurgisches **„'s Jahr ein Mal"**. 1764.

13. **„Wald- und Baumkult"** von Dr. M. Höfler. 1892.

14. **„Braunschweiger Volkskunde"** von Dr. Richard Andree. 1901.

15. **„Badisches Volksleben** — im 19. Jahrhundert" von Elard Hugo Meyer. 1900.

16. Vergl. dazu auch A. Schusters Abhandlung über das Pfeffern, **„Bayerland"**, Jahrgang III! In der Bamberger Gärtnerei ist den Mädchen das Pfeffern bis zum Haberschneiden im August erlaubt. Mancherorts gilt es als vornehm, nicht mehr zu pfeffern, sondern nur eine Pfeffergerte zu senden.

17. Frd. Panzer **„Beitrag zur deutschen Mythologie.** Bayerische Sagen und Bräuche." 1848/55. Daß mit dem Wunsche „a Christkindl mit an kraustn Haar" Familienzuwachs scherzweise angedeutet werden könnte, diese Vermutung bestätigt eine Stelle aus dem Abdankspruche, welchen mir der alte Hochzeitlader Immer von Geisenfeld vortrug: „ . . . zum erstenmal ein Buderl mit einem krauseten Haar, daß für den Mesner auch gibt ein Paar Semmel und Oar ꝛc. . . ."

18. Schon die Altinder kannten einen ähnlichen Brauch. „Da schlug der Hirte beim ersten Kälberaustrieb, nachdem er einen gegen Nord und Ost (also gegen die Frühsonne) gewachsenen, beblätterten Palâçazweig geschnitten hatte, mit diesem die Kuh und stellte sie mit einem Spruch in den Schutz der Götter, insbesondere Indras, gegen Krankheiten, Räuber ꝛc." **„Deutsche Volkskunde"** von Elard Hugo Meyer. 1898.

19. Es ist vielleicht nicht unangebracht, hier auch des sogen. „Quatemberpantschens" oder „Ausstreichens", das früher in unseren Schulen allgemein üblich war, zu erwähnen. Es geschah vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten, oder an der Fastnacht, oder am Ende des Schuljahres im April, bezw. Mai, oder alle Vierteljahre am Quatembertage. Da mußte die lernbeflissene Jugend durch die ausgespreizten Beine des Magisters kriechen. Dieser verabreichte dann mit einer Rute etliche gelinde Streiche auf den Hinteren, wofür ihm als Ausstreichlohn oder Lösegabe gewöhnlich ein Kreuzer gespendet wurde. Ob es sich hier nicht auch um eine sinnbildliche Austreibung aller bösen Geister handelte? In Nürnberg nannte man den „kurtzweiligen, uralten" Brauch „das Kind austreiben". Aus Erkenntlichkeit für die reichen Gaben veranstaltete der Magister einen Spaziergang oder Spieltag (mit Musik, Spiel und Tanz). Die Kinder erschienen dabei alle geschmückt. Eines der Mädchen stellte die Braut, einer der Knaben den Bräutigam dar. Diese sogen. Creutzfahrt wurde später verboten. Über das Ausstreichen berichtet die Schulordnung von 1564: „Item alls von Allter heer ist khamen, das man die khinder gewohndlich auff die dreu hohen Vest: alls Ostern, Pfingsten und Weihnachten, auch auf die Fastnacht und Tuldt Jakobl aufgestrichen und von einem khindt ain pfenning aufstreichgellt genommen, sol es nach dabey bleiben." Ähnlichen Inhalts ist das Bayreuther Consistorial-Ausschreiben von 1731/32. Sieh Schmellers **„Bayerisches Wörterbuch"** II. 807! An anderer Stelle sagt Schmeller: „Was das berührte Hauen oder Streichen um den Lebzelten betrifft, so ist schon in einer alten Predigt auf den unschuldigen Kindleinstag (Cgm. 837 f. 122) davon die Rede: ‚So kumpt her, das man an dem tag spricht zu den leuten: Ist der lezellt reßz, wenn man sy streicht vmb den lezellten. Sprechen sy nayn, er ist nit gut oder nit reß, so hört man nit auf zu slagen. Wenn man aber spricht: er ist reß oder gut, da ist frid im landt vnd bedeutt die unschuldigen kindl, sam sy mit dem streichen wolten sprechen ꝛc.'" Vergl. schließlich das far il verde der Römer und Römerinnen! — Endlich ist zu erwägen, daß Kranke früher mit einem Heiltum (einer Reliquie) bestrichen wurden.

20. „Bayerland", Jahrgang XII „Die wilde Jagd in der bayerischen Sage". Vergl. ferners **„Altbayerischer Sagenschatz"** von Dr. J. N. Sepp Nr. 127 „Der Sturmgott Waawaa"!

Das Bild von der Seele als Hauch findet sich auch in Freidanks **„Bescheidenheit"**. Es heißt dart: „Gleich einem Hauch fährt sie von mir — und läßt als Aas mich liegen hier. — Von Winden Wunder viel geschieht, — die niemand greift oder sieht: — Wie groß auch mag die Seele sein — sie hat hier dach geringen Schein." — In Brants **„Narrenschiff"** findet sich die Stelle: „Wo, wann und wie, ist ihm nicht kund, — bis ihm die Seel fährt aus dem Mund."

21. „Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert" von Eiard Hugo Meyer.

22. J. Wislicenus **„Der Kalender"**.

Interessant ist die „Tierzeichenerklärung", wie wir sie in alten, bayerischen Kalendern des 15. und 16. Jahrhunderts für jeden Monat finden (Dr. Petzet in „Volkskunst und Valkskunde" V.):

Jenner: Nit ensalb dein gepain
wann der man (Mond) tragt Wasser
haim (Wassermann).
Paumpelzen und Heuser pauen
rat ich dir mit treuen 2c.

Hornung: Die Füß nit salb noch enwisch,
wann der man (Mond) scheint in dem
Visch (Fische).
Guet tranck solt du nemen,
die straß mag dich nit lemen 2c.

März: Des haubtes sol man schonen
wann in dem Wider (Widder) ist der
manen (Mond)
nit zu ader lassen, aber paden
is guet an allen schaden 2c.

April: Wann der man (Mond) ist in dem
Stier,
so pelz paum vil oder vier.
Heuser pauen ist guet,
Samen seyen (säen) auch nuz tuet 2c.

Juli: Der lev (Läwe) meret Schmerzen
der lungel und dem herzen.
Nit leg an ein neues gebant (Gewand),
bist du geladen, du wirst geschannt 2c. u. s. w.

Friedrich Kluge kann sich in seinem **„Etymologischen Wörterbuch"** (1894 S. 312) mit der Ableitung des „althochdeutschen Wartes Sambaztag aus dem kirchenlateinischen sabbati dies, woraus das französische Samedi und das italienische Sabbata stammt", nicht befreunden, „weil dadurch die hochdeutsche Nasalierung nicht erklärt wird 2c.".

23. „Badisches Volksleben" von E. H. Meyer. — Hier ist vielleicht die Mutter Gottes am Samstag nach Abwürdigung Freias zu dieser in Gegensatz gestellt. — In der Altmark und in Halstein war der Freitag bis in die Gegenwart ein bevorzugter Tag zur Eheschließung. — Auf dem altbayerischen platten Lande haben die heiratslustigen Mädchen den Samstag sehr gern; denn da kommt abends der Bursche zu Besuch (aufs Kammerfensterln, zum Gasseln). „Heunt is a Samstagnacht, wo mir mein Herzl lacht; heunt geht's na(ch) lusti zua, kimmt no mein Bua!" läßt der Volksmund das altbayerische Deandl singen.

24. In den Haßbergen hübsch als Felsenstädtchen gelegen. Von den Königsbergern geht heute noch im Munde der nachbarlichen Franken die Rede: Sie seien so klug, daß bei ihnen jedes Ei zwei Dotter habe.

25. Aus dem **„Rhönspiegel"** von L. Höhl. 1892. — Im altbayerischen Volksmunde ist die Drassel die Kehle oder Gurgel. Der Sprachfarscher Schmeller erwähnt in seinem „Bayerischen Wörterbuche" des Drasselringes, welcher beim Glückwünschen übergeben zu werden pflegte.

26. und 27. J. Walter in Speyer. „Bayerland", Jahrgang IX.

28. J. Wislicenus „Der Kalender".

29. Ein „Sterndreherlied und ein Dreikönigslied" sind in der Sammlung **„Des Knaben Wunderhorn"** von Armin & Brentano enthalten.

30. „Bavaria" II 262.

31. Mündlich und in der **„Chronik von Mittenwald"** van J. Baader.

32. Ja. Ludavicus Gotafredus in seiner „Archontologia cosmica". Schöppner Sagenbuch Nr. 719 und Jörg Wickrams **„Rollwagenbüchlein"** 1555(57), sprachlich erneuert van K. Pannier (Schwank 39).

33. Schönwerth „Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen". 1857/59.

34. „Rhönspiegel" von L. Höhl.

35. „Zur pfälzischen Volkskunde". „Bayerland", Jahrgang XI. Abhandlung von Theod. Zink.

36. Von K. Hartmann in Meckenheim. „Bayerland", Jahrgang X. „Bavaria" IV und Dr. Andree „Braunschweiger Volkskunde".

37. Karl Hartmann im „Bayerland", Jahrgang X.

38. Dr. K. A. Reiser „Sitten und Gebräuche des Algäus II und mündlich.

39. „Steierischer Wartschatz" von Th. Unger.

Michels „Studien über die alten, deutschen Fastnachtspiele".

40. Ja. Ludavicus Gatafredus „Archautalagia cosmica". 1649 bei Matth. Merian.

41. „Bavaria" II 2. 834.

42. Fr. Schönwerth „Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen". I. 350. — Die Eisenkette in Kreisform bannisiert, friedet und feit. Der geschlossene Kreis ist eine uralte Bannform. Bei einem Brande umgehen daher manche Leute kreisförmig das Haus, um das Feuer einzuzirkeln, daß es nicht weiter um sich greift.

43. Mündlich.

44. **„Chronik der Grafschaft Werdenfels in Oberbayern"** von Joh. Bap. Prechtl. 1850. In Friedr. Panzers Sammelwerk „Beitrag zur deutschen Mythologie. Bayerische Sagen und Bräuche" wird über das Scheibentreiben oder Scheibenschlagen im Wiesental, in Nauders in Tirol, in Waldstetten und Leinheim in Schwaben, zu Friedingen a. d. D., zu Tettnang, Kloster Weingarten, Altshausen in Württemberg, zu Mittenwald und Oberau in Oberbayern berichtet. Zu Kloster Weingarten trieb man die erste Scheibe zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit; auch schlug man Scheiben zu Ehren der Landesregierung. In Oberau bei Partenkirchen geschah das Scheibentreiben am Karsamstag und Osterdienstag nachts. Der übliche Spruch hatte noch den Zusatz für die zu ehrende Person: „Geht's ihr guat, so hat sie 's guat! Geht's ihr nöt guat, wird sie 's nöt für übel hab'n!" Die Bursche erhielten fürs Scheibentreiben von den Mädchen gefärbte Ostereier oder Kücheln. Statt der Scheibe wurde von manchen ein altes, mit Stroh umwundenes Wagenrad den Berghang hinabgerollt.

45. Auf einrm Bilde in der Sakristei der St. Peterspfarrkirche in München war die Pestseuche so dargestellt, daß die Strafengel Gottes giftige Pfeile vom Himmel herabschossen. Das Gegenstück: Pfeile, die beim Scheibentreiben, diesem Frühlingsfeste, in die Luft geschossen werden, sollen Glück bringen. — Es dürfte ein Irrtum sein, bei den Scheibenreimen den Ausdruck Rain als Rhein(fluß) aufzufassen und zu schreiben, wie das öfter geschehen ist. Der Wunsch „Scheibe übern Rain!" soll wohl nichts anderes bedeuten als Glück und Segen bis über die gewöhnliche Grenze hinaus. — Ganz wie in Mittenwald lautete der Spruch in der Nesselwanger Gegend im Algäu. Sieh „Bavaria" II 2. — Vergl. endlich die Pfeile des Apollo (Phöbus)!

46. Dr. K. A. Reiser „Sitten und Gebräuche des Algäus" II und mündlich.

47. Panzer. — Heinzelein von Konstanz: „Treib deine Scheibe, wenn sie geht 2c." Freidanks „Bescheidenheit", aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von Pannier.

48. „Rhönspiegel" von Höhl und „Bavaria" IV.

49. Dr. K. A. Reiser „Sitten und Gebräuche des Algäus."

50. und 51. Dr. Eugen Mogk, „Germanische Mythologie".

52. „Indiculus superstitionum et paganiarum" von Ferdinand von Fürstenberg, der 1655 nach Rom berufen wurde und bis 1667 als Kardinal dort lebte. — Vergl. den Brauch des „Sündenessens" in einigen Gegenden Englands. Dort legt man auf den Leib eines Toten Brot, das dann ein Armer gegen Entgelt verzehrt, wodurch er die Sünden des Heimgegangenen auf sich nimmt. — In Churbayern wandte sich ein Erlaß vom 7. Juli 1803 gegen die Sitte, „daß man an einigen Orten den Körper des Verstorbenen mit einem weißen Tuche bedecke, auf selbes zur Gärung eine geknetete Mehlmasse lege und sonach daraus Küchein backe und diese an die Gäste verteile. . . ." Churbayerisches Regierungsblatt 1803.

53. „Deutsche Volkskunde" von E. H. Meyer.

54. Archiv für Anthropologie. 1906. IV. und Jul. Lippert **„Die Kulturgeschichte** in einzelnen Hauptstücken" (II. Aus der Geschichte des Eigentums. 1886.) „Man bot dem Toten erst einen Teil für das Ganze, dann ließ man die Armen an seine Stelle treten. Vermittelnd trat vor und neben die Armen noch die Kirche. Die Sorge für die Seele hat sich mit der Entfaltung der Religionsbegriffe reorganisiert 2c."

55. Dr. Graßl im „Bayerland", Jahrgang VI.

56. Ein viereckiges Stückchen aus dem Seidenmantel der hl. Gertrude wurde seinerzeit der Kaiserin Maria Theresia verehrt. „Sagen aus dem Spessart" von Herrlein-Schober.

57. Jakob Grimm: „Den Gothen hieß man ich denke, gaman ich gedenke, erinnere mich. Davon leitet sich das althochdeutsche minna her. Gertrud, die an Freya, wie auch an Hulda und Berchta angelehnt scheint, wird auch wie letztere spinnend vorgestellt."

58. Eugen Mogk „Germanische Mythologie". — In manchen Gegenden gehört Gertrud zu den drei christlichen Guttäterinnen oder Heilrätinnen, welche an die Stelle der drei Nornen (Schicksalsschwestern) getreten sein sollen und bald Aindett, Waldett und Wardett, bald Kunigund, Mechtild und Euphemia, bald Ottilie, Mechtild und Gertrud genannt werden. „Unser Bayerland" von Denk und Weiß.

59. Dr. Ald. Freybe **„Züge deutscher Sitte und Gesinnung"** (Heft 3 Das Leben im Dank). 1888.



Marienstift in Bad Tölz.
Moderne Fassadenmalerei nach historischem Vorwurf von G. v. Seidl. (Text Seite 339.)
Photographische Aufnahme von Paul Sixt, Tölz.

60. Jakob Grimms „**Deutsche Mythologie**" enthält ein altes Gebetchen zur hl. Gertrud aus dem Latinarius metricus des Magisters Andreas: „O pia Gertrudis, quae pacis commoda cudis, bellaque cancludis, nos caeli mergito ludis". Um Memmingen trinkt man an Jakobi „die Stärke" für die Ernte. Die Bäuerin tischt an diesem Tage besseres Essen und hübsch viel Bier auf oder die Dienstboten und Erntearbeiter erhalten das Geld zum Stärketrunke. — Des „Schön- und Stärketrinkens" zu München am ersten Sonntag nach Ostern erwähnt auch C. A. Regnet in seinem Buch „**München in guter, alter Zeit**". Den Mettrunk genossen junge Leute und junge Ehegatten. Unter den Leckereien durften Schifferln nicht fehlen. In den Schienkeltagen zu Lichtmeß hielten auch die „ihre Stelle wechselnden Dienstboten paarweise" beim Lebzelter Einkehr.

61. und 62. „Der Sommertag am Sonntag Laetare" zu Meckenheim von K. Hartmann, „Bayerland", Jahrgang X.

63. Cl. Kleeberger „Der Sommertag", „Bayerland", Jahrgang XVI. Nr. 30 und Otto Stang „Bayerland", Jahrgang VIII.

64. Theod. Zink „Bayerland", Jahrgang XVI S. 430.

65. „**Das Regnitztal**" von Dr. Armin Seidel und „Bayerland", Jahrgang VII S. 588.

66. „Sagen des Spessarts" von Ad. von Herrlein, 2. Auflage, herausgegeben von Schober. 1885. Auch in Thüringen und im fränkischen Voigtlande hat sich das Todaustragen bis auf unsere Zeit erhalten. Sieh „**Sächsische Volkskunde**" von Dr. Rob. Wuttke!

67. B. Clemenz „Schlesiens Bau und Bild". F. Vogt „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen". In Schlesien ziehen jetzt die Kinder beim „Sommersingen" mit Sommerbäumchen durch die Dorfstraßen. Früher trugen sie eine Strohpuppe, welche den Tod darstellte und zuletzt ins Wasser geworfen ward. Man bringt dort den Brauch mit dem Piastenherzog Miesko in Zusammenhang, welcher am Sonntag Laetare 965 alle Götzenbilder zerstören ließ. — Auch Häslein in seiner „Nürnberger Chronik" erwähnt des Brauches und sagt „Sonntag Laetare, wo ehedem die Götzen hinausgetragen wurden". — Panzer schildert in seinem Werke „Das Todaustragen" zu Kronach und zu Horschdorf in Oberfranken. Der Spruch, womit man die Strohpuppe zu Kronach vor den Häusern umtrug, lautete:

„Tragen wir den Todia aus
über der Katz ihr Maus;
über die Kolangerer Brücken
wollen mer ihn das Wasser stürzen."

In Horschdorf sprachen sie:

„Der Todensonntag ist kumma.
Drei Rösla hab'n mer g'funa.
Drei Veigla blau, drei Rösla rot,
b'hüt uns Gott vor gähem Tod!
Hätt'n mer 'n Tod net naustrog'n,
so hätt er alle Horschdorfer erschlog'n" u. s. w.

68. Vergl. hiezu auch die Abhandlung „Frühlings-, Gregorius- und Rutenfeste" von Dr. Krallinger im „Bayerland", Jahrgang I! — Über die Brezel als pretialum (Schulpreis) gibt eine Auslegung das Kinderlied in „des Knaben Wunderhorn": „Die Brezel heißt pretialum, ein Preislein für die Kinder, die in der Schul nit sind stumm und dumm, gleich wie die Rinder. Sie hat in sich auch die Figur von den Buchstaben allen 2c." Dem Bischof wird am Hirtenstab die Brezel vorgetragen.

69. Siehe das Lied hiezu in „des Knaben Wunderhorn" von Arnim & Brentano unter „Sommerverkündigung".

70. Auch unseren Altvordern war das Reiten auf einem Esel etwas ihren Anschauungen ganz so Widersprechendes.

71. „Bavaria" und „Bayerland".

72. Meidinger „**Historische Beschreibung von Landshut**" II. 1787.

Mitunter wurde den Neuerungssüchtlern zum Trotz eine neue Palmeselfigur angeschafft. — F. Nork „**Festkalender**". 1847. E. A. Stückelberg „**Die Palmsonntagsfeier im Mittelalter**". Basel 1894. Rich. von Strele „**Der Palmesel**". Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1897.

73. Von der gesalzenen Gründonnerstagbreze behauptet man in manchen Gegenden Schwabens, daß man durch den nüchternen Genuß derselben das ganze Jahr fieberfrei bleibe. Über das Brezelgebäck 2c. vertritt Dr. M. Höfler die Ansicht: „Das Trauerfasten (eine Zeit des Seelenkults) war eine Folge der Furcht vor der Rache der Verstorbenen, denen man durch das Essen bestimmter Speisen oder während bestimmter Fristen nicht zu nahe treten durfte. Die Brezeln (Bäugeln oder Kringel mit den verschlungenen Armen) sind die Teigsymbole des Totennachlasses (Brasselets, Baugen, Ringe), der zwar dem Verstorbenen gehörte, aber durch das Ringsymbol aus Teig abgelöst worden war." Man denke auch an die volksmedizinische Bedeutung der gesalzenen Brote (und des sogen. gerösteten Salzes)!

Dr. Eugen Mogk bemerkt in Wuttkes „Sächsischer Volkskunde“: „Dieses Fastengebäck war von jeher ein Gegenstand des Handels. Früher hatten nur bestimmte Bäcker das Recht, Brezeln backen zu dürfen. In verschiedenen vogtländischen Städten gehen die Brezeljungen kostümiert umher und melden sich durch Schnurren oder Pfeifen an.“

74. Ihrer geschieht bereits in dem alten Buche des Freiburger Professors Lorichius vom Aberglauben Erwähnung. — Im schwäbischen Oberland werden die Leichen gewaschen und ihnen dann die Nägel an Händen und Füßen abgeschnitten. Nach altnordischer Vorstellung war das Schiff Naglfar, das beim Weltuntergang erscheint, aus den Nägeln der Toten zusammengesetzt. Bierlinger **„Volkstümliches aus Schwaben“.** II. S. 406. Vergl. auch „Altbayerischer Sagenschatz zur Bereicherung der indogermanischen Mythologie“ von Dr. Sepp. 1893. Nr. 161.

75. Schönwerth und „Bavaria“.

76. **„Passionale“.** (Die kirchliche Feier der heiligen Karwoche) von Dr. W. K. Reischl. **„Altbayernland und Altbayernvolk“** von J. Schlicht. 1886. Frz. Grundmayr **„Die römisch-katholischen Kirchenbräuche“.** München. 1792.

77. „Bayerland“, Jahrgang ....

78. a) Vergl. W. Tappert **„Wandernde Melodien“** und **„Volkskundliche Streifzüge“** von Karl Reuschel. 1903.

b) Frdr. Panzer berichtet in seinen „Bayerischen Sagen und Bräuchen“ II., daß es nach Aussage alter Leute früher in der Freisinger, Erdinger und Abensberger Gegend der Brauch war, am Karsamstag nach der Auferstehungsfeier eine Strohpuppe, den sogen. Ostermann, vor dem Dorfe zu verbrennen. Ein Bursche zündete in der Kirche ein Licht an, lief damit auf das Feld hinaus und zündete den strohernen Ostermann an. Das Judasfeuer hatte den Zweck, den Hagelschlag abzuwenden.

79. Allmers „Marschenbuch“.

80. „Braunschweiger Volkskunde“ von Dr. Rich. Andree. — Vom 17. Jahrhundert an wurde mit landesherrlichen und kirchlichen Verboten gegen die Osterfeuer angekämpft.

81. Nach eigener Anschauung und der Schilderung von Schmidtkontz im „Bayerland“, Jahrgang VII. Vergl. auch „Bavaria“ III 956! — J. Grimm sagt in seiner „Deutschen Mythologie“: Die Osterfeuer waren hauptsächlich bei den sächsischen Volksstämmen üblich. In Mittel- und Süddeutschland — also in Thüringen, Franken, am Rhein, in Schwaben, Bayern, Schlesien und Österreich — kannte man nur die Sonnwend- oder Johannisfeuer. — Zu Diessen am Ammersee wurden früher am Ostermontag Sannwendfeuer abgebrannt. — Seb. Brant geißelt in seinem „Narrenschiff“ die Sitte der Frühlingsfeuer mit folgenden Worten (Kap. XXVIII):

„Der ist ein Narr, der Feuer facht — zu mehren des Sonnenscheins Macht,
oder wer Fackeln setzt in Brand — dem Sonnenglanz zum Beistand....
Laß wittern ihn (Gott), laß machen schön.“ ꝛc.

82. „Bayerland“, Jahrgang IX „Osterbräuche in Franken“ von P. Ulsch in Nürnberg.

83. **„Thüringen“,** geographische Monographie von A. Scobel. Vor 50 Jahren wurde das Spiel noch aufgeführt. — Im Städtchen Kelbra am Kyffhäuser wird am Nachmittag des ersten Ostertages der Winter, eine ausgestopfte Puppe, von der Jugend verbrannt. Zuvor zieht sie mit dem Rufe: „Gebt dem armen Tod auch was mit!“ von Haus zu Haus.

84. Darüber berichtet in interessanter Weise die Schrift von Hofrat Dr. Max Höfler: **„Ostergebäcke“,** vergleichende Studie der Gebildbrote zur Osterzeit. Suppl. Heft 4 der Zeitschrift für österreichische Volkskunde.

85. „Rhönspiegel“ von Leopold Höhl.

86. „Bayerland“, Jahrgang V 451 Abhandlung von Schmidtkontz in Würzburg.

87. Zur Frage des eierlegenden Osterhasen wäre es nötig, auch aus alten Schriftwerken nachweisen zu können, wann der Osterhase in der Literatur zum erstenmal in Text oder Illustration als Eierleger auftritt. — Ein „Protocollum Actum Onalzbach vor dem herrschaftl. Jäger Haußꝛ den 28. July 1758“ berichtet: „Nachdem von dem herrschaftl. Wildmeister Bolz zu Sulz die Anzeige beschehen, daß bei dem (markgräfl. ansbachischen) Förster Fuhrmann zu Solnhofen ein Haas, den er als jung aufgezogen, etliche Eyer gelegt haben soll, und solche Sache, weil es als eine seltene Begebenheit und große Rarität Serenissimo unterthänigst vorgetragen worden, so haben Höchstgedachtdieselben gnädigst befohlen, ersagtem Förster den Befehl zuzufertigen, daß er sogleich nach dessen Empfang den Haaßen nebst den Eyern wohlverwahrt anhero zu bringen und sich darüber ad Protocollum nehmen lassen solle, damit solche Eyer nebst dem Haaßen, der sie gelegt, in der Kunstkammer zur Rarität aufbewahrt und

diese seine Aussage als ein glaubwürdiges Attestat beigelegt werden könne. Solchem nach findet sich gedachter Förster zu Solnhofen, namens Joh. Friedr. Fuhrmann, 62 Jahre alt, geziemend ein und sagt auf Befragen beym Jagdsekretariat pflichtmäßig aus: Er habe den Haaßen, als er anno 1755 mit seiner Frau an Bartholomä auf dasige Kirchwey gegangen, unterwegs an eyner Eichen auf einer pfälzischen Wildfuhr in der sogen. Haart gefangen und mit nach Hauß getragen. Dieser Haaß seye so groß als eine Häßin der Wildniß worden und habe das frühe Jahr darauf im Monat März (also nicht direkt auf Ostern) in einer alten hölzernen Truhe, worin er beständig (vielleicht neben oder mit Hühnern?) gesperrt gewesen, ein Ey wie ein kleines Hühner-Ey gelegt. Anno 1757, auch im Monat März, habe solcher das zweite und im Monat April das dritte, dann anno 1758 in obiger Zeit in etlichen Wochen nacheinander das vierte und fünfte Ey gelegt, welch oler letztere ganz rund geformt gewesen. Von diesen fünf Eyern habe eines Herr Reichs-Erdmarschall Graf von Pappenheim geöffnet, worinnen nichts als weißes Wasser gewesen, und eines habe Herr Forstmeister von Drechsel zu Wendelstein bekommen; die übrigen drei aber habe er nebst der Häßin, die sie gelegt, nach Triesdorf geliefert." C. Schenkling im Generalanzeiger der M. N. N. 1907. Nr. 431. — Der Volkswitz läßt auch den Esel Eier legen. Bekannt ist ja das uralte „Weilheimer Stücklein" vom Kürbis als Eselsei, welches der Landrichter auf dem Gogelberg ausbrüten wollte, das ihm aber entschlüpfte, den Berg hinabrollte und in eine Staude hineinfuhr, woraus dann ein erschrecktes Häslein hervorsprang. — Wunder mit Eiern waren früher überhaupt sehr beliebt. Vergl. die Gründung des Klosters Taxo bei Dachau, wo U. a. S. Clara lebte! — Dr. J. Nover **„Bedeutung und Nachwirkung germanischer Mythologie"**. Heft 354 Serie XV der Sammlung gemeinverständlich wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Fr. von Holtzendorff.

88. In Beichtbüchern des 14. und 15. Jahrhunderts wird gegen ihn (wie gegen die Hexen) geeifert. — Er sollte vornehmlich am Karfreitag umgehen und ist zweifellos als Korndämon aufzufassen. — Im schwäbischen Unterland sagt man von einem Burschen mit einem recht großen struppigen Kopfe: Hat oder der einen Bilmes auf! — Als Mittel, um den Bilmes oder Durchschnittler zu erkennen, galt als erprobt, einen ausgestochenen Graswasen — namentlich einen solchen, worauf ein Maulwurfhaufen war, verkehrt auf den Kopf zu setzen, also so, daß das Grüne unten war, die Würzelchen aber nach oben standen. „Bavaria" I 320.

89. „Bavaria".

90. „Vom deutschen Volksglauben" von M. Busch.

91. **„Geschichte der Hexenprozesse"** von Dr. Soldan-Heppe. **„Aberglauben aller Zeiten"** (Geschichte der Teufelsbündnisse, der Besessenheit, des Hexensabbats und der Satansanbetung). Bd. IV von Wilhelm Fischer. **„Geschichte der Hexenprozesse in Bayern"** von Siegmund Riezler. 1896.

92. „Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen." Von Fr. Schönwerth.

93. Martene **„De antiquis ecclesiae ritibus"**. „Die katholische Kirche weiht und tauft die Glocken, damit ihr Klang und Schlag zur Kirche lade, alle Nachstellungen des bösen Feindes unwirksam mache, Hagel und Gewitter verscheuche 2c." — In Dießen am Ammersee wurde mit der berühmten Mechtildisglocke gegen die Gewitter geläutet. An dieser hing ein Büchschen mit Haaren der heiligen Gräfin (von Andechs). Bei einem Brande 1828 ging die Glocke zu Grunde. Zu Dießen wurden am Feste der Heiligen (am Montag nach dem Dreifaltigkeitssonntag) auch eigene Mechtildiskränzlein aus Wachs und Mechtildiskerzen geweiht. Diese galten als wirksam gegen Blitzgefahren und Hagelschlag. Man grub sie in Äcker ein und warf Stücke davon ins Herdfeuer. Nach der Klosteraufhebung verbot das Ordinariat Augsburg den Brauch, „wegen Hegung von Aberglauben". — **„Chronik von Dießen"** von Joseph Anton Hugo, Pfarrer. 1901.

94. **„Die Städte und Bezirksämter des Kreises Schwaben"** von Al. Gutbrod.

95. Panzer erwähnt in seinem zweibändigen Sammelwerke „Bayerische Bräuche und Sagen. Beitrag zur deutschen Mythologie" der Wasser- oder Pfingstlaufzüge zu Sauerlach (Oberbayern), wo das Spiel noch 1840 stattfand, zu Neuhausen (München), wo sich das Spiel auch fast bis Mitte des 19. Jahrhunderts erhielt, zu Niederalteich (Niederbayern), wo das Pfingstlreiten noch 1855 lebhaft im Schwunge war, zu Niederpöring (Niederbayern), wo der Brauch bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts bestand und wo der Pfingstl bei seiner Wanderung durchs Dorf zuerst übergossen, dann in den Bach hineingeführt und schließlich enthauptet, d. h. seines Kopfschmuckes durch einen Schlag mit hölzernem Schwerte beraubt wurde; Panzer schildert ferners das Wasservogelspiel in der Gegend von Abensberg (Niederbayern), zu Wehring, zu Holzheim, wo dem Wasservogel eine Schnur mit ausgeblasenen Eiern dreimal um den Leib geschlungen wurde, zu Dinkelscherben, Usterbach,

Weissingen, wa man erklärte, der Wasservogel sei eine alte Gattheit, welche die Gegend oor Überschwemmung schütze, zu Sontheim, Gremheim und Markt Biberbach (sämtliche in Schwaben), zu Hinterweidenthal (Rheinpfalz) rc.

Allen Wasservogel- oder Pfingstlaufzügen (es liegen mir an 30 Beispiele vor) ist gemeinsam: a) die Vermummung des Wasservogels oder Pfingstls in Schilf und frisches Laub (meist oon der Birke, dem sogen. Maibaum, oder von der Linde), oder die Einhüllung des Pfingstls in Laub und Blumen (Wiesen- und Wasserblumen) und die Verdeckung des Gesichtes mit einer Rindenlarve; b) der Umritt, beziehungsweise Umzug (aus dem Walde ins Dorf oder durchs Feld zum Bache) in Begleitung oon Knechten oder Wächtern mit hölzernen Säbeln, Spießen; c) das Sammeln von Tributen der Land- und Viehwirtschaft (Eier in den Korb, Fleisch oder Speck an den Spieß, Mehl in den Sack, Schmalz in den Hafen, Geld in den Beutel) als Lohn für die Ausführung des Opfers; d) das Übergießen, Untertauchen oder Inswasserwerfen des Opfers, um Fruchtbarkeit in Feld, Au und Wald zu erzielen, Wassernot und -Unglück abzuwenden.

Panzer erklärt hiezu: „Es sind Pferdehirten, denen der Wasservogel plötzlich erscheint und die er sich auf den besten und stärksten Rossen zu Begleitern bei seinem Umzuge unter den Menschen wählt. . . . Er kam über das Meer, über Berg und Tal angeflogen. Stürmische Wogen wühlten den Grund und trübten den Fischern das Wasser. Das erfordert des Gottes Erscheinung. Die Buben reiten um das Feld und singen ihn an.“ . . .

Jakob Grimm sagt: „Der Sinn der Handlung ist klar. Wie aus dem Eimer das Wasser (auf die serbische Dodola), so soll Regen oom Himmel auf die Erde niederströmen. Die geheime, echte symbolische Beziehung des Mittels auf den Zweck.“

Schilderung des Wasservogelspieles in „Altbayernland und Altbayernvolk“ von J. Schlicht. Vergl. betreffend des Sammelspruches „Bayerland“, Jahrgänge II und XI (Gg. Mader)!

Der schwäbische Dichter Ed. Mörike kannte den Brauch, wie er in den Anmerkungen zum Märchen vom „Stuttgarter Hutzelmännlein“ erzählt, noch aus eigener Anschauung. Er sagt: „Dieser Pfingstlümmel war ein Knabe, der vom Scheitel bis auf die Füße ganz mit frischem Grün und Feldblumen umflochten, entweder zu Fuß oder auch auf einem Pferde, von zwei anderen Burschen geführt, in der Stadt oder dem Dorfe herumzog. Den Kopf bedeckte eine ellenlange, spitze Kappe oon Laubwerk und das Gesicht war zuweilen mit Baumrinde oerlarvt. Der Verfasser fand diese Sitte (auch) noch auf der Alb, in Ochsenwang.“ — Der Grünspecht galt mancherorts als Gieß-(Regen-)oogel.

96. „Bayerland“, Jahrgang VI. Dr. Graßl über die „Leute im oberen Schwarzachtal“. — In Bergham bei Nittenau in der Oberpfalz lautet der Spruch etwas gekürzt:

„Geht der Pfingstl oon Haus zu Haus,
schaua d' Leut zum Fensta 'raus,
moana, s' war'n die Recht'n,
san an Pfingstl seine Knecht'n.
Der Erst is der Langsam
der geht an Boden (Stallboden) und kehrt 's
Gsad z'samm.
Der Zwoat is der Mistkreil,
der geht in Stall und putzt sein Gäul.
Der Dritt is der Kochlöffelstiel,
der frißt und sauft uns alles z'oiel.
Nächstens is der Pfingstl an Stallboden g'sess'n
hat eahm d' Maus a Loch neig'fress'n.
D' Maus is davo(n)
's Loch hat er no.
D' Bäuerin is a braoes Wei(b)
gibt uns glei(ch) a Oierl (Eier) a drei.
A Oierl a drei san aas no net viel
sechs oder sieben is a anders Ziel.
Gebt's uns nur kaa schwarze Kuah,
mir ham ja koan Stall dazua.
Gebt's uns nur oiel Oier und Schmalz,
daß 'n Pfingstl sein Loch wieda haalt (heilt).“

Frz. Loritz jun. in der Monatsschrift „Die Oberpfalz“.

97. Erzählung „Der Scheib'nhafbauer“ oon Emerenz Maier im „Bayerland“, Jahrgang XII 349.

98. „Deutsche Volkskunde“ oon Elard Hugo Meyer. E. M. Krauß „Die Ehrenmark“. Wanderung durch das steierische Oberland. 1892. Schlossar „Kultur- und Sittenbilder“.

99. „Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert“ von Elard Hugo Meyer.

100. Dies bestätigt auch Trinius in seinem Thüringer Wanderbuche.

101. „Altbayernland und Altbayernvolk“ oon J. Schlicht.

102. Gotofredus „Archantologia cosmica“. 1649.

103. „**Aus dem Lechrain**“ von Leoprechting. 1855.

104. Erzählung aus der Oberpfalz „Der Tropfen“ oon Joseph Baierlein.

105. **„Die sozialen und volkswirtschaftlichen Zustände des kgl. Landgerichts Eggenfelden"** von J. Wimmer. 1858. G. Schmidt „Aas dem Fichtelgebirge".

106. In der Freisinger Gegend beteiligten sich auch Mädchen am Einsammeln des Halzes zum Simmetsfeuer. — Das Werk Panzers führt 13 **Sammelsprüche** an (aus Lachhausen bei München, aus der Ingalstädter Gegend, aus der Gegend van Marktl und Niederalteich in Altbayern, aas Deffingen und Wemding in Schwaden, aas Hollfeld, Güßdach, Hallstatt, Bischberg, Trosdarf, Gundesheim und Ansbach in Franken). — Welche christlichen Heiligen alle zam heidnischen Sonnwendfeuer schließlich herhalten maßten, manchmal wahl nur des Reimspieles wegen, zeigen in köstlicher Weise folgende Stellen aas alten Sammelsprüchen:

Bei Ingolstadt: „.... Hl. Mark(u)s, schenk uns a starks!
Hl. Six(t), schenk uns a dick's!
Hl. Caloman, zünd unser Haus nöt an! ...."

Bei Marktl: „.... Der Michel und der Veitl tat'n bitten um a Scheitl ...."

Bei Niederalteich: „.... Hl. Flarian, kent (zünd) unser Haus nöt an!
Hl. Margaret, schick ans a Köpfl Met!
Hl. Veit, schick uns a grauß Scheit!
Hl. Fix, wenn mas verbrenna, hab ma nix!"

In Ansbach: „Da kommen drei Herren gegangen mit Spießen und mit Stangen.
Florian, zünd dem Mödel den Racken an, daß sie nimmer spinnen kann!
Ist ein guter Herr im Haus, langt ein Scheitlein Holz raus.
Ei, du lieber Sixt, gib uns fein ein dick's!
Ei, du lieber Hans, gid uns fein ein lang's!
Ei, du lieder Thama (Thomas), laß ein Sche tlein komma!
Wir hören drei Schlüsselein klingen und uns ein Scheitlein bringen.
Tür und Tor ist aufgegangen.
Ein Scheitlein Halz 'raus oder wir schlagen ein Lach ins Haus!

Als Danksagung salgte: Wir danken für die Gaden, die wir empfangen haben.
Wenn wir übers Jahr wieder 'rumsingen, wollen wir der Frau einen Pelz mitbringen."

In Güßdach (Franken): „.... Hl. Klas, d'scher ans a alt's Foß (Faß)!
Hl. Veit, d'scher uns a alt's Scheit!
Kammen die sieben Hex'n, — b'schern uns ön alte Kretz'n (Körbe);
kammen die sieben Flederwisch — steht die Sapp'n aaf 'm Tisch."

Des Sannwendfeuers wird auch in den Adhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften II 342 Anm. (Sterzinger) gedacht, indem es heißt: „In der Jahannisnacht zündet man die Johannisfeuer an. Unter geheimnisvallen ‚Lu ... la ... lurusen' springen in der Mühldarfer Gegend die jungen Leute darüder. Am Johannestage war es in Bajuwarien Sitte, in Qaellen oder Flüssen des Margens ader in den Stunden der Nacht sich zu baden."

Ganz im alten Heidengewande marschierte dagegen noch folgender Spruch aus Franken:

„Sieben, sieden Nanna (Wasserfräulein, Geister), b'schern an alte Tanna (Wassertonne).
ader: b'schern än alten Brunna (Brunnenrohr).
Sieden, sieben Narren (Schelme, Dömonen) b'schern ön alten Karren."

Za Kinding und um Berching im Altmäljara hüllten die Sammeljungen einen ihrer Kameraden ganz in grünes Fichtengezweig, danden ihn an einen Strick und führten ihn so durch den Ort. Sie riefen:

„Hl. Sankt Veit — gedts uns a Scheit!
Wöll's uns koa Scheit net geb'n, — wöll'n mer Haas aaf d' Seiten leg'n.
Hl. St. Brix — a lang's und a dick's!
Hl. St. Flarian — schüren mer uns a Feuer a!
Is a gute Frau im Haus — gibts gern a Scheitla 'raus.
Is a döser Mann im Haus — schlagt 'r uns mit 'n Prügel 'raus!"

Sprachfarscher Schmeller erwöhnt in seinem „Bayerischen Wörterbuch" II 300 einen Sonnwendfeuersammelspruch, den ihm 1847 die Jungen aas der Au (München) vorsangen. Die Verse haben die Form eines Kettenreimes. Unter den Heiligen, die im zweiten Teil des Spruches angerufen werden,

befinden sich außer St. Veit, St. Fix und St. Florian auch ein „hl. St. Taschendeckel, schick uns a Batzenweckel“, und ein „hl. St. Jakob, schick uns an Hackstack!“ — Das Sonnwendfeuer hatte im Schwäbischen auch den Namen „Himmelsfeuer“ (bei Ulm), „Zündelfeuer“ (Ehingen a. d. Donau).

Über das Sonnwendfeuer hat im „Bayerland“, Jahrgang XIII Ludwig Jester eine eingehende Abhandlung veröffentlicht, worin er berichtet, daß „die Kanader und nach ihrem Vorbilde die Hebräer die Kinder durchs Feuer trugen als Schutz gegen alle Übel, daß es Knabensitte in Persien war, beim höchsten Sonnenstande in Sommermitte zwecks Reinigung durchs Feuer zu springen, daß im alten Rom beim Feste der Palilien zu Ehren der Weidegöttin Pales Mensch und Vieh dreimal durchs Feuer setzten, daß Naturvölker (Kanadier) ums Feuer tanzen und über dasselbe springen rc.“

107. Mißverständlich wird auch gesagt: „Zünd an Madla ihr'n Rock net an,
daß sie drüber springen kann!“

108. „Sagen aus dem Spessart“ von Herrlein-Schober. — J. H. Wolfs **„Urkundliche Chronik von München“** 1854 berichtet, daß 1428 der Rat befahl, wegen der Brandgefährlichkeit das Sonnwendfeuer, worüber man sprang, „um sich von allen Hexen in der Luft zu reinigen“, vor die Stadt zu verlegen. 1402 (schreibt Wolf) sprang der greise Herzog Stephan der Kneyßl von Ingolstadt, der sich eben erst mit der jungen Gräfin Elisabeth von Rabenstein wieder-vermählt hatte, mit seiner Gemahlin über das Sonnwendfeuer auf dem Schrannenplatz zu München.

109. Franz Söhns **„Unsere Pflanzen“** (und ihre Stellung auch in der Mythalogie rc.). — Geßmann G. W. **„Die Pflanze im Zauberglauben“**. 1899. C. Darapsky **„Altes und Neues von der Wünschelrute“**. 1903.

Auffällig viele Pflanzen sind durch ihren Namen in Beziehung zur holdesten aller Frauen, der lieben Mutter Gottes, gebracht. Es sei nur an den Frauenschuh (Cypripedium), das Frauenkäppel (Anthyllis Wundklee), den Frauenmantel (Alchemilla Sinau), das Frauenäuglein und das Frauenhaar erinnert. „Es ist durchaus nicht zu verwundern, daß das Christentum sich der Pflanzendeutung in so hohem Grade annahm, sagt Söhns. Es mußte sich mindestens um diejenigen Pflanzen kümmern, die als Attribute der altheidnischen Gottheiten im Volke galten. Dabei wurden natürlich die Kräuter der Götter, die man zu Teufeln umschuf, zu unheilvollen gestempelt; diejenigen aber, welche germanischen Gottheiten heilig waren, die man durch christliche Glaubensgestalten ersetzte, mit einem Legendennimbus umwoben.“

110. J. Schlicht **„Altheimland“**. — Dr. M. Höfler. — C. Spindler **„Der Jude“**, Roman; deutsches Sittengemälde aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Vergl. auch Liebmann „Christliche Symbolik“ und Frz. Grundmayr „Römisch-katholische Kirchengebräuche“ 1792, wo es heißt: „Paulus, Diakon, ein Mönch zu Monte Cassino als er bei der ersten Kerzenweihe vor Rauhigkeit nicht mehr reden konnte, machte zur Ehre des hl. Johannes den bekannten Hymnus: Ut queant laxis.... und wie Zacharias erhielt er seine vorige Sprache.“

111. Vergl. Schönwerth, Dr. Rich. Andree, E. H. Meyer, J. Lippert!

112. Dr. A. Freybe „Züge deutscher Sitte und Gesinnung“. Heft III „Das Leben im Dank“.

Wilhelm Scherer sagt in seiner **„Geschichte der deutschen Nationalliteratur“**: „Schon das deutsche Volksdrama des 16. Jahrhunderts verwendet zuweilen den Narren als ständigen Lustigmacher.... Die englischen Komödianten verpflanzten dann ihren Clown auf die deutsche Bühne, den Jakob Ayrer und der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig sofort sich aneigneten.

113. M. Fastlinger **„Die Kirchenpatrozinien** in ihrer Bedeutung für Altbayerns ältestes Kirchenwesen“. 1897. — A. Bonnet ist ebenfalls der Meinung, daß beim Eindringen des Christentums die Stätten des Wodansdienstes hauptsächlich nach dem heiligen Erzengel Michael umgetauft wurden.

„Der Satan wollte sich nämlich der Leiche des Moses, den Gott im Lande Moab begrub, auf daß niemand sein Grab wissen möchte, bemächtigen unter dem Vorwande, er habe wegen der Ermordung des Ägypters ein Recht auf ihn. Der hl. Michael stellte sich zur Gegenwehr, weil er diese Leiche als die eines Gerechten für Gott in Anspruch nahm.“ P. Otto Bitschnau **„Das Leben der Heiligen Gottes“**.

114. Schönwerth berichtet in seinen „Sitten und Sagen aus der Oberpfalz“, daß das Hahnenschlagen früher zu Roding nach einer Hochzeit auf dem Marktplatze abgehalten wurde. — Wenn die Getreideernte vorüber war, um Egidientag, fing man das Bockstechen an. Früher stürzte man den Bock lebend vom Dache. So meinte man, verliere das Fleisch den üblen Geruch rc. — In manchem Bauernhof findet man heute noch im Pferde- oder Rinderstall einen Ziegenbock (mit kreuz- oder hammer-

förmiger Zeichnung auf dem Rücken). Er soll bewirken, daß die Geister nicht zukönnen. Der Teufel meint nämlich, wenn er den Bock sieht, es ist schon einer drinnen und läuft davon. Zu solcher Abwehr dient auch eine an die Scheune genagelte Eule.

115. Hübners „Chronik der Stadt Salzburg" gibt eine Beschreibung der alten Pferdeweihe am Feste des heiligen Einsiedlers Antonius am Mönchsberge bei Salzburg.

116. Panzer.

117. Ausführlicheres über Anlage ꝛc. unserer Friedhöfe und über die Darkkunst der schmiedeeisernen Kreuze soll das nachfolgende Buch bringen. Vorliegende Verse sollen eine kleine vorläufige Ergänzung zu den Sammlungen von Grabschriften ꝛc. von L. von Hörmann und A. Dreselly sein. Als Gegenstück stehe hier eine Grabschrift aus dem Friedhof zu Nieblum am deutschen Meer. In dieser, wie in den meisten anderen Grabschriften dort, wo vom Anker die Rede ist, der sich in Jesu Wunden senkt, oder vom Fernrohr, womit der Schiffer nach der Hoffnung Land ausschaut, oder vom Leuchtturm, der über das ungestüme Meer des Lebens den Weg weist, oder vom festen Damm ꝛc., wo die Grabbilder ein Schiff mit vollen Segeln und ein abgetakeltes Schiff, bei dem die Fahrt zu Ende ist, zeigten, kommt die Großartigkeit der heimatlichen Landschaft und des Erwerbslebens, das ein gewisses Heldentum bedingt, mit schlichten Worten und doch ergreifend zum Ausdruck. Dies landschaftliche Moment mangelt in unseren Grabmalversen. Derartige Anklänge finden sich bei uns höchstens in den Marterln, aber klein gegen dort.

„Allhier ruhen die Gebeine Dirck Cramers, des weyland wohlachtbaren westindischen Capitains aus Nieblum, gebohren den 26. VIII. 1725 in Boldixum, der in seinem Leben mit Gott viel gewagt, aber auch unter seiner Leitung viel Glück gehabt. Er wagte es, vom 17. Jahre an sein Leben der wilden See anzuvertrauen, unter vielen Proben der göttlichen Hülfe von 1755—1762 ein Schif nach 3 Theilen der Welt zu führen und es ward eine jede Fahrt in VI Jahren mit Segen gekrönt; er wagte es auf Göttlichen Wink, sich abwesend zu verbinden mit der tugendsamen Eyke Jensen aus Nieblum, ob er sie gleich nie gesehen, und siehe, es gelang ihm; denn er führte vom 1. Nov. 1762 fast 7 Jahre in ruhe die zärtlichste Ehe; er wagte es endlich hoffnungsvoll den 6. Aug. 1769 über das schwartze Meer des Todes zu schiffen und siehe, er kam glücklich hinüber und ankerte nach einer 44jähr. Lebensfahrt in den sicheren Hafen der seeligen Ewigkeit."

118. „Germanische Mythologie" von Dr. Eugen Magk. — „In des Knaben Wunderhorn" ist ein Lied „Einladung zur Martinsgans" nach Simon Dachs Zeitvertreiber 1700 enthalten.

119. Dr. A. Reiser „Sitten und Gebräuche des Algäus". — Der „Sachsenspiegel" sagt über die Zinstage: Am Urbanstag war der Wein- und Baumgartenzehent, an Walburgi der Lämmerzehent, an unserer lieben Frauentag-Wurzweih der Gänsezehent, an Johannes der Täufer aller Fleischzehent, am Margarethentag der Karnzehent verdient (fällig), an Bartholomäi alle Pfleg und Zins.

120. J. Schlicht „Altbayernland und Altbayernvolk". — Hirtenspruch aus Saldenau im Bayerischen Walde von Rud. Scheibenzuber im „Bayerland", Jahrgang XII.

121. „Bayerland."

122. Dürre „Geschichte der Stadt Braunschweig". Ja. Ludovicus Gotofredus erzählt in seiner „Archontologia cosmica" 1649 auch von einem Nikolausfeste für die Schüler in Franken: Am Nikolaustag betet man in den Kirchen vor den Altären des Heiligen. Da wählen die Schulkinder aus ihrer Mitte einen Bischof und zwei Diakone, hüllen ersteren in ein bischöfliches Gewand und ziehen dann zur Kirche, wo sie am Gottesdienste teilnehmen. Ist dieser vorüber, gehen sie singend von Haus zu Haus und sammeln Geld. Solche Gabe wollen sie aber nicht als Almosen angesehen wissen, sondern betrachten sie als eine mildtätige Spende, worauf der Bischof Anspruch hat. — Am St. Nikolaustag werden die kleinen Kinder an das Fasten gewöhnt. Damit sie solches lieber tun, wird den Kindern, wenn sie schlafen, insgeheim ein kleines Geschenk in die Schuhe gesteckt und die Eltern geben dann vor: Das hat St. Nikolaus gebracht. Die Überraschung wirkt so nachhaltig, daß man die Kinder zum Essen wieder zwingen muß. — Zurzeit der Philantropen durfte St. Nikolaus nicht mehr erscheinen, sondern man ließ ihn Briefe schicken, die man den Kindern am Abend vorlas.

123. A. Regnet „München in guter alter Zeit". 1879. Schmeller. „Chronik von dem Markt und der Pfarrei Diessen" von Jos. Ant. Hugo. 1901.

124. Mündlich und Dr. Reiser „Sitten und Gebräuche des Algäus".

125. Schmeller und „Bavaria".

126. „Rhönspiegel" von L. Höhl.

127. Pfister „Merkwürdigkeiten der Stadt Nürnberg". 1833.

128. „Bavaria, Landeskunde.."

129. Man hat den Versuch der christlichen Umwandlung der Klöpfelnächte in alter Zeit auch gemacht und hat die Bursche fromme Lieder statt der alten Klöpfelsprüche singen lassen. Das taten die Bursche vornehmlich den Jungfrauen zu lieb. Am Stephaniabend nach dem Gebetläuten, wenn die Jünglinge dann um ihren Lohn, das Singats, vorsprachen, wurden sie von den Mädchen mit Schnaps und Birnzelten bewirtet. (Algäu und Illertal.) — Oft ist da, wo das Fitzeln üblich ist, das Klöpfelgehen nicht gebräuchlich. — In dem Buche „De omnium gentium ritibus" 1520 sagt Joannes Boemus betreffs der Klöpflesnächte von den Franken: „In trium quintarum feriarum noctibus, quae proxime domini nostri natalem praecedunt, utriusque sexus pueri domesticatim eunt ianuas pulsitantes cantantesque futurum salvatoris exortum annunciant et salubrem annum, unde ab his qui in aedibus sunt pyra poma nuces et nummos etiam percipiunt." — August Hartmann erwähnt in **„Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbayern"** 1875 (München) einer Sammlung „Ansinglieder &c.", gedruckt zu Strauding 1590, und einer Sammlung Neujahransingformeln, die 1495 von Joh. Grels, rector scolarum in Benediktbeuern geschrieben wurden.

Die Nürnberger Fastnachtspieldichter und Meistersänger Hans Folz und Hans Rosenblüt, welche im 15. Jahrhundert lebten, tun des Klöpfelgehens auch bereits Erwähnung. — Im Pinzgau werden die Rauchnächte „Boßelnächte" genannt; man klopft und räuchert da die bösen Geister aus.

130. Das hat auf die Unbescholtenheit, beziehungsweise Bescholtenheit der Braut Bezug.

131. In der Erdinger Gegend hält nun der Mesner den Brautleuten das Meßbuch vor und sie legen darauf ein schwarzseidenes Halstuch, ein Stücklein süßer Torte und eine Zitrone mit eingestecktem Rosmarinzweig als Dank für den Pfarrer und zum Zeichen der Ladung desselben als Freigast zur Hochzeit. J. Gierl, „Bayerland", Jahrgang IV.

132. Mancherorts ist das Verschnüren nicht mehr üblich. Da halten die Ministranten einen Zinnteller hin und bitten um eine Gabe.

133. Ähnliche Verse finden sich bereits bei P. Abraham a Santa Clara in seinem Büchlein „Merks Wien" 1680 in dem Kapitel, wo er vom Ehestand redet: Abr. mortuna est: „Will er sauer so will ich süß; will er Mehl, so will ich Gries." &c.

134. Vergl. hiezu den Schluß des sogen. Pfefferliedles der Pfeffermodl bei einer Hochzeit im Badischen. E. H. Meyer „Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert".

135. Mit etlichen, dankenswerten Mitteilungen über Aibling ging mir Herr Lehrer K. Knapp an die Hand. — Bemalte Möbel waren einmal beim Landvolke und in Kleinstädten sehr beliebt. In Tölz hatte sich deswegen eine eigene Industrie herausgebildet. Tölzer Kästen und Truhen &c. wurden auf Isarflößen weithin verschickt und nicht bloß im Gebirge, sondern auch in den Städten des Flachlandes auf Märkten gerne gehandelt. Als Bemalerin von Kästen war besonders die Appelkistlerin von Tölz berühmt. — Für Architekten und Kunstfreunde, welche der Fassadenmalerei Interesse entgegenbringen, sei auf die Prachtwerke von Franz. Zell und von Aufleger mit Text vom Kunsthistoriker Dr. Haim (**„Bauernhäuser im bayerischen Hochland"**) empfehlend hingewiesen. Meine Ausführungen seien eine kleine Ergänzung.

136. Die Esche sieht man vornehmlich in den Marschen, die Eiche in Niedersachsen. Hollunder und Linde sind als Schutz- und Hausbäume über ganz Deutschland verbreitet.

K. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn in München.